Curtman

Lesebuch

für

die Stufe der Anschauung,

von

Dr. W. J. G. Curtman,
Direktor des Schullehrer-Seminars zu Friedberg.

Dritte vermehrte Auflage.

Gießen, 1853.
Verlag von Ernst Heinemann.
(Heyer's Universitäts-Buchhandlung.)

Druck von J. P. Streng in Frankfurt a. M.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Die erste Auflage dieses Büchleins war im Jahr 1845 am Gedächtnißtage Pestalozzis erschienen, die zweite kam in das unruhige Jahr 1848 und war im Wesentlichen nur Abdruck der ersten. Jetzt ist die Zeit gekommen, sich des Büchleins wieder in soweit anzunehmen, als bei einem Schulbuche überhaupt Veränderungen erlaubt sind. Der Verfasser muß doch zeigen, daß er sein Kind nicht lieblos vernachläßigt, nachdem es einmal in die Welt gestoßen war. Ich habe dabei zwei gegen mich geäußerte Wünsche berücksichtigt. Zuerst den, daß die 1. Abtheilung Vorübungen mit ihrem gröberen Druck etwas reichlicher ausgestattet seien. Zu diesem Zweck habe ich die Nummern 37 bis 42 etwas vorangeschoben, also den Text nicht vermehrt, sondern nur anders gestellt. Zweitens ist die Zahl der Gedichte um einige vermehrt worden und zwar, was die Nummern 157—59 betrifft, durch eigne

Arbeit. Ich wollte versuchen, ob der kindliche Sinn in mir noch nicht erstorben sei. Nr. 160 ist von K. Enslin.

Hoffentlich werden die etwaigen Reduktionen der deutschen Schulen den Anschauungsunterricht nicht treffen. — Dann wird es diesem Büchlein an einem Wirkungskreise nicht fehlen.

Friedberg im Oktober 1852.

Curtman.

Inhalt.

I. Abtheilung.

Vorübungen.

II. Abtheilung.

Beschreibungen.

III. Abtheilung.

Erzählungen.

IV. Abtheilung.

Poesien.

V. Abtheilung.

Grammatische Uebungen.

I. Abtheilung. — Vorübungen.

1. Tisch.

* Der Tisch ist viereckig. Die Platte des Tisches ist eben. In dem Tische findet sich eine Schublade. Den Tisch macht der Schreiner. Die Tische dürfen nicht wackeln. Die Seiten der Tische sind von ungleicher Länge. Auf den Tischen stehen oft Speisen und Getränke. Man beschlägt die Tische zuweilen mit Wachstuch.

2. Messer.

Ein Messer muß einen Stiel haben. Die Klinge eines Messers ist von Stahl. Mit einem Messer kann man schneiden. Der Metzger braucht ein scharfes Messer. Messer sind gefährliche Spielzeuge. Die Klinge mancher Messer ist zweischneidig. Mit Messern werden die Schweine geschlachtet. Der Scheerenschleifer schleift auch Messer.

3. Buch.

* Ich habe nur dieses Buch. Du bist mir lieb, mein Büchelchen. Wir wollen unsere Bücher schonen, denn sie kosten Geld. Mein Buch ist noch neu; ich habe es von dem Buchbinder gekauft. Es hat eine bunte Decke. Ihr werdet doch eure Bücher nicht zerreißen! Wißt ihr nicht, daß die Bücher von Papier sind? Aus den Büchern können wir lernen. Auf jedem Blatte des Buches sehe ich Buchstaben. Ich kenne sie alle. Mein Lehrer kennt sie aber besser. Er liest viel schneller als ich.

4. Thier.

* Das Thier athmet und lebt. Der Körper des Thieres ist dem des Menschen ähnlich. Einige Thiere laufen, andere hüpfen, noch andere fliegen oder schwimmen, wieder andere kriechen. Viele Thiere sind mit Haaren bedeckt, manche mit Federn, andere mit Schuppen; die Haut von einigen ist nackt, andere haben einen festen Ueberzug wie von Horn.

Die großen Thiere verzehren oft die kleinen. Zu den Vögeln gehören die schönsten Thiere. Die Schmetterlinge sind niedliche Thierchen. Viele Vögel haben bunte Federn. Die nackte Haut der Würmer ist nicht schön. Nicht alle Thiere haben rothes Blut.

Die Augen der Thiere sitzen an dem Kopf. Die Eier der Vögel sind entweder rund oder länglich rund. Die Farbe der meisten Eier ist weiß. Die Stimmen der Thiere sind sehr verschieden. Der Gesang der Vögel ergötzt uns. Das Brüllen der Ochsen erschreckt uns. Das Quaken der Frösche mißfällt uns. Ich höre gern das Summen der Bienen, den Schlag der Wachtel, und das Zwitschern der Schwalben. Viele Thiere dienen zur Freude der Menschen.

5. Baum.

* Jeder Baum hat einen Stamm, Wurzeln und Aeste. Die meisten Bäume blühen, tragen Blätter und Früchte. Die Rinde umgibt den Stamm. Wir nennen die Früchte vieler Bäume Obst.

Die Blätter sitzen an dem Stiele. Die Wurzeln stecken in der Erde. Die Aeste theilen sich in Zweige. Der Baum wächst aus einem Kern oder Samenkorn. Der Baum breitet seine Aeste über die Erde. Die Blüthen kommen vor der Frucht. Mit den Wurzeln hält sich der Baum fest. Von den Bäumen bekommen wir Holz. Die Bäume verbreiten Schatten um sich her. Der Saft steigt aus den Wurzeln nach den Aesten.

6. Stein.

* Die Steine wiegen sehr schwer. Man kann hart auf einen Stein schlagen, bis er zerbricht. Manche Steine liegen tief unter der Erde. Ein Stein wächst nicht jährlich wie die Pflanze. Manche Steine trifft man sehr häufig an, andere werden selten gefunden. Einige Steine lassen sich bequem behauen, andere sehr schwer. Kinder sollen mit Steinen nicht unvorsichtig werfen.

Ein Stein sah ehemals fast ebenso aus wie jetzt. Manche Steine sind ganz mit Moos bewachsen. Selten findet man glatte Steine; meistens sind sie rauh und eckig. In jedem Jahre wird eine sehr große Masse Steine zum Bauen gebraucht. Der Stein des Scheerenschleifers läuft geschwind herum. Deßhalb macht er das Messer in kurzer Zeit scharf.

7. Obst.

* Reifes Obst ist gesund. Von unreifem Obste wird man krank. Die Kerne des unreifen Obstes sind weiß. Iß ja nicht alles Obst, welches du findest! Der beste Apfel ist der Borsdorfer. Die Schale des reifen Apfels ist dünn. Aus dem kleinen Kerne des Apfels wächst ein großer Baum. Den ersten Apfel eines Bäumchens soll man aufheben. Die weiche Birne wird leicht faul. Die Farbe der reifen Pflaumen ist blau oder gelb oder roth. Aus der grünen Kirsche wird allmählich eine rothe. Die Spatzen fressen die süßeste Kirsche am liebsten. Manches junge Bäumchen wird von muthwilligen Knaben verdorben. Der Geschmack einer guten Traube übertrifft den der besten Birne. Von einer frischen Nuß läßt sich die Schale ablösen. Manche Leute essen lieber eine getrocknete Zwetsche als eine frische. Manche blauen Trauben werden eher reif als die weißen. Haarige Stachelbeeren sind mir lieber als glatte. Die Farbe der wilden Erdbeeren ist immer roth. Wenige Leute

mögen etwas von schwarzen Johannistrauben wissen. Der Geruch recht reifer Erdbeeren ist angenehm. Alle saftigen Früchte löschen den Durst. Viele Thiere sind Freunde der süßen Obstsorten. Saure Früchte mögen nur wenige.

8. Schule.

* Wir haben nur einen Lehrer, aber es sind unser viele Schüler. Wir sitzen auf Bänken, er auf einem Stuhle. Auf einer Bank sitzen sechs bis acht Kinder. Wenn sie gedrängt sitzen, können sie nicht gut schreiben. Die Schiefertafeln sind unser Eigenthum; die hölzernen Tafeln gehören der Schule. Es ist gut zwei Griffel zu haben, wenn etwa einer verloren geht. Ich halte den Griffel zwischen drei Fingern. In der ersten Woche, als ch in die Schule ging, fürchtete ich mich; in der zweiten schon nicht mehr. Wir gehen schon im zweiten Jahre in die Schule. Wie lange werdet ihr noch in die Schule gehen? Wann werdet ihr in der Bibel lesen können?

9. Die Vögel.

* Wie heißen die Thiere, welche Nester bauen, Eier legen, zwei Beine, zwei Flügel und einen Schnabel haben, und welche mit Federn bedeckt sind? Welche Vögel können schwimmen? welche können den ganzen Tag fliegen? welchen wird das Fliegen am sauersten? Wozu braucht der Vogel seinen Schnabel? Wovon leben die zahmen Vögel? Woraus bauen die kleinen Vögelchen ihre Nester? Was schützt sie vor Kälte? Wer fängt und frißt die kleinen Vögel? Was thun böse Knaben oft den Vögeln? Womit füttern die Vögel ihre Jungen? Welches ist der größeste Vogel, den du gesehen hast? welches der kleinste? Welcher singt am schönsten? welcher hat die die schönsten Federn? Woran kennt ihr die Vögel überhaupt? woran die Gans? woran die Taube? endlich woran die Schwalbe?

10. Das Glas.

* Das Glas ist durchsichtig, hart und zerbrechlich. Die Fensterscheiben sind von Glas, also durchsichtig, hart und zerbrechlich. Auch das stärkste Glas zerbricht. Ich weiß es aus Erfahrung; denn ich habe schon manches Glas zerbrochen. Vielleicht werde ich in Zukunft keines mehr zerbrechen. Glasscherben schneiden. Ein Knabe schnitt sich einst mit einer Glasscherbe so hart in die Hand, daß sie viele Wochen lang verbunden werden mußte. Wir werden uns wohl hüten, daß es uns nicht auch so geht. Das Glas wird nicht aus der Erde gegraben, wie die Steine; es wächset auch nicht aus der Erde, wie das Holz. Woher bekommt nun der Glaser seine Scheiben? Wer verschafft uns alle gläsernen Geschirre? Das Glas kommt von der Glashütte; dort wird es geschmolzen und gegossen oder wie Seifenblasen geblasen. Ihr werdet hoffentlich einmal eine Glashütte sehen. Das Eis gleicht dem Glase an Härte und Durchsichtigkeit. Doch habe ich auch schon Eis und Glas gesehen, welches nicht durchsichtig war. Ein thörichter Mensch wollte einst Glas biegen; aber Was geschah? Es brach in tausend Stücke. Wer Eis biegen wollte, dem würde es nicht besser gehen.

11. Das kranke Kind.

* Ein Kind war krank und schrie vor Schmerz. Man rief den Arzt, der gab ein Glas voll Trank und sprach: Nimm Das hübsch ein, so wird dir's wohl. Das Kind sprach ja; allein der Trank war gar nicht süß. Es spie ihn weg, und schrie noch mehr. Dir Mutter bat, allein umsonst, es stieß den Trank ihr aus der Hand. Da blieb es krank, ward kränker noch. Am andern Tag, da war's zu spät, ihm half kein Arzt vom bittern Tod. Es starb, und liegt längst in dem Grab.

12. Das Ackermännchen.

Wenn die Kinder eine Bachstelze hüpfen sehen, rufen sie: Ackermännchen spitz' die Schar, morgen wollen wir an den Acker fahr'n. Das kommt daher, weil die Bachstelzen hinter dem Pfluge des Ackermanns herlaufen, und die Würmer auflesen, welche herausgeackert werden. Auch sind die Bachstelzen gar niedliche Vögel, welche den Kindern gefallen müssen. Denn sie hüpfen den ganzen Tag an kleinen Wassern oder an Fahrwegen hin und her, fliegen eine kleine Strecke und setzen sich wieder, um Mücken, Fliegen und Schnaken zu haschen, welche sonst den Menschen sehr beschwerlich fallen würden. Dabei bewegen sie beständig ihren Schwanz auf und ab, und haben keinen Augenblick Ruhe. Sie fürchten sich nicht vor den Menschen, sondern lassen sie ganz nahe kommen. Wenn man sie aber in Stuben oder gar in Käfige sperrt, sterben sie meistens bald, weil sie gewohnt sind sich in freier Luft zu bewegen.

13. Der Storch.

Ei, wie hoch steht der Storch auf seinem Neste mit seinen langen Beinen und seinem langen Halse! Man meint er stünde auf Stelzen. Und sein Schnabel klappert beständig wie eine Mühle. Neben ihm stehen die Jungen. Ich glaube es sind ihrer drei. Eins ist aus dem Neste auf das Pflaster gefallen, denn es konnte noch nicht fliegen. Die Jungen sind gerade so weiß und schwarz wie die alten Störche. Auch ihre Beine und ihr Schnabel sind so roth. Bald werden sie groß genug sein, um mit auf die Wiese zu fliegen. Dann holen sie sich selbst die Frösche, welche ihnen jetzt die Alten bringen. Sieh, jetzt breitet der alte Storch die Flügel aus, und fliegt über das Dach weg, die Beine zieht er an den Leib, und fort geht es. Die Kinder auf der Straße rufen ihm nach: Storch,

Storch Steiner, mit den langen Beinen, mit den kurzen Knien; Jungfrau Marie hat ein Kind gefunden, war in Gold gebunden. Flieg über's Bäckerhaus, hol drei Weck' heraus, mir einen, dir einen und den Andern auch einen.

14. Die Farben.

Wieviel Farben hat der Regenbogen? Vier, nämlich blau, grün, roth und gelb. Und diese sind wieder theils hell, theils dunkel. Die rothe Farbe gefällt mir am besten, denn roth ist die Rose und die Nelke, die schönsten unter den Blumen. Auch das Blut ist roth und die Kirsche, und der blühende Klee. Aber auch die gelben Aepfel sind schön und die reifen Birnen, auch die gelben Violen im Garten und die Butterblumen auf der Wiese. Selbst das Gold und die Sonne, der Mond und die Sterne erscheinen uns gelb. Doch thut es den Augen wohl, wenn sie das Grün der Gewächse sehen. Wie herrlich nimmt sich im Frühling die grüne Saat aus und der Wald mit seinem jungen Laub! Ich möchte nicht in einem Lande wohnen, wo man nichts Grünes sieht. Auch die blaue Farbe ist mir lieb. Ich schaue so gern den Himmel an, wenn er rein von Wolken ist, und unter den Blumen gefällt mir das Veilchen und das Vergißmeinnicht. Auch der blühende Flachs ist eine Zierde des Feldes. Doch ist es gut, daß nicht Alles blau, grün, roth und gelb ist, auch weiß und schwarz, grau und braun müssen manche Dinge aussehen. Sonst wäre es nicht so schön in der Welt.

15. Hänschen.

Hänschen jagte einmal in dem Garten einem bunten Schmetterlinge nach. Allein weil der Schmetterling gut fliegen konnte und vorsichtig war, so konnte ihn Hänschen nicht fangen. Da wurde der Knabe är-

gerlich, und rief: Ich fange dich doch! Er nahm seinen Hut von dem Kopfe, und wollte den Schmetterling, der gerade auf einer Blume saß, damit bedecken. Allein in seinem Eifer dachte Hänschen nicht an den Graben, welcher zwischen ihm und der Blume war. Er rannte blindlings fort, und stürzte bis an den Leib in das Wasser, Der Schmetterling blieb ruhig auf seiner Blume sitzen, Hänschen aber mußte naß nach Hause gehen.

16. Der März.

* Es ist März, da fängt der Frühling an. Der Schnee ist geschmolzen, aber in den Bächen und Flüssen ist noch viel Wasser. Des Nachts gibt es auch noch ein wenig Eis, aber am Tage scheint die Sonne schon warm, und sie geht erst um sechs Uhr des Abends unter. Manche Vögel sind wieder in ihre Nester gekommen. Ich habe den Storch gesehen und viele Lerchen in dem Felde gehört. Die Wiesen fangen an grün zu werden, und die Knospen der Bäume springen beinahe auf; manche Sträucher sind mit Kätzchen statt der Blüthen behangen. Die Veilchen sind aber noch selten; hinter der Hecke in dem Sonnenscheine werden sich wohl einige finden.

17. Der April.

Der April neckt die Leute mit seinem Wetter. Bald regnet es, bald schneit es, bald ist der schönste Sonnenschein. An den meisten Tagen muß man noch Feuer im Ofen haben. Aber die Tage sind schon lang. Auch sind die Wiesen und viele Bäume grün. Einige Bäume blühen sogar schon, aber noch nicht alle. Auch Blumen sind zu sehen in den Gärten und auf dem Rasen. Doch die schönsten werden erst noch kommen. Die Vögel singen des Morgens in aller Frühe, auch sieht man sie mit Halmen und Moos hin und her fliegen.

Sie wollen Nester bauen. An Schmetterlingen und Käfern ist auch kein Mangel; selbst Mücken spielen in der Sonne. Und die Bienen und die Ameisen werden alle Tage geschäftiger. Die größeren Thiere haben schon Junge; ich habe Lämmchen gesehen, welche lustig auf der Weide sprangen. Aber auch die Menschen sind thätig. Auf den Feldern sieht man die Landleute pflügen, eggen und säen; in den Gärten wird gegraben, gerecht, gesät, und Alles für den kommenden Sommer vorbereitet.

18. Der Sperling.

Was für ein Vogel ist das? Er sieht grau aus, und ist so groß als eine Schwalbe. Er sitzt bald auf dem Dache, bald auf einem Baume, bald hüpft er auf der Erde, bald flattert er in der Luft. Er ist den ganzen Tag geschäftig, und ruft in einem fort: tschirp, tschirp. Der Strohhalm, welchen er unter das Dach trägt, soll ihm zum Bau seines Nestes dienen. Später, wenn Junge darin sitzen, wird er ihnen Raupen und Maikäfer zum Futter bringen. Dieser lustige Vogel ist kein anderer als ein Spatz, welchen man auch Sperling nennt. Wir hätten die Sperlinge gern, wenn sie blos tschirpten und Raupen fräßen, allein sie thun uns auch Schaden im Garten und auf den Feldern. Deßhalb werden sie geschossen, oder gefangen und ihre Nester zerstört. Kinder sollen Dies aber nicht thun, und quälen soll sie Niemand.

19. Die fünf Sinne.

* Ich sehe, ich höre, ich fühle, ich rieche, ich schmecke. Was siehst du denn? Menschen, Thiere, Gewächse, Steine, auch den Himmel. Alle diese Dinge hat Gott erschaffen. Aber ich sehe auch eine Menge Dinge, welche die Menschen gemacht haben: Häuser, Scheuern, Ställe, Mauern, Brunnen, Pumpen und Wer kann

es alle nennen! Wenn es dunkel ist, sehe ich Nichts. Blinde Menschen können am hellen Tage Nichts sehen. Wie unglücklich sind sie! Wie viel Schönes ist für sie verloren!

Was hörst du denn? Die Stimme der Menschen und der Thiere, den Schall der Trommel, den Klang der Glocken, das Brausen des Windes, das Geklingel der Schellen, den Ton der Pfeife. Einiges lautet angenehm, Anderes unangenehm. Wenn der Esel schreit, halte ich mir die Ohren zu. Ein Mensch, welcher Nichts hört, ist taub. Kann er nicht sprechen, so ist er stumm. Kann er weder hören, noch sprechen, so ist er taubstumm. Ich habe Mitleid mit den blinden, tauben, stummen und taubstummen Menschen.

Was fühlst du denn? Ich fühle, ob die Luft kalt oder warm ist; ich fühle, daß die Rinde der alten Bäume rauh, die der jungen glatt ist. Das Fell des Maulwurfs ist weich, die Steine sind hart, das Messer ist spitz und scharf, der Keil des Holzmachers ist stumpf. Alles Dies weiß ich durch mein Gefühl. Ich weiß auch, daß Schläge wehe thun, daß der Rauch die Augen beißt, daß der Stich einer Biene schmerzt.

Einige Speisen schmecken gut, andere schlecht. Den Kindern schmecken süße Speisen besonders gut, zum Beispiel Zucker, Kirschen, Pflaumen, Erdbeeren. Doch auch manche sauren Früchte schmecken angenehm. Die bittersten Arzneien sind oft die gesündesten. Es gibt Kinder, welche niemals etwas Bitteres essen oder trinken mögen. Der Kranke muß aber saure und bittere Arznei schlucken, wenn der Arzt es befiehlt.

Wir schmecken mit der Zunge und dem Gaumen, aber zum Riechen dient uns die Nase. Wir riechen den Duft, welcher aus den Blumen aufsteigt, aber auch den Gestank, welchen faule Dinge verbreiten. In einem Schafstalle riecht es nicht gut; bei einer Dunggrube auch nicht. In einer Apotheke riecht es gut, aber

in einem Blumengarten doch noch besser. Manche Menschen lieben den Geruch des Veilchens mehr, als den der Rose. Ein Knabe, welcher einen todten Maulwurf fand, hielt sich die Nase zu; ich hätte es auch so gemacht.

20. Der Abend.

Es wird Abend; die Sonne sinkt an den Rand des Himmels, die Wolken in ihrer Nähe färben sich roth. Die Hitze hat aufgehört, es weht ein kühles Lüftchen, über dem Wasser erhebt sich Nebel, das Gras wird von dem Thau befeuchtet. In der Luft spielen Mücken in zahllosen Schwärmen, die Vögel in den Büschen singen ihr letztes Lied, die Bienen kehren zu ihren Stöcken zurück, und Alle schicken sich an zu schlafen. Desto munterer quaken die Frösche in den Pfützen, die Maikäfer schwirren, Fledermäuse flattern umher, und Glühwürmchen leuchten in der Dämmerung. Die Arbeiter sind von dem Felde zurückgekehrt und die Viehheerden von der Weide. Alles ist müde, und sehnt sich nach Ruhe. Aber Menschen und Thiere sind auch hungrig und warten auf ihr Abendbrod. Die rauchenden Schornsteine und die heimkehrenden Wägen mit Futter zeigen, daß dafür gesorgt wird. Bald werden Alle satt sein und sich dem Schlafe überlassen.

21. Der Morgen.

Die Nacht ist vorüber, es wird hell, die Morgendämmerung brginnt. Die Hähne haben sie schon eine Zeit lang verkündigt, die erwachenden Vögel zwitschern vor den Fenstern. Die Landleute verlassen ihr Bette, füttern das Vieh im Stalle, schirren die Pferde an, und gehen an ihre Arbeit. Die Sonne ist unterdessen hinter den Bergen hervorgekommen, ihre Strahlen wecken die noch schlafenden Thiere. Die Bienen fliegen aus

ihrem Stocke hervor, und suchen in den Blumen und Blüthen Honig. Die Tauben fliegen auf den Hof oder ins Feld, um ihr Frühstück zu finden. Auf den Wiesen und auf den Feldern glänzt Alles von hellen Thautropfen. Was gestern dürre war, ist heute wieder frisch geworden, die Menschen, welche gestern müde und schläfrig waren, sind jetzt wieder stark, und gehen munter an ihre Arbeit. Auch die Thiere sind fröhlicher als an dem Mittage. Nur die Langschläfer liegen noch im Bette.

22. Karo.

Der Jäger, welcher in dem Forsthause wohnt, hat einen Hund Namens Karo. Es ist ein Hühnerhund von brauner Farbe, mit weißer Brust und weißen Füßen; der Schwanz ist ihm abgehauen und nur noch etwa handlang. Karo ist mit seinem Rücken gerade so hoch als ein Stuhl; wenn er sitzt, kann er seinem Herrn den Kopf gerade in den Schooß legen. Obgleich er große Stärke besitzt, und ein gewaltiges Gebiß hat, ist er doch ein gar gutmüthiges Thier, welches keinem Menschen Etwas zu Leide thut. Vor größeren Hunden fürchtet er sich nicht, aber kleinere greift er niemals an. Sein Appetit, besonders nach einer Jagd, ist außerordentlich groß, allein auf leckere Kost kommt es ihm nicht an; er begnügt sich mit Kartoffeln und Brod, worüber ihm warmes Wasser mit etwas Mehl gegossen wird. Was nicht für ihn bestimmt ist, das rührt er nicht an, und wenn er auch allein in der Küche wäre. Besonders rührt er kein Wildpret an. Desto mehr freut er sich, wenn sein Herr nach dem Gewehre greift und den Ranzen umhängt. Dann folgt er ihm auf dem Fuße nach, und macht allerlei vergnügte Sprünge, bis ihm der Herr befiehlt, Was er thun soll.

23. Die Maaße.

† Wenn man wissen will, wie groß ein Ding ist, so muß es gemessen werden. Von einigen Dingen will man wissen, wie lang sie sind, von anderen wie breit, oder wie dick. Von einigen Gegenständen mißt man die Höhe, von anderen die Tiefe, von noch anderen den Umfang; zum Beispiel?

Aber womit mißt man? Der Schneider mißt mit der Elle, der Zimmermann mit einem Richtscheit oder mit einer Schnur, der Schreiner (Tischler) mit einem Maaßstabe, den man in die Tasche stecken kann. Das Getraide aber, das Oel, der Wein werden ganz anders gemessen. Man schüttet sie in Gefäße von Holz oder von Blech, wovon eines das Simmer (Scheffel) heißt, anderes die Meste, ein drittes der Schoppen (Quart), noch eines die Maaß.

24. Der Fuß, der Zoll, die Elle.

† Die Menschen gebrauchten schon lange ihren Fuß zum Maaße; aber ein Fuß ist nicht genau so groß als andere. Die Sohle eines Mannes ist fast noch einmal so lang als die eines Kindes, und gewiß um einen Zoll länger als die einer Frau. Und unter den Männern selbst ist wieder ein gar großer Unterschied. Darum war es nöthig, daß man über ein Maaß einig wurde, welches als Fuß gelten sollte, und daß Alle nur diesen Fuß gebrauchten, und keinen andern. So hat man jetzt in jedem Lande einen Fuß, der auf eisernen oder messingenen oder hölzernen Stangen abgezeichnet ist. Dieser Fuß ist gewöhnlich in 12 Zoll eingetheilt, an manchen Orten auch nur in 10. Ein halber Fuß hat dort 6, hier 5 Zoll, und ein Zoll ist ungefähr so lang als ein Glied des Daumens. Sechs Fuß (das ist ungefähr so hoch als ein Mann, oder so viel er mit seinen Armen umspannen kann) heißen ein Klafter, 12 Fuß

eine Ruthe. In manchen Ländern hat das Klafter 10 Fuß, so groß ist aber kein Mensch. Zwei Fuß machen gewöhnlich eine Elle; bisweilen kommen noch etliche Zoll hinzu.

Nun laßt uns einmal messen! Meine Hand ist ungefähr einen halben Fuß breit, aber sie ist 8 Zoll lang. Miß die Höhe dieses Stuhls! Er ist bis zum Sitze 2 Fuß hoch. Die meisten Tische sind 3½ Fuß hoch, aber ihre Länge und Breite ist sehr verschieden. Zimmer von 12 Fuß Höhe sind schön und gesund, aber auf dem Lande selten. Auf einen gewöhnlichen Schritt kommen 2½ bis 3 Fuß. Versucht es einmal mit euren Schritten. Die Leinwand wird mit der Elle gemessen, sie ist gewöhnlich 6 Viertelellen breit, bisweilen auch 2 Ellen; wie lang aber ein Stück Leinwand sein soll, das hängt von der Menge des Garns ab, das man dem Weber gibt. Das wollene Tuch ist gewöhnlich 2¼ Elle breit, oft auch 2½, der Kattun aber nur ⁵⁄₄ Ellen. Zu einer Weste bedarf ein Mann gewöhnlich 1 Elle schmalen Zeugs; zu einem Paar Hosen 2¼ Ellen breiten Zeugs, zu einem Oberrock wenigstens 4 Ellen. Es wäre gut, wenn ihr euch eine Schnur machtet, worauf der Fuß und die Elle und der Zoll durch Knoten oder sonstige Zeichen angedeutet wäre. Dann könntet ihr Alles messen, was euch vorkäme.

25. Die Ruthe, die Meile.

† Ein Haus ist oft 8 Ruthen lang, ein Acker vielleicht 100. Die Landstraßen haben gemeiniglich eine Breite von 3 Ruthen oder wenigstens 3 Klaftern. In einer Stunde kann ein Mensch 5000 Schritte machen, oder einen Weg von 15000 Fuß zurücklegen. Wenn aber die Fuße größerer Art sind, und nicht 10, sondern 12 Zoll haben, so gehen nur 12000 auf eine Stunde Wegs, und eine Strecke von 2 solchen Stunden oder 24000 Fuß heißt eine Meile. Manches Haus ist 60

Fuß hoch, mancher Thurm 300, mancher Berg 2000. Berge, welche eine Meile hoch sind, gibt es nicht in Deutschland. Allein es gibt Berge, welche man erst in 3 Stunden ersteigt, denn der Weg geht um, und ist beschwerlich. Es gibt Städte in Deutschland, welche 1 Meile von einander entfernt sind, aber auch solche, deren Entfernung 50 Meilen, ja 100 und sogar 200 beträgt. Da muß man lange fahren, und noch viel länger gehen, bis man aus einer in die andere kommt.

26. **Der Hund, das Säugethier.** (Sonst S. 41.)

* Der Hund ist ein Thier. Er hat vier Füße. Also ist der Hund ein vierfüßiges Thier. Die meisten vierfüßigen Thiere sind mit Haut und Haaren bedeckt, der Hund auch. Der Hund hat einen Kopf, einen Hals, einen Rücken, eine Brust, einen Leib, einen Schwanz wie alle vierfüßigen Thiere. An dem Kopf hat er zwei Augen, zwei Ohren, eine Stirn, eine Nase, ein Kinn, einen Mund. Das Nämliche haben alle vierfüßigen Thiere. In dem Maule des Hundes sind viele Zähne, um diese sind Lippen, inwendig ist die Zunge und über derselben der Gaumen. Dies ist ebenso bei den übrigen vierfüßigen Thieren. Die Hunde säugen ihre Jungen. Darum sind sie Säugethiere.

Es gibt weiße, schwarze, braune, gelbe, und gefleckte Hunde. Ihr Haar ist bald glatt, bald kraus, bald zottig. Das ist nicht ebenso bei allen Säugethieren. Der Hund hat scharfe Eckzähne, er kann hart beißen, selbst Knochen kann er zernagen. Das können nicht alle Thiere. Der Hund frißt Fleisch, aber auch Suppe, Gemüse, Brod, ja fast Alles, was die Menschen essen. Es gibt andere Thiere, welche lieber Gras fressen, oder auch Hafer, oder Mäuse oder Frösche.

Der Hund bellt. Nicht alle Säugethiere bellen. Einige brüllen, andere wiehern, andere blöken. Der Hund bellt nicht immer, bisweilen heult oder knurrt er

auch. Wenn ihm Etwas wehe thut, so winselt er. Wen bellen die Hunde an? Gegen Wen sind sie freundlich? Wenn der Hund vergnügt ist, wedelt er mit dem Schwanze. Oft springt er an seinem Herrn in die Höhe, oder leckt ihm die Hand. Ich möchte Das nicht von allen Thieren leiden. Die Hunde können gehen, laufen und springen, auch im Wasser schwimmen, aber fliegen können sie nicht. Es gibt vierfüßige Thiere, welche schneller laufen als die Hunde. Die Menschen müssen schwimmen lernen, die Hunde brauchen es nicht. Die Hunde können sitzen. Dann liegen sie auf den Hinterbeinen, und stehen zugleich auf den vorderen. Oft strecken sie alle Beine auf den Boden und liegen mit dem Kopf auf den Vorderbeinen. Manchmal liegen sie ganz auf der Seite. Junge Hunde wälzen sich gern auf dem Rücken. Die Leute haben es aber nicht gern, wenn sich ihr Hund wälzt. Die Schweine mögen sich wälzen, denn es paßt für sie.

27. Eigenschaften des Hundes.

* Der Schlaf des Hundes ist leise. Deßhalb werden die Häuser des Nachts oft von Hunden bewacht. Auch der Schäfer vertraut dem Hund seine Heerde an. Man kann sich auf einen Hund oft mehr verlassen, als auf einen Menschen. Denn die Hunde sind treu und anhänglich an ihren Herrn. Auch sind die Hunde nicht verdrossen, sie kommen immer wieder, wenn man sie lockt.

28. Der treue Hund.

Ich habe eine Geschichte gehört, von einem Hunde, welcher einem kleinen Kinde das Leben rettete. Die Eltern des Kindes waren ausgegangen, und hatten eine Magd bei demselben gelassen. Die Magd war aber dennoch fortgegangen, und wollte auf der Straße sehen, was es Neues gebe. Nur der Hund blieb bei der

Wiege des Kindes und bewachte sie. Als nun eine große Schlange aus der Mauer kroch, und an der Wiege hinauf wollte, fiel der treue Hund über sie her. Obgleich die Schlange sehr groß war, so biß er sie doch so heftig, daß sie todt liegen blieb. Durch den Kampf der Schlange und des Hundes war aber die Wiege umgestürzt worden. Als nun die Eltern nach Hause kamen, glaubten sie, ihr Kind sei umgebracht worden, und schrieen und jammerten laut. Endlich hörten sie aber die Stimme des Kindes, und sie liefen hinzu und fanden es gesund und unverletzt. Da wurde es ihnen klar, wie es zugegangen war. Sie belohnten den treuen Hund und jagten die untreue Magd weg.

29. Gelehrigkeit der Hunde.

Die Hunde sehen und hören wie wir, aber ihr Geruch ist weit schärfer als der der Menschen. Ein Hund findet durch den Geruch die Spur seines Herrn, er verfolgt den Weg eines Hasen blos nach dem Geruch. Darum kann man die Hunde gut auf der Jagd brauchen. Der Hund ist aber auch gelehrig; er lernt allerlei Künste. Besonders geschickt sind die Pudel. Sie verstehen beinahe jedes Wort, welches man zu ihnen spricht, und richten Alles aus, was ihr Herr befiehlt. Ein gewisser Pudel war abgerichtet worden, jeden Morgen das Frühstück für seinen Herrn zu holen. Er nahm einen Korb worin Geld lag, in das Maul, und empfing dafür von dem Bäcker die rechte Anzahl Brödchen (Semmeln). Nun machte er sich auf den Weg nach Hause. Begegnete ihm ein anderer Hund und kam seinem Korbe nahe, so stellte er diesen vorsichtig hin und wies dem Fremden die Zähne. Durch seine Gewandtheit und seinen Muth gewann er meistens den Sieg auch über viel größere Hunde. Wenn er nach Hause kam, stellte er den Korb vor seinen Herrn und Niemand als dieser durfte Etwas herausnehmen. Dafür empfing er

aber auch jedesmal von diesem die Hälfte eines frischen Brödchens. Nur die jungen Hunde sind gelehrig, die alten lernen nichts mehr. Bei den Menschen ist es fast eben so. Daher kommt das Sprichwort: Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr.

30. Vorsicht bei Hunden.

Die Hunde haben auch schlimme Eigenschaften. Sie sind schmutzig, riechen übel, sie beißen, sie sind neidisch gegen andere Hunde, sie sind auch naschhaft, endlich werden manche von ihnen toll. Ich möchte kein Schooßhündchen haben. Das sind verwöhnte, neidische Thiere. Aber ich möchte auch keinen Hund necken oder quälen, oder gar hungern lassen. Denn sie sind ja treue Thiere und empfinden den Schmerz. Vor beißigen oder gar vor tollen Hunden werde ich mich in Acht nehmen.

31. Der tolle Hund.

Ein Knabe hatte einen schönen Spitz. Er spielte mit dem Hunde und trieb tausend Scherze mit ihm. Der Hund war auch geduldig, und ließ sich Manches gefallen, was von dem Knaben eigentlich unrecht war. Allein einst war Nachts ein toller Hund in das Dorf gekommen, und hatte mehrere Hunde gebissen. Erst am Morgen wurden es die Leute gewahr. Sie verfolgten und tödeten den tollen Hund. Da mußten alle Hunde eingesperrt werden, weil man nicht wußte, welche alle gebissen waren. Auch der Spitz wurde eingesperrt. Allein der Knabe, welchem die Zeit zu lange wurde, schlich sich heimlich zu ihm. Hätte er den Hund nicht geneckt, so wäre es vielleicht glücklich abgegangen. Weil aber Spitz traurig war, und an den früheren Possen kein Gefallen fand, so fing der Knabe an zu necken. Der Hund aber ließ sich Dies nicht gefallen, sondern biß um sich und ritzte ihm die

Hand. Aus Furcht vor Strafe verschwieg der Knabe es seinen Eltern. Aber die Folgen waren traurig. Zuerst wurde Spitz toll und mußte erschossen werden. Nun gestand auch der unglückliche Gebissene seinen Leichtsinn. Allein es war zu spät. Der Arzt gab zwar Arznei, aber nach drei Wochen zeigten sich an dem Knaben die Spuren der Wasserscheu. Er war ganz niedergeschlagen, seine Augen matt, seine Wangen blaß; vor Wasser und allem Getränke ekelte ihm. Dabei hatte er doch brennenden Durst. Zuletzt wurde er ganz rasend, schrie, tobte, fletschte die Zähne, bis der Tod ihn erlösete.

II. Abtheilung. — Beschreibungen.

32. Der Mensch.

* Ich bin ein Mensch. Wir alle sind Menschen. Einige Menschen sind Kinder, andere Männer, andere Weiber, noch andere Greise. Die erwachsenen Leute sind größer und stärker als die Kinder. Ganz kleine Kinder können noch nicht gehen und nicht sprechen. Wir Schüler können gehen, laufen, hüpfen, sitzen, liegen, aufstehen, auch sprechen, rufen, fragen, antworten. Aber arbeiten können wir noch nicht Viel, zu lernen fangen wir erst an. Allein in einem Jahre werden wir lesen, schreiben und rechnen können. Mit der Zeit werden wir Alles lernen.

* Der Mensch hat einen Körper. Dieser besteht aus Theilen, welche man Glieder nennt. Der Kopf ist ein Glied des menschlichen Körpers; der Hals ebenfalls, auch die Brust, der Bauch, die Arme und Beine sind Glieder. Der Mensch kann seine Glieder bewegen. Auch die Thiere haben Glieder, welche sich bewegen lassen.

* Der ganze Körper des Menschen ist mit Haut bedeckt.

Die Haut der Menschen, welche ich gesehen habe, ist weiß. An einigen Stellen ist sie auch roth, an andern braun. An dem Kopf ist die Haut mit Haaren bedeckt. Es gibt Thiere, deren ganze Haut haarig ist. Die Haut der Menschen ist nicht ganz glatt. Es sind kleine Falten und Löchelchen darin. Hier und da ist sie dicker und härter als an den übrigen Stellen. Wenn die Haut geritzt wird, so dringt Blut heraus. Unter der Haut fühlt man das Fleisch und die Knochen. Das Blut leuchtet durch, wenn man die Finger gegen die Sonne hält.

33. Der Kopf.

* Der Kopf des Menschen ist rund, er sitzt auf dem Halse. Die obere und die hintere Seite des Kopfes ist mit Haaren bewachsen. Die vordere Seite heißt das Gesicht. Die Männer haben auch Haare in dem Gesichte. Diese Haare heißen der Bart. Das menschliche Haar ist theils kraus, theils schlicht. Es wird kurz abgeschnitten, oder hängt lang herab; es wird geflochten oder unter Hauben gesteckt. Reinliche Menschen kämmen ihr Haar täglich. Die Farbe des Haares ist verschieden. Bald sieht es schwarz aus, bald braun, bald blond, bald roth. Bei ganz alten Leuten wird es grau oder weiß. Manche Menschen verlieren ihr Haar, und haben dann einen kahlen Kopf. Es ist eine Stelle auf dem Kopf, wo das Haar sich nach allen Seiten hin theilt. Diese heißt der Scheitel oder Wirbel.

* Das Gesicht der meisten Menschen ist länglich rund. Es reicht von der Stirne bis zu dem Kinne. Die Nase steht in der Mitte. Die Augen und Backen sind auf beiden Seiten der Nase, der Mund darunter. Das Haar stößt an die Stirn, die Schläfe und die Ohren. Es ist am schönsten, wenn die Stirne frei ist. Dennoch lassen manche Menschen das Haar darüber hängen. Gesunde Menschen haben rothe Wangen und Lippen. Wer das Gesicht nicht rein wäscht, ist ekelhaft. Ebenso Derjenige, welcher die Nase nicht recht reinigt, und den Mund nicht ausspült.

* Die Augen liegen tief, und sind von der Stirne und der Nase geschützt. Der Augapfel ist rund und beweglich. Seine Farbe ist blau, grau, schwarz oder braun. Inwendig ist ein

dunkler Kreis. Der übrige Theil des Auges ist immer weiß. Der Augapfel glänzt und man sieht ein Püppchen darin. Die Augen können bedeckt werden mit den Augenlidern. Vor Staub und kleinen Thierchen werden sie durch Härchen geschützt, welche Wimpern heißen. Zwischen dem Auge und der Stirn ist ein Streif Haare, welcher Augenbraunen genannt wird. Mit den Augen sehen wir. Wer nicht sehen kann, ist blind. Blinde Menschen sind sehr unglücklich. Deßhalb wollen wir die Augen schonen, sie auch rein halten. Trübe Augen sind nicht schön. Freundliche Augen gefallen Jedermann. Wenn man weint, kommen Thränen aus den Augen hervor. Artige Kinder weinen nicht viel. Erwachsene Leute weinen nur bei sehr großem Schmerz.

* Die Ohren stehen an beiden Seiten des Kopfes. Sie gleichen einer Muschel. Der obere Theil ist härter. Man fühlt, daß im Innern Knorpel ist. Unten ist das ganz weiche Ohrläppchen. Dies wird oft durchstochen und ein goldner Ring hineingehängt. Ohrringe sind ein unnöthiger Putz. Im Inneren der Ohren bildet sich das Ohrenschmalz. Es ist häßlich, viel Ohrenschmalz zu haben. Wasche also deine Ohren fleißig. Es ist nicht wahr, daß die Ohrschlitze den Menschen in die Ohren kriechen. Viele Menschen hören aber schlecht, weil sie ihren Kopf erkältet haben. Wenn man die Ohren zuhält, hört man undeutlich; wenn das Haar darüber hängt, ebenfalls. Durch eine starke Ohrfeige kann ein Kind das Gehör verlieren.

* Zum Riechen dient die Nase. Gesunde Menschen athmen auch durch dieselbe. Es ist eine häßliche Angewohnheit durch den offenen Mund zu athmen. Unverständige Kinder stecken Bohnen in die Nase. Dies kann sehr gefährlich werden. Zum Reinigen der Nase dient das Taschentuch. Manche Leute ziehen Schnupftaback in die Nase. Man könnte den Schnupftaback wohl entbehren.

* Den Mund braucht der Mensch zum Essen und zum Sprechen. Wir könnten ihn also gar nicht entbehren. Das Innere des Mundes ist roth, die Lippen, welche den Rand zwischen der äußeren und inneren Haut bilden, sind ebenfalls roth. Durch die Lippen sind die Zähne bedeckt. Diese sind von Knochen,

und müssen, wenn sie gesund sind, weiß aussehen. Durch das Kauen der Kirschen oder Heidelbeeren werden die Zähne schwarz. Durch Waschen und Reiben kann man die Zähne rein erhalten. Kinder haben noch wenig Zähne, erwachsene Leute haben ihrer sechszehn in jeder Kinnlade. Wer sehr heiße Speisen ißt, verdirbt die Zähne. All zu kaltes Wasser oder gar Eis schadet denselben ebenfalls. Zahnweh ist sehr schmerzhaft. Ich will deßhalb meine Zähne schonen. Zwischen den Zähnen liegt die Zunge, womit wir schmecken. Ohne die Zunge könnten wir nicht sprechen. Die Zunge muß sich viel bewegen, bald nach dem Gaumen, bald nach den Zähnen zu. Es ist die Gewohnheit ganz roher Menschen, Anderen die Zunge herauszustrecken. Auch das Schnalzen mit der Zunge und das Schmatzen mit den Lippen ist nicht anständig. In dem Munde bildet sich der Speichel. Der Speichel ist nöthig bei dem Kauen und Verdauen der Speisen. Gebildete Leute spucken nicht in die Stube aus, sondern in ein Speikästchen.

* Unter dem Munde befindet sich das Kinn. Das Kinn bewegt sich beim Kauen, während der obere Theil des Kopfes ruhig bleibt. Kinder haben gewöhnlich ein rundes Kinn, das der älteren Leute ist oft spitzig. Manche Leute haben auch ein Grübchen darin. Aus dem Kinn wächst der Bart. Die meisten Männer lassen denselben abscheeren. Die Barbiere seifen die Barthaare ein, und rasiren sie dann mit einem scharfen Messer ab.

34. Der Rumpf.

* Unter dem Halse wird der Körper breit. Von den Schultern gehen die Arme aus. Die Schultern dienen zum Tragen. Ein starker Mann kann einen Sack voll Weizen auf einer Schulter tragen. Wer sich gewöhnt, Alles mit dem rechten Arme vorzunehmen, kann schiefe Schultern bekommen. Der Soldat trägt das Gewehr auf der linken Schulter.

Vorn zwischen den Schultern liegt die Brust. Unter der linken Brust fühlt man das Herz klopfen. Wem es angst ist, dem klopft das Herz stärker. Die Brust muß hoch sein, eine eingedrückte Brust zeigt einen schwächlichen Körper an. Setzt euch beim Schreiben gerade, damit die Brust nicht eingedrückt wird.

* Unter der Brust liegt der Bauch. Er fühlt sich weich an, weil die Eingeweide darin eingeschlossen sind. Wer zuviel gegessen hat, den spannt der Bauch; oft thut er auch inwendig weh. Es gefällt Niemanden, wenn Kinder den Bauch zu weit hervorstrecken. Wer den Bauch vollgepropft hat, lernt nicht gern.

Seitwärts von der Brust und dem Bauche sind die Rippen. Man kann sie fühlen, aber nur bei mageren Menschen sehen. Wem man die Rippen zählen kann, der ist nicht fett. Ein Mensch hat so viele Rippen als der andere. Durch einen harten Fall kann man eine Rippe zerbrechen. Hinter den Rippen ist der Rücken. Auf den Rücken eines unartigen Kindes gehört eine Ruthe. Ein Auswuchs auf dem Rücken heißt ein Buckel. Es ist häßlich, einen Buckligen zu verspotten.

35. Die Arme.

Ein Mensch ohne Arme wäre höchst elend. Er könnte nicht arbeiten, nicht die Speisen in den Mund bringen, sich nicht waschen, nicht anziehen. Andere müßten Alles für ihn thun, sonst stürbe er Hungers. Deßhalb danket Gott, daß ihr gesunde Arme habt.

Der Arm steckt in der Schulter; das Gelenk, worin er sich bewegt, heißt die Achsel. Der Arm muß wohl gut an der Achsel befestigt sein, weil man so schwere Lasten damit heben kann. In der Mitte des Arms ist der Ellbogen. Wäre hier kein Gelenk, so wäre der Arm steif, man könnte die Hand nicht an den Mund bringen. Von der Fingerspitze bis an den Ellbogen ist eine Länge von einer Elle. Bei Kindern macht es aber keine ganze Elle aus. An der Dicke der Arme erkennt man oft die Stärke eines Menschen.

Die Hand hängt durch das Handgelenk mit dem Arm zusammen. Es ist sehr gut, daß jeder Arm und jeder Finger drei Gelenke hat. Wir können die Hand bewegen, ohne den Arm mit zu bewegen, zum Beispiel bei dem Schreiben. Die Aerzte fühlen den Kranken an dem Handgelenke den Puls. Die Hand, an welcher sich fünf Finger befinden, ist das künstlichste Glied des menschlichen Körpers. Ohne Hände wären die Menschen übler

daran als die Thiere. Denn unser Kopf und unser Mund sind nicht dazu eingerichtet, um damit die Nahrung zu fassen. Mit den Händen werden fast alle Arbeiten verrichtet, mit den Händen pflügt der Bauer, peitscht der Fuhrmann, näht der Schneider, hämmert der Schmied. Kurz es läßt sich gar nicht Alles aufzählen, was Menschenhände verrichten.

In der flachen Hand ist die Haut fein und empfindlich. Deßhalb kann man Jemanden darin leicht kitzeln. Leute, welche harte Arbeit thun, bekommen jedoch Schwielen in die flache Hand. Wenn man alle Finger krümmt und schließt, so wird die Hand zur Faust. Die geballte Faust ist ein Zeichen des Zorns. Gebildete Menschen drohen einander nicht mit der Faust. Wenn man die hohlen Hände wider einander schlägt, so entsteht ein Knall. Einem Freunde reicht man zum Gruße oder zum Abschiede die Hand. Wenn man beten will, faltet man die Hände.

Der Daumen steht von den übrigen Fingern abgesondert; er hat ein Gelenk weniger, ist aber gleichwohl stärker als die andern. Ohne den Daumen könnte die Hand Nichts festhalten. Bei dem Schreiben wird die Feder zwischen dem Daumen, dem Zeigefinger und Mittelfinger gehalten. Auf dem kleinen Finger rutscht die Hand über das Papier. An dem Goldfinger der linken Hand pflegen viele Leute einen Ring zu tragen. Viele Fingerringe hindern am Arbeiten. Es ist schwer, einen anderen Finger als den Zeigefinger allein auszustrecken. Manche Leute können mit den Fingern schnalzen, andere pfeifen sehr laut, indem sie einen Finger in den Mund stecken. Kleine Kinder saugen an den Fingern. Dies ist aber eine häßliche Gewohnheit. Mit den Fingerspitzen kann man tasten. Man fühlt dann, ob ein Gegenstand kalt oder warm, rauh oder glatt, hart oder weich, naß oder trocken ist. Oben sind die Fingerspitzen durch Nägel geschützt. Die Nägel sind hornartig und haben keine Empfindung. Man kann sie schneiden, ohne daß es wehe thut. Aber wo sie angewachsen sind, sind sie äußerst empfindlich. Die Nägel dienen zum Festhalten kleiner Gegenstände, deßhalb können wir sie nicht entbehren. Aber es ist ein Beweis von Unreinlichkeit, wenn man sie allzu lang wachsen läßt, oder Schmutz unter ihnen duldet.

Mit welcher Geschwindigkeit und Geschicklichkeit sich die Finger gebrauchen lassen, das kannst du bei einem Klavierspieler sehen. Auch ein Geigenspieler muß die Finger geschickt bewegen.

Wer sich gut gewöhnt hat, der muß in der linken Hand so stark und so geschickt sein, wie in der rechten. Schreiben muß man immer mit der rechten Hand, aber die übrigen Arbeiten sollst du eben so gut links als rechts verrichten. Es sieht freilich sonderbar aus, wenn Jemand das Messer in die linke Hand nimmt, aber auch das muß gelernt werden. Es ist dem Körper gesünder, wenn beide Seiten auf gleiche Weise geübt werden. Auch könntest du einmal in die Lage kommen, wo du die rechte Hand nicht gebrauchen könntest, wohl aber die linke.

36. Die Beine.

Wer keine gesunden Beine hat, also nicht gehen kann, der ist lahm. Lahme Menschen helfen sich durch Krücken. Manche haben auch ein hölzernes Bein, welches an das verstümmelte Bein angeschnallt wird. Ich möchte mit keinem Lahmen tauschen, wenn er auch noch so reich wäre. Aber auslachen will ich ihn auch nicht. Auch ein Hinkender ist zu beklagen; er muß oft hinter uns gesunden Kindern zurückbleiben. Wir können stehen, gehen, marschiren, laufen, springen, hüpfen, tanzen klettern. Auch auf einem Beine kann ich stehen und hüpfen, aber nicht lange.

Bis zum Knie heißt das Bein Schenkel, von da an bis zu den Knöcheln Schienbein, von da bis zu den Zehen Fuß. Mit den Schenkeln halten sich die Reiter fest, auch bei dem Klettern braucht man sie. Das Knie biegt sich nach vorn, hinten ist die Kniekehle. Ein Stoß an das Knie thut sehr weh, das Bein kann davon steif werden. Bei dem Beten wird bisweilen gekniet, bei manchen Arbeiten ist ebenfalls das Knien nöthig. Vor Zeiten mußten die unfleißigen Schüler auf Erbsen knien. Hinter den Schienbeinen sind die Waden, um welche Strumpfbänder befestigt sind. Die Thiere haben keine Waden. Die Ferse besteht nur aus Haut und Knochen und die Haut daran ist hart und dick. Die Ferse hat aber auch Viel zu tragen. An dem

Fuße sind fünf Zehen, welche den Fingern der Hand ähnlich sind. Weil sie aber in enge Schuhe gepreßt werden, auch bei dem Gehen Druck erleiden, so sind sie oft verkrüppelt. Man sollte die Zehen besser schonen, damit nicht Hühneraugen daran entstehen. Hühneraugen schmerzen sehr und verleiden manchen Menschen das Gehen.

Es ist besser zu Fuße gehen, als reiten oder fahren. Denn die Füße hat man immer bei sich, die Pferde aber nicht. Wer zu Fuße geht, fällt nicht vom Pferde, der Wagen zerbricht ihm nicht. Außerdem kann er Alles genau betrachten; er kann die schmalen Fußpfade gehen, welche meistens schöner sind als die breiten Straßen. Ein Knabe von zehen Jahren muß einen Weg von fünf Stunden machen können, ohne müde zu werden. Ein Mann geht wohl doppelt so weit. Auch die Mädchen, wenn sie nicht verwöhnt sind, können gute Fußgängerinnen sein.

37. Der Schlaf.

Kein Mensch kann immer wachen. Wir würden vor Müdigkeit umkommen, wenn wir niemals schlafen wollten. Der liebe Gott will, daß jeder Mensch und jedes Thier zu rechter Zeit schlafe. Die schlafenden haben die Augen geschlossen; den Schläfrigen fallen die Augen bisweilen zu. Wenn man viel gearbeitet hat oder weit gegangen ist, so ist man schläfrig. Kleine Kinder schlafen mehrmals am Tage, und wachen mehrmals des Nachts auf. Aeltere Leute und größere Kinder schlafen nur bei Nacht. In der Regel schlafen wir nur in dem Bette liegend. Das Bette ist dazu da. Auf der bloßen Erde liegt sich's hart; im Grase ist es feucht; man kann sich erkälten. Es gibt Leute, welche kein Bette haben; sie schlafen auf einer Streu von Stroh oder auch auf dem Heuboden. Diese Leute sind dennoch oft gesünder, als diejenigen, welche sich mit warmen Federdecken zudecken. Kleine Kinder schlafen in einer Wiege, worin sie geschaukelt werden können. Allzu viel wiegen, ist den kleinen Kindern nicht zuträglich, eben so wenig als allzu warm zudecken. Spätestens um 9 Uhr Abends solltet ihr alle schlafen gehen, und

spätestens um sieben Uhr Morgens aufstehen. Im Sommer steht man früher auf, weil es früher hell wird. Ich möchte kein solcher Langschläfer sein, wie jener Knabe, welcher alle Morgen geweckt werden mußte, um in die Schule zu gehen, und dennoch bisweilen verschlief. Auch vergaß er oft in seiner Schläfrigkeit, sich zu waschen oder zu kämmen. Ich denke, seine Mutter wird auch manchmal vergessen haben, ihm Frühstück zu geben. Es gibt ein Sprüchlein, welches Kinder sich merken sollten: Früh zu Bett und früh wieder auf, gibt Kraft zum Werk und Glück zum Kauf.

38. Die Nahrung.

Essen muß der Mensch, sonst kann er nicht leben. Der liebe Gott hat Speisen genug geschaffen, welche wir zu unserer Nahrung brauchen können. Viele Früchte lassen sich roh essen, die meisten Speisen müssen aber erst zubereitet werden. Einige kocht man, andere werden getrocknet, noch andere eingemacht. Einige Speisen bereiten uns auch die Thiere zu, z. B. den Honig, die Milch. Aber soviel Nahrung auch der liebe Gott schafft, so gibt es doch arme Leute, welche nicht satt haben. Wer überflüssig hat, sollte den Armen von seinem Ueberflusse geben. Ich könnte nicht sehen, daß ein armes Kind hungerte, wenn ich selbst Genug hätte. Ich würde ihm Brod, oder Obst, oder Geld, Was ich gerade hätte, geben.

Man sollte nicht eher essen, als man hungert und nicht Mehr als man vertragen kann. Deßhalb ist es häßlich, den ganzen Tag zu naschen. Es gibt Kinder, welche nichts Eßbares sehen können, ohne darnach zu verlangen. Auch gibt es Kinder, welche nicht aufhören können, wenn ihnen Etwas gut schmeckt. Näscher und Vielfraße sind schon oft krank geworden, manche sind früh gestorben. Verständige Kinder essen nur zur rechten Zeit und nur Das, was ihnen die Eltern zu essen geben.

Des Morgens nach dem Aufstehen wird gefrühstückt. In der Stadt erhalten die Kinder meistens Milch, auch wohl etwas Kaffee und einen Weck (Semmel) dazu. Auf dem Dorfe begnügt man sich mit Brod oder Kartoffeln. Auf das Brod wird Butter

oder Honig geschmiert, man kann es aber auch trocken essen. Das Sprüchwort sagt: Salz und Brod macht Bäcklein roth. Im Winter, wenn die Vormittage kurz sind, können die Kinder bis zu Mittag warten; im Sommer gibt es wohl um zehn Uhr noch Etwas zu essen, aber nicht Viel, wenn das Mittagessen gut schmecken soll.

Um zwölf Uhr wird in den meisten Häusern die Hauptmahlzeit gehalten. In den Städten dauert es wohl bis um ein Uhr, auf dem Lande geschieht es wohl noch etwas früher als zwölf. Dann kommen warme Speisen auf den Tisch, bei den Wohlhabenden Suppe, Fleisch und Gemüse, bei den Armen wenigstens Suppe und Kartoffeln. Suppe ist allen Menschen gesund, deßhalb wird sie auch den Kranken verordnet. Es gibt aber viele verwöhnte Kinder, welche die Suppe nicht lieben, und lieber Brod und Obst essen. Solche Kinder bekommen leicht Würmer, und verlieren ihre rothen Wangen. Leckerhafte Kinder ziehen das Fleisch dem Gemüse vor, obgleich es ihnen nicht gesund ist. Verständige Eltern geben ihren Kindern nur wenig Fleisch, am wenigsten scharfes und geräuchertes. Kartoffeln können auf mancherlei Weise zubereitet werden, und sind fast immer eine gesunde Speise. Manche Menschen glauben thörichter Weise, die Kartoffeln seien nur ein Essen für arme Leute. Aber Gott hat die Kartoffeln für alle Menschen geschaffen und ich wollte froh sein, wenn ich immer gute Kartoffeln hätte. Manche Gemüse sind zu theuer, als daß sie auf jeden Tisch kommen könnten, zum Beispiel Blumenkohl, Rosenkohl, Spargel. Aber auch die anderen sind gut, wenn sie frisch und gut gekocht sind. Schmecken Bohnen, Erbsen, Sauerkraut, Kohlraben, Wirsing, gelbe Rüben, weiße Rüben nicht vortrefflich, wenn man Hunger hat? Denn Hunger ist der beste Koch.

Viele Speisen werden für späteren Gebrauch aufbewahrt. Zwetschen, Birnen und anderes Obst werden gedörrt; Fleisch, Wurst, Speck wird geräuchert; Gurken, Bohnen, Sauerkraut werden in Salz eingemacht; Kartoffeln, Rüben, Sellerie werden im Keller vor Kälte geschützt. Wenn die Menschen nicht zum voraus an den Winter dächten, so würde es ihnen dann an Nah-

rung fehlen. Gute Hausmütter sorgen im Frühling, Sommer und Herbst für den Winter und für das folgende Jahr. Die Landleute sorgen für die Nahrung der Städter, und empfangen dafür Geld. Wenn die Bauern kein Korn säeten, ernteten, dröschen, so könnten die Müller kein Mehl mahlen und die Bäcker kein Brod backen. Wenn aber Niemand den Bauern ihr Korn und ihre Gerste, ihren Weizen und Hafer abkaufte, so hätten sie kein Geld, um sich Pferde, Wagen, Geschirr, Kleider und Schuhe anzuschaffen.

Das unentbehrlichste Nahrungsmittel ist Brod und nach diesem Kartoffeln. Wenn diese beiden rar sind, so ist Theurung oder gar Hungersnoth zu befürchten. Dann sind die Armen sehr übel daran, und den Reichen geht es auch nicht so gut als sonst. Wir wollen Gott bitten, daß er keine Theurung kommen läßt.

Wenn du zu Tisch gehen willst, so bedenke, daß der Mensch isset, das Thier frisset. Nur wenige Speisen werden unzubereitet auf den Tisch gebracht, und auch diese nicht mit den Händen ergriffen, und nicht mit den Zähnen zerrissen. Wir setzen uns gemeinschaftlich an den Tisch; der Hausvater legt vor, die Hausgenossen empfangen dankend; die Kinder warten, bis die Reihe an sie kommt. Und nicht genug, daß wir dem Vater, oder der Mutter, oder dem Wirthe danken, wir Christen danken Gott für die Gaben, welche er uns schenkt. Keine Mahlzeit ohne Gebet. Kleine Kinder und wilde Menschen führen die Speisen mit den Fingern zu Munde. Gebildete Leute bedienen sich der Löffel, der Messer und der Gabeln. Und zwar wird Suppe und Milch mit Löffeln gegessen, nicht aber Gemüse, Brei oder Gebacknes. Das Messer wird nur zum Schneiden gebraucht, nicht um die festen Speisen darauf zu laden, oder den Teller damit abzuscharren. Das Brod beißt man nicht ab, sondern schneidet es in Stückchen, welche man auf einmal kauen kann. Salz nimmt man nicht mit den Fingern aus dem gemeinschaftlichen Salzfaß, sondern mit der Messerspitze. Das Tischtuch und Alles was darauf gelegt oder gestellt wird, muß sehr rein gehalten sein.

Unreines Tischgeräthe ist noch ekelhafter, als unreines

Küchengeräthe. Ich mag keinen Löffel gebrauchen, welcher nicht blank aufgewaschen ist; auch keine Gabel, zwischen deren Zinken Schmutz sitzt. Es ist nicht angenehm, mit einem Messer Brod zu schneiden, womit vorher Käse oder Zwiebeln geschnitten worden sind. Es gibt Kinder, welche bei dem Essen sich selbst verunreinigen, entweder weil sie Löffel und Gabel nicht recht zu führen wissen, oder weil sie zu hastig sind. Solche Kinder sollten eigentlich gar nicht zu den erwachsenen Leuten gesetzt werden, sondern ihren Platz an dem Katzentische erhalten. Noch unleidlicher sind aber die unbescheidenen Kinder, welche von Allem fordern und gierig nach den Speisen, die sie gern essen, hinsehen. Man sollte ihnen gerade desto Weniger geben, je Mehr sie begehren. Kennt ihr auch Kinder, welche manche Speisen nicht essen mögen, weil sie ihnen nicht gut schmecken? Was für die ganze Familie gekocht ist, das müssen die Kinder miteessen, wenn es auch weniger gut schmeckt. Der Mensch ißt ja nicht, daß es ihm gut schmeckt, sondern damit er satt wird. Ich kenne ein Haus, darin wird die Suppe, die ein Kind Mittags verschmäht, ihm bis zu dem Abende aufgehoben. Und da es in der Zwischenzeit weder Butterbrod, noch Obst, noch sonst Etwas zu essen bekommt, so schmeckt ihm am Abend die Suppe vortrefflich. Wer nicht frühzeitig Alles essen lernt, was eßbar ist und von anderen Menschen gegessen wird, der bleibt sein Lebenlang ein Gutschmecker, ein Leckermaul.

39. Die Kleidung.

Die Menschen können nicht nackend gehen, sie müssen bekleidet sein. Die Thiere haben ihre Kleidung von Natur erhalten, die Menschen müssen sie sich erst verfertigen. Aber nicht Jeder ist im Stande, sich seine Kleider selbst zu machen; es will gelernt sein. Einen Theil der Kleidung verfertigen die Schneider, allein das Zeug dazu können sie nicht machen. Der Tuchmacher der Leinweber, die Spinnerin, der Färber und noch andere Personen müssen arbeiten, damit ein Mensch gekleidet wird. Auch die Schuhe gehören zu der Kleidung; also hilft auch der Schuhmacher, der Gerber und selbst der Metzger dazu.

Eines der nöthigsten Kleidungsstücke ist das Hemde. Hemden werden von allen Leuten und bei Nacht wie bei Tage getragen. Bei weitem die meisten Hemden werden aus Leinwand gemacht. Es gibt Bauern, welche Hemden verfertigen, ohne das Geringste dazu zu kaufen. Sie bauen nämlich den Flachs, bearbeiten denselben, die Weiber spinnen und die Männer weben das Garn, hernach besorgen die Weiber auch noch das Bleichen und Nähen, wozu sie sich auch den Zwirn verfertigt haben. Doch gebrauchen sie dabei Werkzeuge, welche von Anderen gemacht sind, zum Beispiel das Spinnrad, die Scheere, die Nadel. Die Hemden, wie alles übrige Weißzeug, müssen öfters gewaschen werden. Wer mit schmutzigem Hemde einhergeht, wird nicht geachtet; man hält ihn für unordentlich. In die Kirche geht Niemand in Hemdärmeln, in die Schule sollten die Kinder auch nicht so kommen.

Die Kleidung der Männer und Frauen ist von einander verschieden. Schuhe tragen zwar die einen wie die anderen, allein die Schuhe der Männer sind schwerer und stärker. Stiefel werden von Mädchen und Weibern nur selten getragen. Schuhe und Stiefel werden aus Leder von Kälbern oder Rindern, seltener aus Saffian oder gewebtem Zeuge gemacht. Die Sohlen bestehen ohne Ausnahme aus Rindsleder. Doch sind nicht alle Sohlen so dick, daß man Nägel hineinschlagen kann. Der Schuster schneidet das Leder zu, näht es mit Pechdraht zusammen, indem er es über einen Leisten spannt. Statt der Nadeln hat er eine Ahle und an dem Pechdraht eine Schweinsborste. Damit der Schuh genau an den Fuß paßt, nimmt der Schuhmacher zuerst ein Maaß. Nach diesem sucht er sich unter seinen vielen Leisten den passendsten aus, und gibt damit dem Schuh die rechte Form. Die Schuhe müssen meistens an den Fuß festgebunden oder geschnürt werden; bei den Stiefeln ist Dies nicht nöthig.

Das Oberleder an den Schuhen pflegt schwarz zu sein und hat meistens Narben. Das Sohlleder ist röthlich. Damit das Oberleder schwarz und glänzend bleibe, muß es von Zeit zu Zeit gewichst werden. In den meisten Häusern werden die Schuhe

täglich gewichst. Ehe aber die Wichse aufgetragen werden kann, muß Staub und Schmutz abgekratzt oder abgebürstet sein. Es ist nicht recht, wenn Kinder ohne Noth ihre Schuhe schmutzig machen. Sie verursachen dadurch Anderen Mühe; auch sehen schmutzige Schuhe nicht schön aus. Wird das Leder naß, so schrumpft es zusammen und der Schuh wird hart. (Von harten oder engen Schuhen entstehen die Hühneraugen.) Im Hause trägt man statt der Schuhe auch wohl Pantoffel. Wenn die Schuhe zerrissen sind, soll man sie sogleich flicken lassen. Denn wenn die Füße feucht werden, kann man sich leicht erkälten. Arme Leute gehen nicht selten barfuß. Im Sommer möchte ich Das auch wohl einmal versuchen, aber im Winter ist es doch gar hart. Aber auch selbst im Sommer geht sich's auf rauhem Wege nicht gut barfuß, und mancher Arme hat seine Füße an Scherben hart verwundet.

Strümpfe werden von Männern und Frauen gebraucht. (Die längeren müssen mit Sprumpfbändern befestigt werden, die kurzen, welche auch Socken heißen, werden nur in Stiefeln getragen. Hängende Strümpfe sind ein Beweis von großer Nachlässigkeit.) Die Strümpfe werden weder von dem Schneider, noch von dem Schuhmacher, noch von der Näherin gemacht, sondern gestrickt oder gewebt. Stricken können schon kleine Kinder lernen. Ein Mädchen von 8 Jahren sollte einen angefangenen Strumpf fertig stricken können. Höchstens an der Ferse ist einige Kunst nöthig. Es gibt Gegenden, wo auch die Knaben, ja sogar die jungen Bursche stricken. Im Sommer trägt man leinene oder baumwollene Strümpfe, im Winter wollene. Seidene werden nur als Putz angezogen. In manchen Gegenden sieht man Strümpfe mit künstlichen, wohl gar farbigen Zwickeln. Wenn daneben nur keine Löcher in den Strümpfen sind. Wo die Mädchen fleißig stricken, da braucht man keine gewebten Strümpfe zu kaufen. Für Fußgänger ist es besser, Gamaschen über den Strümpfen zu tragen als Stiefel.

Hosen, Rock und Weste werden von dem Schneider verfertigt. Die Mode ändert gar oft das Zeug und den Schnitt derselben. Es ist gut, daß die Knaben sich nicht nach der Mode

kleiden müssen. Je weniger Jemand sich um die Mode zu kümmern braucht, desto glücklicher ist er. Den Knaben steht ein Wams weit schöner als ein Rock. Sie können den Hals bloß tragen, Halsbinden passen für ältere Leute. Doch gibt es auch eitle Knaben, welche sich auf ihre Kleider etwas zu Gute thun. Mancher glaubt, weil er blanke Knöpfe auf seinem Wams hat, er sei besser als sein Nachbar. Kein Kleid kann einem Knaben so schlecht stehen, als ihm die Eitelkeit steht.

Einige Kleidungsstücke werden von wollenem Tuche gemacht, einige von Leinwand, andere von Kattun oder sonstigem baumwollenen Zeuge. Der Oberrock und der Frack sind an den Aermeln, dem Kragen, dem Rücken einander gleich, aber jener hat Rockschöße, dieser nicht. Wo auf der einen Seite ein Knopfloch ist, da ist auf der andern ein Knopf, um ihn einzuknöpfen. Manche Knöpfe sind aber blos als Zierrath angenäht. Knöcherne Knöpfe sind die gemeinsten, die überzogenen sind ebenfalls nicht theuer, auch die zinnernen nicht. Ueberspönnene, messingene, übersilberte sind schon theurer, aber die theuersten sind die silbernen und goldenen. Es steht übel, einen zerbrochenen oder abgerissenen Knopf an seinem Rocke zu haben, noch übler freilich, ein Loch im Aermel. Flicken kostet nicht viel Geld, deßhalb kann auch der Arme dafür sorgen. Viele Knaben zerreißen oder beschmutzen muthwillig ihre Kleider, und machen dadurch ihren Eltern Kosten und Verdruß. Einem Knaben, welcher seine Kleider gar nicht schont, soll man keine neuen anschaffen, und soll ihn des Sonntags zu Hause sitzen lassen.

Die Mädchen tragen andere Kleider als die Knaben, (keine Weste, keine Hosen keinen Wams, keinen Frack.) Ihr Rock hat keine Aermel, sondern beginnt an den Hüften. Wenn der Rock mit einem Leibchen und Aermeln verbunden ist, heißt er Kleid. Die Kleider reichen von dem Hals bis zu den Knöcheln. Sie sind selten aus wollenem Tuche gemacht, sondern aus leichterem Zeuge. Reiche Mädchen und Frauen tragen auch seidene Kleider. Die Frauenkleider werden gewöhnlich nicht zugeknöpft, sondern zugebunden, zugeschnürt oder mit Drahtklammern zugehakt. Das

Halstuch der Frauen wird nicht um den Hals gebunden, sondern über Hals, Brust und Nacken zusammengesteckt.

Die Kopfbedeckung der Männer ist der Hut oder die Mütze, welche letztere auch Kappe heißt. Die Krämpe des Hutes ist bald breit, bald schmal, je nachdem es die Mode will. Die Hutmacher verfertigen die Hüte aus Filz, oder aus einem haarigen Seidenzeug; Strohhüte werden geflochten. Strohhüte sind mehr eine Tracht der Frauen als der Männer, doch im Sommer bei Allen beliebt. Es gibt runde und dreieckige Hüte aus Filz, aber keine dreieckigen Strohhüte. Es sieht lustig aus, wenn der Wind Jemanden den Hut von dem Kopfe jagt, und er demselben nachlaufen muß. Kinder tragen gewöhnlich noch keine Hüte, sondern Mützen. Im Hause geht man im bloßen Kopfe, nur die Hauben der Weiber werden auch im Hause aufbehalten. Die Männer grüßen durch Abziehung ihres Hutes oder ihrer Kappe, die Frauen nicht. Unhöfliche Knaben vergessen oft ihre Kappen vor fremden Leuten abzuziehen, es wird ihnen aber übel genommen. Von einem Grobian, der seinen Hut auf dem Kopfe behält, wo es sich nicht schickt, sagt man, er habe Spatzen unter dem Hute. Manche Leute verzieren sich ihren Hut oder ihre Kappe durch darauf gesteckte Blumen oder Baumzweige, auch wohl mit Federn.

Was zur Kleidung nöthig ist, muß sich jeder Mensch anschaffen. Es gibt aber auch vieles Ueberflüssige, was man wohl entbehren könnte. Wer für Putz viel Geld ausgibt, der handelt thöricht. Zu dem Putze gehören so viele Dinge, daß man sie nicht alle nennen kann. Ohrringe, Fingerringe, Vorstecknadeln und andere Goldsachen gehören zum Putz. An Hauben, Hüten, Handschuhen, Bändern wird auch viel Geld verschwendet. Ich möchte immer reinlich und zierlich gekleidet sein, aber den Putz kann ich entbehren. Wenn ich meine Kleider schone, sie nicht muthwillig beflecke oder zerreiße, so werden sie gut aussehen, wenn sie auch nicht mehr neu sind.

40. Das Haus.

Viele Thiere brauchen keine Wohnung zu bauen, sie finden

sie schon fertig. Die Mensch n aber müssen sich Häuser bauen, wenn sie vor Regen, Wind und Kälte geschützt sein wollen. Die Häuser werden von Menschen und für Menschen gebaut. Wenn sie aber fertig sind, so finden auch manche Thiere Platz darin. Ganz kleine Häuser heißen Hütten, ganz große Schlösser. In einem Schlosse können viele Menschen wohnen, in einer Hütte nur wenige. In manchen Häusern wohnen zwei, drei und mehr Familien, in den meisten aber nur eine einzige.

Die Häuser haben entweder ein Stockwerk oder zwei oder drei, selten noch mehr. Auf den Stockwerken sitzt das Dach, unter denselben ist der Keller. Fast alle Häuser haben vier Ecken und folglich auch vier Seiten. Die Seiten heißen Wände, aber es gibt im Inneren noch mehr Wände. Die Wände sind durchbrochen von Oeffnungen für Thüren und Fenster. Die Wände stehen gerade, das Dach liegt schief. Zwischen den meisten Dächern befindet sich ein Giebel und in demselben oft Giebelfenster. An die Hausthüre gelangt man oft auf einer Treppe. Manche Häuser haben mehr als eine Hausthüre, meistens eine vorn und eine hinten. Man sieht viele Häuser, welche mit Farben angestrichen sind. Der weiße Anstrich thut den Augen leid. Oben auf dem Dache sieht man die Schornsteine, und aus denselben sehr oft Rauch aufsteigen. Ich möchte in keinem Hause wohnen, welches keinen Schornstein hat.

Wenn ich durch die Hausthüre eingetreten bin, so sehe ich auf den Seiten der Hausflur verschiedene Thüren. Eine führt in das Wohnzimmer, eine andere in die Küche, eine auch in den Keller. Eine Treppe führt in das zweite Stockwerk hinauf, wo sich wiederum Stuben und Kammern befinden. Eine Treppe darf nicht allzu steil sein, sie muß ein Geländer haben, auch ist es dienlich, wenn sie Absätze hat. Manches Kind hat Arme und Beine gebrochen, weil es unvorsichtig auf der Treppe war, vielleicht an dem Geländer herunter rutschen wollte. In manchen Häusern sind die Treppen dunkel. Dies macht sie gefährlicher und ist auch nicht schön. Thüren, mögen sie nun Zimmer oder die Hausflur oder den Keller verschließen, muß man nicht ohne Ursache offen stehen lassen. Wer aus Nachlässig-

keit eine Thüre ganz oder halb offen läßt, von dem glaube ich, daß er auch in anderen Stücken unordentlich sein wird. Ebenso kann ich einen Menschen nicht loben, welcher Schlüssel verlegt, vergißt oder verliert. Sollen die Thüren nützlich sein, so muß man sie zumachen, und sollen die Schlüssel nützlich sein, so muß man sie leicht finden können.

Die Zimmer sind fast ohne Ausnahme viereckig und ihre Wände sind gerade. In alten und kleinen Häusern sind sie oft sehr niedrig. Ich habe Stuben gesehen, worin sich ein großer Mann bücken mußte. In neuen und großen Häusern macht man alle Zimmer hoch, damit die Fenster groß werden können und also viel Licht hereinfällt; auch darum, damit es nicht leicht dunstig in den Zimmern wird. Die rechte Höhe für ein Stockwerk ist zweimal so hoch als ein Mann. Die Wände der Zimmer sind getüncht und entweder angestrichen oder tapezirt. Die Decke ist meistens geweißt. Das Weißen derselben muß alle paar Jahre wiederholt werden, weil sie durch den Lichtdampf, den Staub und die Fliegen schmutzig gemacht wird. In den Häusern der Wohlhabenden sind die Thüren und die Fensterrahmen mit weißer Ölfarbe angestrichen. Dies trägt dazu bei, die Zimmer recht helle zu machen. In einem düsteren Zimmer sitzt man wie in einem Gefängniß. Darum soll man die Fenster nicht zu klein machen, allein auch rein halten. Fensterscheiben, welche nicht abgewaschen werden, werden zuletzt bläulich und undurchsichtig. Die Fenster macht der Glaser, er muß sich aber von dem Schlosser Einiges helfen lassen. Die Scheiben sind jetzt meistens viereckig. Ehemals sah man mehr runde und sechseckige, welche viel kleiner waren. Jetzt faßt man sie auch nicht mehr so häufig in Blei ein, sondern lieber in Holz. Auch die Fenster dürfen nicht ohne Ursache geöffnet, noch weniger aber schlecht verschlossen werden. Der Wind kann sonst einen Flügel aufdrücken und die Scheiben zerbrechen. Viele Fenster sind noch mit Läden verwahrt, theils, damit man den Dieben das Einbrechen erschwert, theils, daß man bei Hagelwetter die Scheiben schützt, theils endlich, um den allzu starken Sonnenschein abzuhalten. Zu dem letzteren Zwecke dienen auch Vorhänge. Der

Fußboden der Zimmer ist mit Dielen belegt. Diese müssen öfter abgekehrt und aufgewaschen werden, wenn die Stube nicht ein unreinliches Ansehen erhalten soll.

Die Stuben können geheizt werden, die Kammern gemeiniglich nicht. Die Heizung geschieht in unseren Gegenden durch Oefen, und zwar meistens eiserne. Manche haben thönerne Aufsätze, in vornehmen Häusern finden sich auch porzellanene Oefen. Wenn es niemals Winter wäre, könnte man die Oefen sparen. Die Heizung kostet viel Geld, denn das Holz ist theuer, und der Torf, die Steinkohlen und Braunkohlen ebenfalls. Sparsame Leute heizen darum nicht übermäßig. Einige Oefen sind rund, andere viereckig; einige verzehren mehr Holz als die anderen. Es kommt aber auch sehr darauf an, daß man das Feuer richtig anmacht und unterhält. Der Rauch geht durch ein Rohr in den Schornstein und durch diesen in die Luft. Bisweilen aber läßt der Ofen rauch in das Zimmer. Dies ist sehr unangenehm und schädlich für die Augen. Kleine Kinder verbrennen sich leicht an dem Ofen, sie dürfen darum keine Spiele treiben, wobei sie demselben zu nahe kommen. Auch größere Kinder sollten sich nicht viel in der Nähe des Ofens aufhalten; sie verwöhnen sich dadurch und frieren immer mehr.

In der Wohnstube wird meistens auch gegessen. Man hat deßhalb die nöthigen Geräthschaften darin, einen Tisch mit einer Schublade und in dieser wiederum Tischtuch, Messer, Gabeln, Löffel, auch wohl ein Salzfäßchen. Oft steht ein Schrank in der Stube, worin diese und andere Dinge aufbewahrt werden. Zum Sitzen dient eine Anzahl Stühle, bisweilen ein Kanapee, statt dessen bei ärmeren Leuten eine Bank. Im Winter bringt die ganze Familie den größesten Theil des Tages in der Stube zu, und viele Arbeiten werden daselbst verrichtet; im Sommer hält man sich mehr im Freien auf. Manche Handwerker arbeiten immer in ihrer Wohnstube, andere in einer besonderen Werkstatt und noch andere im Freien. Wo in der Stube viel gearbeitet wird, da ist sie schwer rein zu halten. Aber die Kinder bringen, auch ohne zu arbeiten, viel Schmutz und Unordnung in die Stube.

Die Betten stehen in Schlafstuben oder in Kammern. Es

ist nicht gut, wenn zu viele Betten in einem Zimmer stehen, die Luft wird dadurch dunstig. Man muß die Fenster der Schlafstuben am Tage fleißig öffnen, damit am Abend frische Luft darin ist. Aber des Nachts ein Fenster offen zu lassen, in dessen Nähe Jemand schläft, ist ungesund. Die Bettstellen stehen gewöhnlich an der Wand, bisweilen sind sie mit einem Vorhange umgeben. Es ist gut, wenn sie angestrichen oder polirt sind, weil sich das Ungeziefer dann weniger leicht darin einnistet. Ueberhaupt muß das Schlafzimmer sehr rein gehalten werden. Wer das Bett zu machen hat, soll es des Morgens frühe thun, nicht bis zum Abende warten. Bei dem Schlafengehen soll man auf das Licht acht geben; unvorsichtige Leute haben bisweilen ihr Bette und das ganze Haus angezündet. Die Kleider legt man sorgfältig auf einen Stuhl, damit man sie im Finsteren wieder greifen kann. Es könnte ja die Nacht Feuer ausbrechen oder sonst Etwas sich ereignen.

Ein wichtiger Theil des Hauses ist die Küche, denn darin wird für Menschen und Thiere gekocht. Der Platz zum Kochen ist der Heerd, worauf das Feuer brennt, und worüber der Rauchfang ist. Auf den meisten Heerden ist eine eiserne Platte, in welche bisweilen eiserne Töpfe eingesetzt werden. Das Feuer brennt dann auf einem Rost, durch welchen die Asche hindurch fällt. Für manches Kochen nimmt man lieber einen Dreifuß auf welchen dann ein Topf oder ein Kessel oder eine Pfanne gestellt wird. Der Holz- oder Torfkasten darf nicht so nahe an dem Heerde stehen, daß Feuer hineinfallen kann. Das könnte eine Feuersbrunst verursachen.

Wenn ich mich in der Küche umsehe, so sehe ich noch einen Schrank, den Küchenschrank, eine Bank, die Wasserbank, eine Art Tisch, die Anrichte. Alle diese Geräthe sind bei dem Kochen nothwendig. Denn in der Küche müssen ja Töpfe, Schüsseln, Kessel, Deckel, Schöpflöffel und noch andere Dinge aufbewahrt werden. Diese Geräthe können wohl offen aufgestellt oder aufgehängt werden. Manches muß aber auch vor Staub, vor Mäusen und Naschmäulern verschlossen werden. Denn nicht alles Eßbare, was in der Küche gebraucht wird, kann sogleich wieder

in die Speisekammer oder in den Keller zurückgebracht werden. Ich habe in dem Küchenschrank oft Brod, Butter, Salz, Zucker Milch, Essig, Wein stehen sehen, dazu noch die Ueberreste der gekochten Speisen. Katzen, Hunde, Ratten, Mäuse und naschhafte Kinder hat man nicht gern in der Küche. Wasser wird in der Küche sehr viel gebraucht und zwar reines Brunnenwasser. Es steht in einem Zuber oder Eimer auf der Wasserbank. Bald wird ein Glas voll zum Trinken daraus geschöpft, bald ein Gefäß voll zum Kochen, bald eine Schüssel voll zum Spülen der gebrauchten Küchengeräthschaften. Denn in der Küche muß es sehr reinlich hergehen, sonst sind die Speisen nicht appetitlich. Von Zeit zu Zeit muß Alles blank gerieben und gescheuert werden. Dann sieht man recht, wie viel Geräthschaften die Küche enthält. Irdenes, eisernes, kupfernes Geschirr, zinnene oder porzellanene Teller, ein Hackmesser und ein Hackbrett, und — Wer kann Alles nennen, was in der Küche steckt? Die Köchin weiß es vielleicht selber nicht. Damit es reinlich in der Küche hergehen kann, ist es sehr gut, wenn sie helle ist, und wenn der Rauch gut durch den Schornstein abzieht. Das Kochen ist eine Kunst, welche jedes Mädchen lernen sollte. Aber die Knaben, welche sich viel in der Küche herumtreiben, werden nicht gern gesehen; man nennt sie Topfgucker.

Laßt uns einmal in den Keller hinabsteigen und sehen, wie dieser beschaffen ist. Seine Wände sind von Stein und oben gewölbt. Fenster hat er nicht, sondern bloß kleine Luftlöcher. Deßhalb ist es in dem Keller ziemlich dunkel. Im Winter, wo die Kellerlöcher verstopft sind, braucht man am hellen Tage ein Licht. Im Winter ist der Keller wärmer als die freie Luft, weil die Kälte nicht durch die Mauern in die Erde eindringen kann. Im Sommer ist es umgekehrt, wenn man nämlich nicht vergißt, die Kellerlöcher und die Thüre zu verschließen. Wohnen möchte ich nicht in einem Keller, denn er ist feucht. Dagegen bewahrt man darin Kartoffeln, Rüben, Kohlraben, Sellerie und anderes Gemüse während des Winters auf. Sauerkraut, eingemachte Bohnen und Gurken stehen in Fässern und Töpfen umher. Auch die Milch wird vor Frost

und Hitze in dem Keller geschützt. Noch nothwendiger ist der Keller für die Getränke, für Wein, Bier, Branntwein, Essig. Blos das Wasser wird nicht in Kellern aufbewahrt, weil die Brunnen schon kühl genug sind. Mäuse und Ratten sind sehr unangenehme Gäste in dem Keller. In manche Keller dringt bei Regenwetter oder Ueberschwemmung das Wasser ein. Dadurch kann Vieles zu Grunde gehn.

Der Speicher ist im höchsten Theile des Hauses unter dem Dache gelegen. Er ist nicht heizbar, auch nicht durch dicke Mauern geschützt. Deßhalb ist es im Sommer dort sehr heiß, im Winter sehr kalt. Denn die Ziegeln sind dünn und werden leicht heiß oder kalt. Der Speicher hat nur zwei gerade Wände, welche oben spitz zulaufen. Statt mit Fenstern sind die Oeffnungen gewöhnlich nur mit Läden verschlossen. Auch geht oft eine steile Treppe hinauf. Darum sollen Kinder nicht ohne Erlaubniß ihrer Eltern auf den Speicher gehen. Sie haben ja da Nichts zu thun. Denn auf dem Speicher wird das Getraide, das heißt Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen und Was sonst noch ausgedroschen ist, aufbewahrt. Dies ist da in großen Haufen auf den Boden geschüttet. Man muß diese Haufen sorgfältig zusammenkehren, damit Nichts verloren geht. Damit man es messen kann, steht auch ein Gemäß dabei. Die Ratten und Mäuse thun auf den Speichern Schaden, bisweilen auch die Spatzen, wenn sie nämlich ein Loch entdeckt haben, um hineinzuschlüpfen. Manche Häuser haben zwei Speicher über einander, auf deren oberstem sich oft ein Taubenschlag befindet.

41. Der Bau des Hauses.

Ein Haus wird nicht so leicht gebaut, als ein Tisch oder ein Schuh gemacht wird. Es kostet viel Geld, viel Zeit und es müssen viele Menschen daran helfen. Auch kann nicht ein Handwerker mit seinen Gesellen das ganze Haus vollenden. Es müssen vielmehr Maurer und Zimmerleute, Schreiner und Schlosser, Glaser und Dachdecker, endlich auch Weißbinder oder Tape-

zierer daran arbeiten. Von dem Tage an, wo das Fundament gegraben wird bis zu dem Tage, wo man in das Haus einziehen kann, verfließt meistens ein ganzes Jahr. Denn ehe man ein Haus bezieht, muß es trocken sein, und die Mauern und Wände trocknen nur langsam.

Ehe man zu bauen anfängt, muß ein Plan gemacht sein, wornach gebaut werden soll. Man muß wissen, wie viel Zimmer das Haus enthalten, wie hoch, wie lang, wie breit dieselben werden sollen. Der Ort und die Größe der Thüren und Fenster muß genau bestimmt sein, man muß wissen, wohin die Treppe kommt, wo der Schornstein aufgeführt werden soll. Denn alles Dies läßt sich nicht mehr ändern, wenn einmal gebaut ist. Deßhalb muß der Maurer und der Zimmermann, noch mehr aber der Baumeister zu zeichnen und zu messen verstehen.

Wenn der Platz für den Bau ausgesucht, und der Plan entworfen ist, so wird das Fundament gegraben und dann ausgemauert. Ein Haus, welches kein festes Fundament hat, kann leicht zusammenstürzen. Von dem Fundamente an kann der Bau entweder von Holz oder von Steinen aufgeführt werden; das Fundament muß aber immer aus Stein bestehen. Auch in einem steinernen Hause muß der Zimmermann Mancherlei machen. Er muß die Balken zu den Fußböden der Stockwerke legen und die Dachsparren aufrichten. Auch die Treppen sind eine Arbeit des Zimmermannes. Selbst manche Keller haben Wände und Decken aus Balken. Aber die gewölbten Keller, welche künstlich aufgemauert werden, sind die besten. Die Arbeit der Maurer und der Zimmerleute ist gefährlich, sie können von den oberen Stockwerken herabstürzen, oder es können Steine und Balken auf sie fallen. Leute welche bei dem Bauen Nichts zu thun haben, besonders Kinder, sollten deßhalb nicht vorwitzig auf die Bauplätze gehen.

Die Zimmerleute lassen große Baumstämme auf den Zimmerplatz fahren, und behauen dieselben mit ihren Aexten. Dabei fallen Späne ab, welche man zum Brennen braucht. Die behauenen Balken werden aber auch durchsägt, so daß sie die rechte Länge haben. Von dem Sägen fallen auch Späne ab, sie sind

aber zu klein zum Brennen. Die Sägen der Zimmerleute sind viel größer als die der Schreiner und Holzmacher. Ein einzelner Mann kann sie gar nicht regieren. Die Balken werden so eingerichtet, daß man sie in einander fügen kann. Sie bekommen deßhalb an dem Ende Zapfen, welche in Zapfenlöcher passen. Quer durch wird noch ein hölzerner Nagel geschlagen. Zu dem Bauen können die Zimmerleute keine Obststämme brauchen, sondern sie nehmen Tannen (Kiefern) oder Eichen. Nachdem Alles fertig gezimmert ist, wird der Bau aufgeschlagen, und auf die First ein geputztes Tannenbäumchen aufgesteckt. Ich habe schon oft die Geschicklichkeit der Zimmerleute im Klettern bewundert. Ich möchte es ihnen nicht nachthun.

Die Maurer führen ihre Mauern aus Steinen auf, und verbinden dieselben mit Mörtel (Speis). Der Mörtel wird aus gelöschtem Kalk und aus Sand gemacht. Wenn die Maurer Kalk löschen, gehe ich nicht nahe herbei, weil ich weiß, daß der kochende Kalk spritzt. Trifft ein Stückchen siedenden Kalks die Haut, so thut es weh, trifft es die Kleider, so brennt es dieselben durch. Auch der kalte Kalk thut den Kleidern Schaden. Deßhalb bleibt von den Kalkgruben weg! Die Maurer tragen den Mörtel in Kübeln herbei, und werfen ihn mit Kellen zwischen die Steine. Um die Mauer hoch führen zu können, müssen sie Gerüste bauen. Wer nicht gewohnt ist, auf einem solchen Gerüste zu stehen, kann leicht schwindlig werden und herunterfallen. Zur Ausfüllung der Wände und Fußböden nehmen die Maurer keine Steine und keinen Mörtel, sondern Lehm. Ehe sie diesen gebrauchen, begießen sie ihn mit Wasser und treten ihn mit den Füßen, bis er weich und zart ist. Bisweilen vermischen sie ihn auch mit Stroh, damit er nicht so leicht abfällt. Bei der Arbeit der Maurer ist die Hauptsache, daß dieselbe nicht krumm und nicht schief wird. Deßhalb hat der Maurer immer ein Richtscheit und einen Senkel zur Hand. Auch hat er sein Augenmaaß gewöhnt, alles Schiefe sogleich zu bemerken. Manche Maurer sind zugleich Steinhauer, oder Pflasterer, oder Tüncher, aber eigentlich gehört Dies nicht zu ihrem Geschäft.

Wenn Maurer und Zimmermann das Haus im Rohen hin-

gestellt haben, so muß der Dachdecker sich beeilen, das Dach darauf zu bringen, damit es ins Trockne kommt. Soll es ein Ziegeldach werden, so müssen die Sparren mit Latten benagelt werden, worauf man dann die Ziegeln hängt. Es gibt aber auch Schieferdächer und Strohdächer. Die Schiefer werden angenagelt, und zwar auf Bretter, womit die Sparren bedeckt worden sind. Die Strohdächer machen sich manche Bauern selbst. Sie halten zwar warm, entzünden sich aber gar leicht, wenn einmal Feuer ausbricht. Der Dachdecker darf noch weniger Schwindel haben, als der Zimmermann. Viele Leute passen nicht dazu, manchen wird es schon bange, wenn sie ihn auf dem Giebel eines hohen Hauses erblicken.

Das Handwerk der Schreiner (Tischler) und der Schlosser ist nicht so gefährlich. Sie arbeiten entweder in ihrer Werkstatt oder doch auf festem Boden. Der Schreiner muß die Dielen des Fußbodens legen. Vorher müssen dieselben glatt abgehobelt und gut zusammen geleimt werden. Es ist sehr häßlich, wenn der Fußboden uneben oder rissig ist. Auch die Thüren müssen sorgfältig gearbeitet sein, damit sie weder reißen, noch sich krümmen. Aber der Schlosser hat auch durch seinen Beschlag dafür zu sorgen, daß sie sich nicht senken. Wenn derselbe ein schlechtes Schloß daran macht, so fehlt immer Etwas an der Thüre, bald schließt sie nicht, bald läßt sie sich nicht aufmachen. Wenn ich ein Schlosser wäre, ich wollte lauter gute Schlösser und Riegel machen, damit sich die Leute nicht über meine Arbeit beschwerten. Wenn Schreiner und Schlosser in dem neuen Hause fertig sind, so bleibt immer noch das Werk der Glaser und der Weißbinder übrig. Doch ist ihre Arbeit in wenig Tagen fertig. Denn der Glaser kann die Fenster zu Hause machen und braucht sie nur einzusetzen. Der Weißbinder dagegen kann zu Hause Nichts thun, als die Farbe bereiten. Allein bei gutem Wetter trocknet der Anstrich schnell. Doch rathe ich Niemanden, allzu frühe in ein Zimmer einzuziehen, worin noch der Geruch des Kalkes und der Oelfarbe ist. Manche Leute sind davon sehr krank geworden. Es ist besser, man wartet noch ein wenig, als daß man seine Gesundheit wagt.

42. Hof, Scheuer, Stall.

Die meisten Häuser sind von einem Hof umgeben, an welchen eine Scheuer (Scheune) und mehrere Ställe stoßen. In der Stadt kann der Hof wohl fehlen oder sehr klein sein, auf den Dörfer ist er nothwendig. In den Hof geht eine Einfahrt mit einem Thore, neben welchen bisweilen noch eine kleinere Thüre ist. In den Höfen der Landleute befindet sich eine Miststätte. Es ist aber nicht schön, wenn alle Leute darüber gehen müssen. Noch weniger schön ist es, wenn die Mistjauche in dem ganzen Hofe herumfließt. Die verständigen Bauern sammeln dieselbe in eine Grube und düngen ihre Wiesen damit.

In dem Hofe läuft das Federvieh herum. Die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern, die Enten watscheln, die Tauben rucksen auf dem Dach und fliegen dann auf den Boden, um Nahrung zu suchen. Dazwischen bellt der Hund; die Katze macht ein paar Sätze nach einem Vogel, oder sonnt sich vor der Thüre. Mitten steht der Wagen, daneben der Pflug und die Egge. Bald wird der Knecht die Pferde aus dem Stalle bringen und sie anspannen. Die Kinder spielen gern in dem Hofe, sie füttern die Hühner, sie sehen der Glucke (Henne) zu, wenn sie ihre Küchlein führt, sie locken die Tauben oder jagen die Gänse weg, wenn diese das kleinere Federvieh beißen. Die Kinder gehen auch mit in den Stall, wenn die Magd die Kühe melkt. Sie sehen dann die Kälbchen und streicheln sie. Der Kuhstall ist niedrig, warm und dunstig. Außer einer Krippe und Raufe ist kein Geräthe darin zu sehen. Die Kühe sind mit Ketten an die Krippe gebunden, die Kälber mit Stricken. Wenn man sie frei ließe, würden sie einander stoßen. Auch die Pferde sind in ihrem Stalle angebunden, die Schafe und Schweine aber nicht. Alle Ställe sind gepflastert, nicht gedielt. Denn die Dielen würden bald faulen oder durchgetreten sein. Doch gibt es Schweineställe, welche mit dicken Bohlen belegt sind. Alles Vieh bekommt Streu in den Stall, welche oft erneuert werden muß. Die Magd zieht sie mit dem Misthaken heraus. Zu den Pferden, Kühen und Schafen geht man hinein, wenn man sie füttern will, zu den Schweinen nicht. Diesen schüttet man von

außen ihr Futter in den Trog, weil man ihnen nicht gerne nahe kommt. Ueber den Ställen ist gewöhnlich ein Boden, worauf Heu oder Stroh aufbewahrt wird. In manchen Ställen findet sich auch ein Bett für den Knecht. Dies Lager muß aber wohl unbequem sein. Der Stall für die Hühner, Gänse, Enten ist meistens kein besonderes Gebäude, sondern ein kleiner Raum in einem anderen Stalle. Die Hühner lieben es, einen Stall in der Höhe zu haben. Dann führt eine Stiege zu ihm. Inwendig sind Stangen, worauf sie sich des Nachts setzen, auch Nester, wohin sie ihr Eier legen. Man muß die Thüre jeden Abend sorgfältig verschließen, damit kein Raubthier hineinkommt. Aehnlich verhält es sich mit dem Taubenschlag, welcher meist auf dem obersten Speicher angelegt ist und wohin keine Stiege führt. Denn die Tauben können besser in die Höhe fliegen, als die Hühner.

Die Scheuer (Scheune) ist größer und höher als der Stall, allein es wohnt Niemand darin. Unten ist eine Tenne, in welche man mit einem Wagen fahren kann. Da wird Heu oder Getraide abgeladen und entweder in Räume daneben gelegt oder auf die Gerüste und Böden des oberen Stockwerks. Um in dieses Stockwerk und bis unter das Dach zu kommen, ist eine Leiter ganz steil aufgerichtet und befestigt, welche oft sechszig Sprossen hat. Das ist eine schöne Gelegenheit zum Klettern, aber auch gefährlich. Schon Mancher ist in der Scheuer von einem Gerüste in die Tenne gestürzt und hat sein Leben verloren. Zum Hinaufbringen der Garben dient eine Rolle mit einem großen Seil. Auch daran belustigen sich die Kinder gern. Allein ich weiß, daß einem Knaben die Rolle auf den Kopf fiel, und ihn todt schlug. Die Tenne ist weder gepflastert noch gedielt, sondern gestampft. Man nimmt nämlich Lehm, und stampft denselben so lange, bis er eben und trocken ist. Eine solche Tenne ist gut zum Dreschen des Getraides.

43. Das Pferd.

* Das Pferd ist ein Hausthier, und zwar ein zahmes. Das Pferd heißt auch Gaul, manchmal auch Roß. Junge Pferde

heißen Füllen. Das Pferd hat vier Füße. Zwei davon heißen Vorderfüße, die beiden anderen Hinterfüße. An jedem Fuß hat es einen Huf, worauf ihm der Schmied ein Hufeisen legt. Der Huf des Pferdes ist nicht gespalten, wie der des Rindviehes. Es ist sehr gut daß der Huf des Pferdes von Horn ist. Die Haut des Pferdes ist mit kurzen Haaren besetzt. Nur an dem Hals und an dem Schwanze hat es lange Haare. Die langen Haare des Halses heißen die Mähne. Mit den langen Haaren des Schweifes wehrt es sich die Fliegen ab. Wenn ein Pferd gut gefüttert und gestriegelt wird, so glänzen seine Haare. Die Farbe derselben ist verschieden. Wenn das Haar ganz weiß ist, so heißt das Pferd ein Schimmel. Die schwarzhaarigen Pferde nennt man Rappen. Ein röthliches Pferd wird ein Fuchs genannt. Es gibt auch braune, gelbliche und gescheckte Pferde. Ein weißer Fleck auf der Stirn des Pferdes, heißt die Bläſſe. Gesunde Pferde tragen den Hals und die Ohren aufrecht, alte, abgemagerte und kranke Thiere lassen dieselben hängen.

Ein ausgewachsenes Pferd ist so groß, daß ihm ein Mann nur bis an die Augen reicht. Ueber den Rücken kann ein Mann gerade wegsehen. Ein Kind kann unter dem Bauche eines Pferdes weglaufen. Ein ganz junges Füllen ist schon größer als ein Metzgerhund. Die Stimme des Pferdes nennt man Wiehern.

44. Die Lebensart des Pferdes.

Die Menschen halten die Pferde, weil diese ihnen Nutzen bringen. Man baut Ställe für dieselben, welche Pferdeställe heißen. In einem solchem Stalle befindet sich eine Raufe, worauf man den Pferden Gras, Klee oder Heu vorwirft. Auch eine Krippe ist darin, um Hafer und Häcksel hineinzuschütten. Denn Beides dient den Pferden zum Futter. Getränkt werden sie aus Eimern, oder sie saufen in der Schwemme. Der Pferdestall ist gepflastert, aber mit etwas Stroh bestreut. Er muß öfters gemistet werden, denn das Pferd will reinlich gehalten sein. Deßwegen muß man es oft auch striegeln und bürsten, bisweilen sogar waschen. Das Pferd dient dem Menschen zum Reiten und Ziehen. Ein Mann, welcher auf einem Pferde sitzt, heißt ein

Reiter. Wenn man reiten will, muß man das Pferd satteln und zäumen. Auf dem Sattel sitzt der Reiter, in die Steigbügel stellt er seine Fußspitzen. Der Reiter steigt immer von der linken Seite auf das Pferd. An seinen Fersen hat er Sporen, in der Hand oft eine Reitpeitsche, oder eine Gerte, um das Pferd anzutreiben. In der linken Hand hält er die Zügel, womit er das Pferd lenkt. Daß Gebiß, woran die Zügel befestigt sind, ist von Eisen. Ein Pferd kann mit einem Reiter auf dem Rücken nicht blos Schritt gehen, sondern auch traben und galoppiren.

Wenn ein Pferd ziehen soll, so muß es angeschirrt werden. Der Knecht oder der Kutscher zieht ihm das Kummet über den Hals. Mit Riemen und Stricken wird es an den Wagen oder Pflug gespannt. Wenn zwei Pferde zusammen ziehen, so gehen sie auf beiden Seiten der Deichsel. Für ein Pferd hat man statt der Deichsel eine Scheere. Die angespannten Pferde werden mit dem Leitriemen oder dem Leitseile gelenkt. Der Fuhrmann treibt sie theils mit Worten, theils mit der Peitsche an. Sie verstehen den Befehl, rechts oder links zu gehen, fortzugehen oder stille zu halten. Ein Pferd kann eine Last von vielen Zentnern ziehen; besonders, wenn der Weg eben ist. Es ist grausam, einem Gaule zu schwer aufzuladen und ihn dann zu peitschen. Wer schneller fährt, als nöthig ist, plagt die Gäule. Der Mist der Pferde ist ein gutes Dungmittel. Wenn die Pferde zum Arbeiten zu alt sind, werden sie todt gestochen. Das Pferdefleisch wird gewöhnlich nicht gegessen, obgleich es eßbar ist. Die Haut der Pferde und ihre langen Haare werden benutzt.

Die meisten Pferde sind gutmüthige Thiere. Es gibt aber auch boshafte, welche ausschlagen oder beißen. Man darf deßhalb an fremde Pferde nicht allzu nahe herangehen. Noch weniger darf man Pferde necken. Auch durch das Durchgehen der Pferde mit ihrem Wagen oder ihrem Reiter ist schon oft Unglück geschehen. Sei also vorsichtig mit Pferden!

Ein gutes Roß wird theuer bezahlt. Sorge also dafür, daß dein Roß nicht krank wird, und sich nicht verletzt. Ein starkes

Pferd, welches geschont wird, kann 30 Jahre alt werden. Aber die meisten sterben viel früher, weil man sie schlecht behandelt.

45. Das Schwein.

Das Schwein ist unter allen Hausthieren das schmutzigste und gefräßigste. Da es weder schön, noch geschickt, noch treu ist, so nützt es dem Menschen in seinem Leben gar Nichts. Desto mehr nützt es ihm in seinem Tode. Denn es liefert sehr schmackhaftes Fleisch, welches frisch und gesalzen oder geräuchert gegessen wird. Der Metzger (Fleischer) schlachtet die Schweine, sobald sie fett genug sind. Die meisten werden nicht älter als ein Jahr. Dennoch wiegt ein solches einjährige bisweilen 150 Pfund. Aeltere Schweine wiegen oft 2 bis 3 Centner und darüber. Aber ihr Fleisch ist nicht mehr so zart, als das der jüngeren.

Die jungen Schweinchen heißen Ferkel. Sie sind noch nicht so ekelhaft, als die alten; ihre Haare sind weißer. So lange sie an ihrer Mutter saugen, heißen sie Spanferkel. Viele Spanferkel werden geschlachtet und ganz gebraten. Die übrigen füttert man mit geronnener Milch und Kartoffeln auf, bis sie groß genug sind, um mit auf die Weide zu gehen. In dem Stalle fressen die Schweine aus einem Trog, worein ihnen alles mögliche Eßbare geschüttet wird. Kartoffeln, Rüben, Gemüse, Fruchtkörner, Obst, reifes und unreifes, Maikäfer, Schnecken, selbst Spülicht fressen sie mit gleicher Gierde. Auf der Weide wühlen sie mit ihrem Rüssel Käfer und Würmer heraus, sogar Aas verschmähen sie nicht. Man hat Beispiele, daß ein Schwein junge Thiere, ja selbst Kinder gefressen hat. In Waldungen suchen sie am liebsten Eicheln und Bucheln auf. Dabei ist ihr größtes Vergnügen, sich in Sumpf und Koth herumzuwälzen. So widrig wie ihr Ansehn und ihr Geruch ist auch ihr Geschrei, welches Grunzen heißt. Das Schwein geht selten langsam, sondern es rennt gerade aus. Obgleich seine Beine kurz sind, so läuft es doch ziemlich schnell. Sein Rücken ist schmal und hoch und mit starken Haaren besetzt, welche man Borsten nennt. Einige Stellen seines Körpers sind fast ganz nackt. Der Kopf des Schweins ist lang und schmal und endigt in

einem Rüssel. Seine Augen sind klein, die Ohren stehen vorwärts. Alte Schweine haben Hauzähne, welche aus den Kinnladen hervorstehen. Mit diesen Hauern können sie gefährlich verwunden. Doch braucht man sich nur vor den Ebern in Acht zu nehmen.

46. Das Schlachten der Schweine.

Der Metzger (Fleischer), welcher Fleisch verkauft, schlachtet das ganze Jahr hindurch Schweine. Die Leute aber, welche nur für ihren Haushalt schlachten, thun es meistens im Winter. Das Fleisch hält sich dann leichter und länger. An dem bestimmten Tage erscheint der Metzger und holt das Schwein aus dem Stalle. Hierauf wirft er es auf die Erde, knieet auf dasselbe, und durchsticht ihm mit einem scharfen Messer die Kehle. Natürlich schreit das Thier dabei vor Angst und Schmerz, bis seine Kräfte verschwinden. Das aus der Wunde strömende Blut wird in einer Pfanne aufgefangen und zur Benutzung bei den Würsten aufbewahrt. Ist das Thier todt, so wird es auf eine Bank gelegt und mit kochendem Wasser begossen, damit sich die Borsten leichter ausrupfen lassen. Diese werden aufbewahrt, und später an einen Bürstenbinder oder Schuhmacher verkauft. Nachdem die Borsten ausgerupft sind, werden die feineren Haare mit scharfen Messern abgeschabt, bis die Haut ganz glatt ist. Hierauf wird das Schwein mit den Hinterfüßen aufgehängt, sein Bauch aufgeschlitzt und das Eingeweide herausgenommen. Auch der Kopf wird abgeschnitten und die Vorderfüße. Die Gedärme werden gereinigt und eingeweicht. Unterdessen ist ein großer Kessel mit Wasser gefüllt worden. In diesen wird jetzt alles Fleisch, das gekocht werden soll, hineingeworfen. Sobald es gahr ist, wird es mit Hackmessern klein gehackt, der Speck aber in kleine Würfel geschnitten. Beides zusammen, mit Salz, Pfeffer und sonstigem Gewürz vermischt, gibt das Füllsel zu den Würsten. Nur daß zu der Blutwurst noch Blut, zu der Leberwurst fein gehackte Leber kommt. Sind die Würste gefüllt, so werden sie nochmals in den Kessel geworfen und gekocht. Kinder können dabei Manches helfen, schneiden sich aber auch leicht oder verbrennen sich.

Außer den gekochten Würsten werden auch aus rohem Fleische Bratwürste und Hirnwürste verfertigt und Schinken und Speckseiten zugeschnitten. Das Meiste wird in den Rauch gehängt und dadurch zum Aufbewahren tauglich gemacht. Die Schinken kommen jedoch vorher in eine Bütte, wo sie mit Salzwasser übergossen werden, ebenso ein Theil des Fleisches, welches zum Kochen bestimmt ist. Diese verschiedenen Arbeiten kosten viel Zeit und Mühe, und man ist froh, wenn Alles beendigt ist. Dann wird eine Mahlzeit gehalten, wobei die meisten Speisen von dem Schweine herrühren, und zum ersten Male probirt werden. Da ist Wurstsuppe, gekochtes Fleisch, Bratwurst, Leberwurst, Blutwurst, auch für die Kinder ist oft durch kleine Würstchen gesorgt. Aber gar manches Kind hat sich an einem solchen Tage den Magen verdorben und konnte hernach gar kein Schweinefleisch mehr essen.

47. Das Rindvieh.

Es gibt nicht leicht eine andere Art von Thieren, welche so nützlich wäre als das Rindvieh. Obgleich man das Rindvieh täglich in der Nähe sehen kann, so gibt es doch Kinder, welche es nicht genau betrachtet haben. Zu dem Rindvieh gehört der Ochse oder Stier, die Kuh und das Kalb. Aeltere Kälber heißen oft vorzugsweise Rinder. Das Rindvieh ist nicht so schön gebaut als die Pferde; sein Kopf ist dicker, seine Beine plumper, sein Hals nicht so schlank. Der Gang des Rindviehes ist schleppend, sein Blick dumm. Auch an Größe kommt weder die Kuh, noch der Stier dem Pferde gleich. Dagegen ist ihr Kopf mit Hörnern geziert, welche als Waffen dienen. Ein Ochse besitzt eine unglaubliche Stärke in diesen Hörnern. Wäre er ebenso klug und gewandt als stark, so würde weder der Wolf, noch der Bär ihn anzugreifen wagen. Dem Kalbe fehlen die Hörner, es kann sich nicht vertheidigen, wird aber von seiner Mutter beschützt. Wenn es Schmerz leidet oder in Angst geräth, blökt oder plärrt es. Die Kühe und die Ochsen dagegen brüllen. Die Haare des Rindviehes sind so kurz wie die des Pferdes, selbst die Mähne und der langhaarige Schweif fehlen

ihm. Von Farbe sind die Rinder größtentheils roth oder weiß, seltener schwarz oder gefleckt. Daß die Rinder einen gespaltenen Huf haben, sieht man an ihren Fußtapfen.

48. Stall und Weide des Rindviehes.

Der Kuhstall ist gemeiniglich weit niedriger als der Pferdestall. Denn das Rindvieh frißt gern gebückt, das Pferd dagegen lieber von einer hohen Raufe. Gras, Klee und Heu sind das gewöhnliche Futter für Ochsen nnd Kühe, doch lieben sie auch Blätter und Wurzeln des Gemüses und Kartoffeln. In das Getränk rührt man ihnen gern etwas Kleie. Die Kälber saugen im Anfang an ihrer Mutter; später gibt man ihnen zartes Futter, weil sie das harte noch nicht kauen können. Indessen sucht sich das Vieh am liebsten selbst sein Futter im Freien. Darum wird es an den meisten Orten jeden Tag auf die Weide geführt. Der Kuhhirt gibt dann ein Zeichen mit seinem Horn, und in allen Ställen bindet man das Vieh von der Kette los. Brüllend und springend sammelt sich dann das Vieh und zieht auf die Weide. Der Hirte hütet es, daß es nicht auseinander läuft und nicht die Felder beschädigt. Er gebraucht dabei eine starke Peitsche oder einen Ringelstecken, auch läßt er sich von einem Hunde unterstützen. Wenn die Hitze zu groß wird, treibt er seine Heerde in den Schatten, führt sie auch bisweilen an eine Tränke, damit sie saufen. Ist das Vieh satt, so legt es sich hin, um zu ruhen, gewöhnlich auf die linke Seite. Dann kommt das gefressene Futter zum zweiten Male in sein Maul, damit es nochmals gekaut wird. Deßhalb zählt man das Rindvieh zu den wiederkäuenden Thieren. Am Abende treibt der Hirte seine Heerde wieder nach Hause und jedes Thier kennt seinen Stall. Manche Landleute behalten das Vieh lieber zu Hause, weil der Dünger auf der Weide verloren geht, und die Kühe auch weniger Milch geben. Es klingt sehr lieblich, wenn die Kühe und Kälber Glocken (Schellen) an dem Halse hängen haben.

49. Die Kuh.

Die Kuh nützt am meisten durch ihre Milch. Diese wird

aus den Zitzen des Euters gemolken. Gewöhnlich geschieht das Melken täglich zweimal, am Morgen und Abend. Die Milchmagd setzt sich dazu auf einen Schemel und stellt den Eimer unter den (das) Euter der Kuh. Manche Kühe lassen sich nicht gern melken und stoßen leicht den Eimer um. Andere wissen es sogar anzufangen, daß sie sich selbst die Milch aussaugen. Die eben gemolkene Milch ist lauwarm und darum nicht angenehm zu trinken; allein sie ist gesund. Aus dem Melkeimer wird die Milch in Töpfe geschüttet, aber vorher durchgeseihet, damit nichts Unreines darin bleibt. Die süße Milch wird aus den Dörfern in die Stadt gebracht, um zum Kochen gebraucht zu werden. Kleine Kinder trinken sie pur, erwachsene Leute gewöhnlich unter Kaffee oder Thee. Auch Milchsuppe schmeckt gut. Die übrige Milch bleibt in den Töpfen im Keller oder in der Speisekammer, bisweilen sogar in der Wohnstube stehen, bis sie dick und sauer geworden ist. Dann hat sich der Rahm oben hin gesetzt, die eigentliche Milch unten hin. Der Rahm wird abgeschöpft und zur Bereitung der Butter in ein besonderes Gefäß geschüttet. Die geronnene Milch wird entweder gleich wie Suppe oder kalte Schale mit Löffeln gegessen, oder an einen warmen Ort gestellt, damit sich die Matte von der Molke scheidet. Nachdem die Matte gepreßt und getrocknet ist, wird sie gesalzen und geknetet, worauf man Käse aus ihr formt. Obgleich die Käse übel riechen, so werden sie doch von den meisten Menschen gern gegessen. Die Butter kann noch weniger entbehrt werden, denn sie gibt das beste Schmalz für die Speisen. Wie gern essen sie die Kinder auf dem Brode! wie mürbe wird das Gebackene durch die Butter! Deßhalb muß man auch genau wissen, wie sie gemacht wird. Kinder müssen acht geben, wenn sie sehen, wie dieselbe im Butterfaß gestoßen, hernach gewaschen und in eine artige Form gedrückt wird. Bei allen Arbeiten, die man mit der Milch vornimmt, muß es reinlich hergehen. Eimer, Töpfe, Schüsseln, Butterfässer müssen blank aussehen, die Schürze der Milchmagd muß so weiß sein, wie die Milch selbst. Und damit die Milch gut sei, muß man die Kühe gut füttern, ihren Stall rein halten, und sie nicht quälen. Eine gute Kuh gibt wohl zehn Töpfe voll

Milch an einem Tage, sie kann eine ganze Familie ernähren. Arme Leute, welche eine solche Kuh haben, danken dem lieben Gott täglich dafür und sind sehr unglücklich, wenn sie stirbt.

50. Der Ochse.

Auch die Kuh wird bisweilen zum Ziehen gebraucht, aber sie hat nicht die Stärke des Ochsen, überdies schadet es ihr an der Milch. Allein ein Paar tüchtige Ochsen ziehen fast eine ebenso schwere Last als zwei Pferde. Sie werden aber anders angeschirrt als diese. Da sie ihre Stärke vorzüglich in dem Kopfe, nicht wie die Pferde in der Brust haben, so werden die Zugstricke auch dort befestigt. Man legt ihnen ein Joch auf die Stirne, sorgt jedoch durch untergelegte Polster, daß es sie nicht allzu sehr drückt. Man spannt oft ein Paar Ochsen neben einander an ein Joch. Bisweilen wird ein dritter einzeln davor gespannt. Die Ochsen gehen immer im Schritt, deßhalb geht die Fahrt langsam. Dafür gehen sie aber auch sicherer als die Pferde. Sie scheuen nicht, bleiben immer im Gleise, werfen also den Wagen nicht um. Sie dienen dem Landmanne bei allen seinen Arbeiten, sie ziehen den Pflug, die Egge, die Walze, den Karren, den Dungwagen und den Erntewagen. Haben sie einige Jahre als Zugvieh gedient, so mästet man sie, und verkauft sie zum Schlachten. Der Stier nützt also seinem Herrn im Leben und im Tode. Sein Fleisch, welches man gekocht oder gebraten ißt, ist das kräftigste unter allem Fleisch, und das man am wenigsten müde wird. Selbst aus den Knochen werden kräftige Suppen gekocht. Aber nicht genug, daß das Fleisch des Stieres zur Nahrung dient, der Talg wird zu Lichtern, die Haut zu Leder, die Hörner und Knochen werden zu Drechslerarbeiten, die Klauen zu Kämmen benutzt. Und zwar liefert der Stier Dies alles reichlich, denn ein einziger wiegt oft tausend Pfund. Obgleich die Kuh weder so schwer wird, ihr Fleisch auch weniger gut ist, so ist ihr Nutzen, wenn sie geschlachtet wird, doch auch sehr groß. Dazu kommen noch die Kälber; womit sie den Laden des Metzgers und die Werkstätte des Gerbers versorgt. Wenn wir gehen, fahren, reiten, essen, aufstehen,

Licht anzünden, Tabak rauchen, immer haben wir Etwas von dem Rindvieh Herkommendes nöthig.

51. Der Schäfer.

Was ist das für ein Mann mit der hohen Pelzmütze, in dem groben Rocke, welcher sich auf seinen langen Stab lehnt? Es ist der Schäfer. Man sieht es an der Schafheerde, welche vor ihm weidet, und an dem schwarzen Hunde, welcher neben ihm sitzt. Die Schafe fressen ruhig das kurze Gras von der Trift. Ziemlich dicht stehen sie an einander, und nicht leicht entfernt sich eins von der Heerde. Nur die kleinen weißen Lämmchen hüpfen bisweilen weiter, als sie sollen, und blöken dann nach ihrer Mutter. Sobald aber der Schäfer gewahr wird, daß ein Lämmchen oder ein Schaf sich zu weit von den anderen entfernt oder gar nach einem Acker mit Klee oder Frucht hinläuft, schickt er seinen Mohr (das ist der Name seines Hundes) und läßt das ungehorsame oder vorwitzige Thierchen wieder herbeiholen. Der Mohr versteht Dies auch so klug auszurichten, als wenn der Schäfer selbst ginge. Er läuft nicht durch die Heerde und nicht gerade auf das verirrte Schaf zu, sondern im Kreise um das Ganze herum, auch bellt er nicht eher, bis er hinter dem Schafe ist, sonst würde es vielleicht weiter fortrennen, statt nach der Heerde zu. Auch ohne Erinnerung gibt der Mohr auf die Heerde acht, und läßt kein dazu gehöriges Thier auf einen verbotenen Platz gehen. Er setzt sich bisweilen seinem Herrn gerade gegenüber, damit die Heerde von zwei Seiten bewacht ist. Kann indessen der Hund den Platz nicht finden, wohin der Schäfer ihn schicken will, so nimmt dieser den langen Stab, woran unten ein kleines eisernes Schippchen ist, sticht damit ein wenig Rasen aus, und schleudert es dahin, wohin der Mohr laufen soll. Die Schafe wissen Dies und laufen schon von selbst, wenn der Schäfer nach ihnen wirft. Noch ein anderes Thier scheint zur Heerde zu gehören, obgleich es sich nicht ganz zu den Schafen hält. Es ist eine Ziege mit langen Hörnern und einem wohlgefüllten Euter. Sie klettert an den benachbarten Hecken

herum, und rupft Blätter ab. Diese scheinen ihr lieber zu sein als das Gras.

Doch es geht gegen Abend zu, und der Schäfer muß daran denken, wo er die Nacht seine Heerde unterbringe. Er ruft seinem Mohr und treibt langsam die Schafe nach einem sonderbaren Kasten zu, welcher auf einem Karren zu stehen scheint. Es ist die Schäferhütte, welche auf dem Felde neben dem Pferche steht, und worin sich das Bette des Schäfers befindet. Denn die Schafe müssen im Sommer unterm freien Himmel übernachten und der Schäfer muß sie bewachen. Ohne den Hund würde ihm das schwer werden, auch jetzt, wo es doch bei uns keine Wölfe mehr gibt. Während der Schäfer noch Einiges an dem Flechtwerke und den Pfählen des Pferches bessert, ist seine Frau mit einem Henkeltopfe gekommen. Sie bringt ihm sein Nachtessen und nimmt die Ziege mit nach Hause, um sie zu melken. Viel Kostbares scheint nicht in dem Topfe zu sein, allein gleichwohl schmeckt es dem Schäfer, der sich aus der Hütte einen Laib Brod geholt hat, ganz vortrefflich. Das macht die freie Luft, in welcher er den ganzen Tag gestanden hat.

Im Sommer um Johannistag kommen mehrere Leute zu dem Schäfer und helfen ihm die Schafe und Lämmer waschen. Da wird die Heerde an einen Bach getrieben und ein Schaf nach dem andern in das Wasser gestellt und tüchtig gewaschen. Dadurch wird die Wolle rein von Schmutz und verliert auch den unangenehmen Geruch, welchen sonst die Schafe haben. Hierauf treibt man die Heerde in einen Stall, der mit frischem Stroh bestreut ist, damit sie sich nicht wieder schmutzig machen. Sobald alle vollkommen trocken sind, beginnt die Schafschur. Da setzt sich der Schäfer mit seinen Gehülfen in die Tenne, und Jeder nimmt ein Schaf zwischen seine Kniee. Obgleich es sich sträubt und kläglich blöckt, wird es doch festgehalten und mit der großen Scheere sein wolliges Kleid, das man Vließ nennt, abgeschoren. Ungeschickte Scheerer schneiden auch wohl die Thiere in die Haut, aber ein guter Hirte schindet seine Schafe nicht. Die Schafschur ist ein Freudentag in dem Hause des Landmannes. Denn die Wolle ist der Hauptgewinn, welchen der

Herr von den Schafen hat. Und ist Alles gut ausgefallen, so bekommt der Schäfer ein Geschenk. Bisweilen hat dieser auch selbst einige Schafe bei der Heerde.

Die frisch geschorenen Schafe sehen gar nackt und armselig aus, und frieren leicht. Tritt schlechtes Wetter ein, so werden sie auch leicht krank. Bei gutem Wetter wächst aber die Wolle schnell wieder. Vorher müssen die Schafe aber auch auf's neue gezeichnet werden. Denn die Schafe sind schwer von einander zu unterscheiden und jeder Herr läßt den seinigen deßhalb mit schwarzer oder rother Farbe einen Buchstaben oder ein Zeichen aufschmieren, woran man sie wieder erkennt.

Die fettesten Schafe heißen Hämmel, und von diesen kommt das Hammelfleisch. Dem Schäfer thut es oft gar leid, wenn seine schönsten Hämmel an den Metzger verkauft und geschlachtet werden. Der Herr aber kann nicht so viele Schafe über Winter behalten. Denn dann müssen sie ja mit Heu und Stroh gefüttert werden und bisweilen auch noch Salz zum Lecken bekommen. Auch wollen die Leute ja Hammelfleisch essen, und Leder zu Schuhen und Handschuhen haben. Auch Talg zu Lichtern und Seife ist nöthig. Deßhalb können die unschuldigen Schafe nicht geschont werden, sondern müssen unter dem Messer des Metzgers sterben. Wir aber haben mannigfaltigen Vortheil davon. Wir kleiden uns in die Wolle der Schafe, wir essen ihr Fleisch, wir waschen mit Seife, wir brennen Lichter, die von ihnen herkommmen; in unsern Schuhen und selbst an unseren Gesangbüchern und Bibeln ist von ihrer Haut. Ich freue mich deßhalb, daß der liebe Gott so viele Schafe geschaffen hat, und daß die Wölfe ausgerottet sind, welche sonst die Schafe verzehrten.

52. Das Federvieh.

An dem Bache liegt eine große Mühle; da brausen die Räder und das Geklapper in dem Kasten hört Tag und Nacht nicht auf. Der Knecht mit den mehligen Kleidern trägt Säcke mit Mehl auf den Wagen, um nach der Stadt zu fahren und eine Ladung neuer Frucht mitzubringen. Was mir aber am

besten in der Mühle gefällt, das ist der Hof voll Federvieh. Da watscheln Enten, da schwimmen Gänse, da rennen Hühner, da fliegen Tauben, Alles in großer Menge und in buntem Getümmel.

Die Enten gefallen sich recht in dem Wasser des Baches, da schwimmen sie schaarenweise auf und ab, und die jungen Entchen, von denen man es gar nicht glauben sollte, schwimmen schon hinter ihrer Mutter her. Am drolligsten aber sieht ein Huhn aus, welches Enteneier ausgebrütet hat und nun die kleinen gelben Dingerchen im Hofe herumführt. Sobald sie aber an den Pfuhl der Miststätte kommen, husch! sind sie alle zehn in dem trüben Wasser und tunken ihre Schnäbelchen hinein und schütteln sie wieder, indem sie einen quakenden Ton von sich geben. Die Glucke (Henne) läuft ängstlich am Ufer hin und her, und sucht durch Glucksen ihre Kinder wieder herbeizurufen, aber vergeblich. Den Entchen gefällt es zu gut in ihrem Pfuhle. Erst wenn der böse Enterich mit dem grünlichen Halse und der lockigen Feder am Schwanze herbeischwimmt, fürchten sie sich und flüchten zu ihrer Mutter. Auch die Gänse verjagen bisweilen das übrige Federvieh, denn sie sind die größesten Vögel in dem ganzen Hofe. Und weil sie sehr gefräßig sind, so gönnen sie den kleineren kein Futter, und beißen die Enten so gut wie die Hühner und Tauben weg. Die jungen Gänschen haben ein besonderes Gärtchen, worin sie gefüttert werden, denn der Müller hat nicht gern, wenn sie in dem Grase herumschleifen und die besten Spitzen abfressen. Auch verunglücken sie gar leicht, wenn sie frei herumlaufen. Aber ein Knabe führt sie bisweilen auf die Weide und hackt ihnen auch wohl Nesseln zum Futter. Dann piepen sie gar freundlich und drängen sich um ihn her. Die alte Gans aber ist sehr erbost, wenn sich Jemand ihren Jungen nähert, und ist ein Kind so dreist, so fliegt sie ihm wohl an den Kopf. Es wird sie aber doch Nichts helfen. Wenn der Herbst kommt, werden die Gänschen verkauft und geschlachtet werden. Um Martinstag singen die Kinder: Gänslein, Gänslein Gikgak, übermorgen ist Martinstag, da schneiden wir dir das Hälschen ab. Wer schreiben gelernt hat, kann dann auch

Federkiele aus den Flügeln der Gans bekommen, die übrigen Federn braucht die Mutter zu Betten.

Den Entenstall und den Gänsestall habe ich auf der Mühle gesehen, sie sind auf der bloßen Erde und es ist keine Krippe darin und keine Stange zum Daraufsitzen. Denn die Enten und Gänse können sich mit ihren Schwimmfüßen nicht darauf halten, wie die Hühner und die Tauben. Auch die Nester sind gar schlecht zubereitet. Ein bischen Stroh ist Alles, was die Gans verlangt, um ihr Ei darauf zu legen und die Ente macht es nicht viel besser. Die Gänseeier schmecken auch nicht angenehm, sie sind nur gut für Leute, welche gern recht große Bissen essen. Besser gefällt es mir schon in dem Hühnerstalle, da sind schönere Nester. In einigen liegen wenige Eier, in anderen ein ganzes Dutzend zusammen. Doch läßt die Müllerin gewöhnlich nicht so viele beisammen liegen, wenn das Huhn nicht brüten soll. Wenn die Hühner gelegt haben und gackernd aus dem Stalle fliegen, dann schickt sie eins von ihren Kindern mit einem Körbchen hin, um die Eier zu sammeln. Und wenn sie Pfannkuchen backen will, sind ihr die frischen Eier die liebsten. Auf dem Hofe gewähren die Hühner mit ihren weißen, schwarzen, röthlichen und bunten Federn, mit ihren Hauben und Kämmen, mit ihrem Gegacker und Gegluckse einen unterhaltenden Anblick. Sie sind selten ruhig, bald scharren und picken sie, bald laufen sie einander nach und suchen sich einen Wurm oder ein Bröckchen Brod abzunehmen. Doch ducken sie sich auch mannigmal in den Staub und sonnen sich. Der Hahn mit seinem rothen Kamme und seinem lappigen Bart, mit seinem sichelförmigen Schwanze schreitet gar stolz unter den Hühnern einher. Bald ruft er ihnen und läßt ihnen Etwas zu fressen zukommen, bald beißt er sie weg. Dann stellt er sich auf einen Misthaufen, schlägt mit den Flügeln, krümmt den Hals, als wenn er sich entsetzlich anstrengen müßte, und kikiriki kräht er, daß es in dem ganzen Hofe erschallt. Mehrere Hähne vertragen sich nicht; selbst die jungen, welche noch von ihrer Mutter herumgeführt werden, kämpfen schon mit einander. Das Fliegen ist nicht die Sache der Hühner. Nur wenn sie über den Gartenzaun wollen, um

die Beete zu verkratzen, fliegen sie in die Höhe. Aber der Müller duldet es nicht, sondern hetzt sogleich seinen Hund hinter sie, wenn er sie in dem Garten merkt.

Der Müller scheint überhaupt die Tauben lieber zu haben, als die Hühner. Denn des Morgens stellt er sich an die Thüre und pfeift. Da kommen die Tauben aus dem Schlage und von dem Dache, und setzen sich vor ihn, als wenn sie sagen wollten: Nun gib uns auch Etwas! Und er greift in einen Sack mit Wicken und streuet eine Handvoll nach der andern unter das Taubenvolk. Das wimmelt und flattert und pickt durcheinander, und eine will immer die anderen verdrängen. Die wildblauen und die schuppigen und die Kröpfer sind die größesten, aber der Müller stößt sie mit dem Fuße zurück, weil er die kleinen weißen und röthlichen nicht zu kurz kommen lassen will. Die Hühner und die Enten und die Gänse haben sich zwar auch versammelt und möchten den Tauben gern das Futter nehmen, aber der Müller leidet es nicht, selbst die Spatzen jagt er fort, welche so keck sind, sich unter die Tauben zu mischen. Nachdem aber der Müller fertig ist, und die Tauben wieder auf das Dach geflogen sind und rucksen und sich drehen und verneigen, kommt die Müllerin und lockt mit ihrer Stimme das andere Federvieh. Sie hat eine Schüssel in der Hand mit Kartoffeln und Rüben, auch etwas Gerste sammt den Brodbrocken, welche in der Küche übrig geblieben sind. Das alles wird nun der Schaar des Federviehes vorgeworfen; die Gänse machen sich an die Rüben, die Enten geben den Kartoffeln den Vorzug und die Hühner dem Brod. Aber Uneinigkeit herrscht auch unter ihnen, und manches junge Hühnchen wagt kaum herbeizugehen, weil es sich vor den breiten Schnäbeln der Gänse und Enten fürchtet.

Zur Saatzeit müssen die Tauben, welche sonst in dem Felde ihre Nahrung suchen, eingesperrt werden. Dann kann man recht zusehen, wie es in dem Schlage hergeht. In jedem Neste wohnt ein Pärchen, ein Tauber und eine Täubin. In das Nest ducken sie sich zusammen, um sich zu wärmen, und wenn das Weibchen zwei Eier gelegt hat, so brüten die Alten abwechselnd. Nach einiger Zeit kriechen nackte Jungen aus, welche von den Alten

gewärmt und gefüttert werden. Sind die jungen so groß, daß sie bald ausfliegen können, dann sieht der Müller, ob sie ein schönes Gefieder haben. Gefallen sie ihm nicht, so werden sie geschlachtet oder verkauft. Die flüggen Jungen suchen sich ein eigenes Nest, aber man unterscheidet sie noch von den Alten an dem Schnabel und an den Füßen. Die Tauben sind die sanftesten unter dem Geflügel, sie lieben sich unter einander und werden sehr zahm. Auch wegen ihrer Reinlichkeit muß man sie loben, sie putzen sich immer mit den Schnäbeln.

Eins ist aber bei allem Federvieh nöthig, daß man ihre Ställe gut verschließt, denn die Füchse, die Marder, die Iltisse (Rätze) und die Eulen lauern immer auf Gelegenheit hineinzukommen und richten dann großes Blutvergießen an. Selbst die kleinen Wiesel und sogar die Ratten greifen das junge Federvieh an und saufen die Eier aus. Auch am hellen Tage und in der Nähe des Hauses sind die Tauben und die Hühner nicht sicher, denn die Raubvögel, welche hoch in der Luft umher fliegen, stürzen sich bisweilen mit solcher Geschwindigkeit auf ein armes Thierchen herab, daß der Müller nicht im Stande ist, Hülfe zu leisten. Oft sieht man nur an dem Häuflein Federn, welche der Raubvogel übrig gelassen hat, was geschehen ist.

53. Die Biene.

In einem Stocke wohnen viele hundert, ja tausend Bienen beisammen. Sie zanken sich nicht, sondern arbeiten zusammen und gehorchen ihrer Königin. Es gibt wenige Thiere, welche so fleißig sind wie die Bienen. Sobald des Morgens die Sonne aufgeht, kriechen sie schon aus dem engen Flugloche des Bienenstocks. Aber sie säumen sich nur kurz vor ihrem Hause. Frisch fliegen sie hinaus in das Feld und suchen die Blumen und Blüthen auf, worin ihre Nahrung steckt. Denn sie haben einen kleinen Rüssel, mit welchem sie den süßen Saft aus den Blüthen saugen. Auch den gelben Staub aus den Blüthen tragen sie an ihren Füßen nach Hause. Wind und Regen ist den Bienen sehr ungünstig; wenn ihre dünnen durchsichtigen Flügel naß werden, so können sie nicht weiter, und manches Bienchen kommt bei seiner Arbeit um.

Ist es aber Sonnenschein, dann summen sie und scheinen sich ihrer Arbeit zu freuen. Im Innern des Bienenstocks müssen sie auch arbeiten. Denn wenn man den Stock aufdeckt, so sieht man unzählige Zellen von Wachs, eine wie die andere, sechseckig und sauber gearbeitet. In diesen Zellen sitzen zuerst die jungen Bienen, hernach aber werden dieselben mit Honig gefüllt. Im Winter leben die Bienen von Honig. Jedoch den meisten nehmen ihnen die Menschen. Denn der Honig ist süß und wird theuer bezahlt. Wenn man an die Bienenstöcke gehen will, muß man eine Bienenkappe aufsetzen, woran vor dem Gesicht ein Drathgitter eingesetzt ist. Besonders ist Dies nöthig, wenn die Bienen schwärmen, das heißt, wenn die jungen Bienen mit ihrer Königin einen neuen Stock suchen. Kinder sollten sich den Bienenstöcken nicht allzu sehr nähern, denn ein Stich thut sehr weh und gibt eine dicke Geschwulst. Wenn man sie ruhig läßt, stechen die Bienen nicht; aber Wer nach ihnen schlägt, kann es leicht bereuen. Doch auch die Biene, welche einen Menschen sticht, hat ihren Zorn zu bereuen. Denn meistens bleibt der Stachel stecken, und die Biene stirbt daran. Schön ist die Biene nicht; die Käfer und die Schmetterlinge sind meistens schöner. Aber die schönsten Thiere sind nicht immer die nützlichsten. Daher kommt es, daß die Bienen geschont und gepflegt werden, um die Käfer und Schmetterlinge aber kümmert sich Niemand; manche von ihnen vertilgt man sogar.

54. Die Kartoffel.

Es gibt wohl kein nützlicheres Gewächs als die Kartoffel. Sie ist nicht hoch, wie die Eiche, nicht schön, wie die Rose, nicht wohlriechend, wie der Rosmarin, ihre Frucht prangt nicht, wie der Apfel, und dennoch hält sie Jedermann hoch. Wie kommt Das? Das kommt daher, weil die Kartoffel die wohlfeilste Speise für die Armen und zugleich wohlschmeckende Gerichte für die Reichen liefert. Sie geräth fast in allen Feldern, sie mißräth fast in keinem Jahr ganz, sie braucht nur wenig Wartung und liefert doch so reichliche Frucht. Ohne Kartoffeln könnten gar nicht so viele Menschen auf der Erde leben, und

wenn die Kartoffeln einmal in allen Ländern mißriethen, dann müßte ein großer Theil der Einwohner Hungers sterben. Und doch hatten unsere Urgroßväter noch keine Aecker mit Kartoffeln, sondern man fing erst an, einzelne Stöcke zu pflanzen.

Die Kartoffelstaude wächst aus einer Setzkartoffel, auch wohl aus einer Hälfte derselben, oder gar aus einem bloßen Auge. Gesäet werden die Kartoffeln selten. Doch ist der Same leicht zu bekommen; er findet sich in den Aepfeln, welche von der Dicke einer kleinen Nuß, aber ganz kugelförmig an den Stengeln hängen. Die Blüthe ist bald weiß, bald roth, bald blau, wie ja auch die Kartoffeln selbst verschiedene Farben haben. Das Stecken der Kartoffeln geschieht entweder gleich hinter dem Pfluge her, oder indem man reihenweise Löcher in die Erde hackt. Hierauf läßt man sie wachsen; bis das Kraut etwa Hand lang ist, dann müssen sie behackt und gehäufelt werden. Wem das Bücken zu beschwerlich wird, und Wer die Hacke nicht gebraucht, der wird nicht viel Kartoffeln erhalten. In dem Monat August werden die Frühkartoffeln reif; aber man muß sich sehr hüten, sie nicht allzu früh zu genießen; denn unreife Kartoffeln sind giftig. Gegen den Michaelistag fängt man an, alle Sorten Kartoffeln auszumachen. Denn das Kraut ist dann größtentheils abgestorben und die Blätter sehen bisweilen schon schwarz aus.

Dann zieht Alles in der Frühe auf den Kartoffelacker. Die Männer hacken die Stöcke mit einem Karst oder graben sie mit Spaten aus. Die Weiber und Kinder lesen die Knollen in Körbe und schütten diese in Säcke. Allein man darf nicht rothe und blaue und weiße Knollen untereinander mischen, sondern jede Sorte kommt in einen besondern Sack. Von dem Kartoffelstroh machen die Kinder Feuer an; denn es ist um diese Zeit schon kalt. Auch brät man sich gern einige Kartoffeln in der heißen Asche. Am Abende, wenn alle Säcke gefüllt sind, kommt ein Wagen, um sie abzuholen. Zu Hause werden sie oft noch im Dunkeln in den Keller geschüttet. Denn die Kartoffel kann den Frost nicht vertragen; gefrorne Kartoffeln schmecken widerlich süß und faulen bald.

Aus den Kartoffeln lassen sich mancherlei Gerichte bereiten.

Sie werden mit der Schale in Wasser abgesotten oder roh geschält und hierauf zu Gemüse, Brei oder Suppe gekocht. Bei allen diesen Zubereitungen darf das Salz nicht vergessen werden. Auch manche künstlicheren Speisen werden aus Kartoffeln bereitet, zum Beispiel Pfannkuchen, Waffeln, Klöße, ja, man backt auch Brod aus Kartoffelmehl. Wer satt Kartoffeln hat, braucht sich nicht zu beschweren, daß es ihm an gesunder Nahrung fehle, denn nächst dem Brode sind sie die gesündeste Speise. Dazu kommt, daß die Kartoffeln auch zum Futter für das meiste Vieh dienen. Es ist also ein großer Segen, daß uns Gott so reichlich Kartoffeln wachsen läßt. Aber der Branntwein aus Kartoffeln gehört nicht zum Segen.

55. Die Hausbewohner.

In dem Hause wohnen Menschen, in dem Stalle Thiere. Wenn die Menschen nicht für die Thiere sorgten, würde es diesen schlecht gehen. Wenn aber die Thiere den Menschen nicht arbeiteten, wenn sie ihnen nicht ihre Milch, ihr Fleisch, ihre Wolle, ihre Haut gäben, so würde es den Menschen auf der Erde sauer werden. Sie müßten selbst pflügen, selbst den Wagen ziehen, müßten mit Gemüse und Obst fürlieb nehmen, müßten, in hölzernen Schuhen und leinenen Kleidern gehen. Das gefiele uns schlecht. Deßhalb wollen wir für die Thiere sorgen, sie nicht hungern und dürsten lassen, sie nicht quälen. Der liebe Gott hat auch die Thiere geschaffen, er läßt auch für sie das Gras wachsen und die Sonne scheinen.

Aber die Menschen sind mir doch noch lieber als die Thiere. Meine Geschwister spielen, sprechen mit mir, gehen mit mir schlafen, wachen mit mir auf. Sie haben solche Kleider wie ich, sie theilen ihr Brod mit mir, wir essen zusammen aus einer Schüssel. Vater und Mutter haben mich und meine Geschwister lieb. Darum möchte ich nicht von ihnen entfernt sein, auch wenn ich Essen und Trinken genug hätte, auch wenn mir Jemand schönere Kleider gäbe. Wir bleiben am liebsten in unserem Hause, schlafen in unserem Bette, essen an unserem Tische.

Wenn die Eltern nicht für die Kinder sorgten, könnten diese

nicht leben. Ein kleines Kind in der Wiege kann sich nicht selbst nähren und kleiden, und wir größeren könnten es wohl auch noch nicht. Unsere Eltern denken an Alles, ehe wir daran denken. Bald säen sie Korn, damit die Kinder im nächsten Jahre Brod essen können. Bald pflanzen sie Bäumchen, damit ihre Kinder Aepfel und Birnen, Zwetschen und Kirschen davon pflücken können. Die Mutter spinnt und strickt und näht, damit die Kleinen Hemden, Strümpfe und Wämser haben. Der Vater arbeitet und verdient Geld, um den Kindern Kleider und Nahrung und sogar Spielsachen zu kaufen. Ei wie würde es den Kindern so wehe thun, wenn sie keine Eltern hätten! Aber die Kinder helfen doch auch schon Etwas in der Haushaltung, wenn sie gleich noch schwach sind. Ich kenne Kinder, welche ihre kleinen Geschwister wiegen, andere, welche Bestellungen bei dem Bäcker und Metzger machen, noch andere gehen schon mit auf das Feld, tragen ein Körbchen oder lesen Kartoffeln auf. Auch gibt es Mädchen, welche durch Stricken, Garn-Wickeln, oder durch Fleiß in der Küche ihrer Mutter behülflich sind. Die ganze Familie gehört zusammen und arbeitet für einander und unterstützt sich und hat sich unter einander lieb.

Zu der Familie gehören aber noch andere Personen als Vater, Mutter und Kinder. Viele Kinder sind so glücklich, daß ihr Großvater und ihre Großmutter noch leben. Die Großeltern lieben ihre Enkel oft allzu sehr und erlauben ihnen Mehr als die Eltern. Die Großeltern sind schon alt, deßhalb muß man daran denken, daß sie bald sterben können. Die Enkel müssen ihnen Freude machen, sie niemals betrüben. Oft sind auch noch andere Verwandte in dem Hause unserer Eltern, welche ihnen helfen und uns Kinder lieben.

Außer der Familie wohnen aber auch noch die Dienstboten im Hause. Wer sein ganzes Geschäft selbst besorgen kann, braucht keinen Dienstboten. Aber die meisten Landleute brauchen einen Knecht, die meisten Handwerker Gesellen oder Lehrlinge. Eine Magd kann fast keine Familie entbehren. Sie unterstützt die Hausfrau, besonders in der schwereren Arbeit. Denn sie ist fast immer jünger und stärker. Die Magd hat auch mit den Kindern

zu thun, und wenn diese unartig sind, so hat sie es schlimm im Hause. Schon manche Magd hat wegen der ungezogenen Kinder ihren Dienst verlassen. Aber manche Kinder haben auch von einer rohen Magd Häßliches gelernt. Wo viel Gesinde ist, da hat dasselbe eine besondere Gesindestube. In den meisten Häusern hält sich die Magd am Tage bei ihrer Arbeit oder in der Küche, des Nachts in ihrer Kammer auf. Eine Magd hat Viel zu arbeiten. Sie muß frühe aufstehen, Feuer anmachen, wo man Vieh hat, dieses füttern, dann Wasser tragen, kochen, spinnen, Teller und Töpfe spülen, und noch vieles Andere. Eine treue, fleißige Magd soll man ehren. Wenn der Arbeit zu viel wird, so nimmt der Landmann auch Tagelöhner an, welche ihm nur einen oder mehrere Tage helfen. Sie haben gewöhnlich die Kost im Hause, schlafen auch bisweilen da. Nur arme Leute werden Tagelöhner, denn es ist ein spärlicher Verdienst. An manchem Tage hat der Tagelöhner gar Nichts zu verdienen.

In manchen Häusern wohnen zwei oder noch mehr Familien. Da hat jede ihre besonderen Zimmer, ihren Platz im Keller, auf dem Speicher, in dem Holzstalle. Wenn die Leute unverträglich sind, so gibt es da leicht Zank, weil sie nahe bei einander wohnen. Verträgliche Leute können aber in einem Hause wohnen und gute Freunde sein und einander viel Gefälligkeiten erzeigen. Der Mann, welchem das Haus gehört, heißt der Hausherr, die übrigen sind Miethsleute, denn sie wohnen nur für ein Miethgeld im dem Hause, und sie ziehen wieder aus, wenn es ihnen nicht mehr gefällt, oder wenn der Hausherr ihnen aufkündigt.

56. Der Wohnort.

In der Nähe unseres Hauses stehen noch mehr Häuser. Denn die Menschen wohnen nicht gern allein. Die Nachbarn können einander sehr nützlich sein. Bald leiht uns der Nachbar Etwas, was wir nicht haben, bald holt er sich Rath, bald tauscht er Etwas ein. Die Nachbarskinder spielen zusammen, die Frauen plaudern, die Männer rauchen ihr Pfeifchen mit einander. Wenn des Nachbars Haus brennt, muß man löschen helfen, sonst kommt der Brand an das eigene Haus. Nichts ist häßlicher,

als wenn Nachbarn unter einander in Feindschaft leben, wenn sie sich necken, beleidigen oder gar schimpfen.

Die Häuser stehen meistens in Reihen; der an diesen Reihen herführende Weg, heißt die Straße. Kleine Straßen werden Gassen genannt. In den Städten sind alle Straßen gepflastert, in den Dörfern fehlt oft das Pflaster. Denn es ist theuer, und wird durch das Fahren bald wieder verdorben. Fußgänger, Reiter und Fuhrleute loben einen Ort, wo gutes Pflaster ist, besonders bei nassem Wetter. Wenn die Kinder in die Schule gehen, ist es ihnen auch angenehm, einen gepflasterten Weg zu haben. Dennoch gibt es Kinder, welche lieber in dem Floße und in dem Kothe gehen als auf dem reinlichen Wege. Die Straße muß wöchentlich wenigstens einmal rein gekehrt werden. Schöner aber sieht es aus, wenn es öfter geschieht. Auf kleine Kinder muß man Acht haben, wenn sie auf der Straße spielen, sie können leicht von einem Wagen überfahren werden. Ein Dorf hat mehrere Straßen, eine Stadt hat deren viele. Ich könnte die Häuser einer Stadt nicht alle zählen, und die Menschen, welche darin wohnen, noch weniger. In der Kirche kommen Leute aus den meisten Häusern zusammen, aber doch nicht alle. Die Kinder müssen ja noch zu Hause bleiben, auch die Kranken und noch manche andere Personen. Auf einem Jahrmarkte kommen noch weit mehr Menschen zusammen; allein sie sind nicht alle aus dem Orte selbst, sondern größtentheils Fremde.

Manche Gebäude gehören allen Einwohnern des Ortes gemeinschaftlich, und jeder hat daran seinen Theil bezahlt; zum Beispiel: die Kirche, das Schulhaus, das Rathhaus, das Spritzenhaus und noch andere. Auch die Straßen sind nicht das Eigenthum eines Einzelnen. Die meisten Brunnen sind ebenfalls öffentliche, so daß Jedermann Wasser daran holen darf. Wo sich Stege oder Brücken in einem Orte finden, da sind sie gewiß auch aus der Gemeindekasse bezahlt worden. Und noch ein Platz ist allen Bewohnern des Ortes gemein: das ist der Kirchhof, wohin Groß und Klein, Jung und Alt begraben wird.

Die Bürger eines Ortes zusammen bilden die Gemeinde, und der Mann, welchen sie sich zum Vorsteher gewählt haben,

heißt der Bürgermeister (Schulze). Der Bürgermeister hat zu befehlen. Dies ist nöthig, damit Ordnung in der Gemeinde gehalten wird. Denn es gibt in jeder Gemeinde unordentliche oder schlechte Leute. Diese würden den Unrath auf der Straße liegen lassen, würden Holz und Steine in den Weg werfen, würden Andere schimpfen und schlagen oder nehmen, Was ihnen nicht gehört. Der Bürgermeister befiehlt dem Nachtwächter darüber zu wachen, daß des Nachts keine Diebe in die Häuser steigen, und daß kein Feuer ausbricht. Der Wächter muß sogleich Lärm machen, wenn er etwas Gefährliches sieht, damit ihm Leute zu Hülfe kommen. Er bläst auf seinem Horn, damit man wissen kann, wieviel Uhr es ist, und damit Jedermann sich überzeugt, daß der Wächter nicht schläft. Außer dem Nachtwächter hat der Bürgermeister noch einen Diener, den Ortsdiener, welcher die Bettler forttreibt, auch die unartigen Kinder von der Straße jagt. Derselbe hat auch Bestellungen zu machen, mit der Schelle Allerlei bekannt zu machen und bei Versteigerungen auszurufen: zum ersten, zum zweiten und zum dritten Mal.

Wenn die Einwohner eines Ortes recht zusammenhalten, so können sie Vieles ausrichten. Nicht blos bei einer Feuersbrunst oder Wassersnoth können sie einander helfen, sondern sie können sich gar Vieles einrichten, was ein Einzelner nicht könnte. Sie bauen sich ihre Kirche, ihre Schule, und versehen dieselbe mit Allem, was nöthig ist. Ihre Wege, Brücken und Stege sind in gutem Stande, ihr Vieh hat eine gute Weide; es ist Wasser zum Tränken und Schwemmen vorhanden. Die Aermsten werden auf Kosten der Gemeinde versorgt, Niemand braucht Noth zu leiden.

57. Die Schule.

Die Gemeinde hat ihre Schule. Diese wird von einem oder einigen Lehrern besorgt. Jedes Kind soll die Schule besuchen. Denn Wer Nichts gelernt hat, ist nicht brauchbar. Kinder, welche versäumen, werden aufgeschrieben, und wenn sie selbst an der Versäumniß schuld waren, bestraft. Haben die Eltern sie von der Schule zurückgehalten, so werden diese um Geld gestraft.

Brave Eltern lassen es nicht zur Strafe kommen, brave Kinder ebenso wenig. Wenn ein Kind krank ist, so wird es dem Lehrer angezeigt, ist eine dringende Abhaltung zu Hause, so holt man sich Urlaub. Wer sonst immer fleißig ist, dem schlägt der Lehrer den Urlaub für das eine Mal nicht ab.

Das Schulzimmer ist größer als die Wohnzimmer, denn es versammeln sich täglich viele Kinder darin. Das Schulzimmer muß hoch sein, weil es sonst dunstig darin wird; aber auch hell, damit man deutlich sehen kann. Die Kinder sitzen auf Bänken, der Lehrer auf einem Stuhle. Vor den Bänken der Kinder sind meistens Pulte, vor dem Stuhle des Lehrers ein Tisch, bisweilen auch ein Katheder. Auf den Pulten schreibt es sich besser, weil sie etwas schief sind. Es ist nachtheilig, wenn die Schüler allzu gedrängt sitzen. Sie können dann nicht gut schreiben und werden auch leichter müde. Aber es ist auch nachtheilig, wenn die Bänke und Pulte zu hoch oder zu niedrig sind, sie müssen gerade für die Größe der Kinder passen. Bei dem Schreiben soll man gerade sitzen; der Lehrer will es haben, und er hat Recht. Denn Wer viel krumm sitzt, kann seine Brust und seine Augen verderben.

Es gefällt mir, wenn in der Schule Alles neu angestrichen ist und reinlich aussieht. Aber ich kenne Kinder, welche die Geräthe in der Schule immer wieder verunreinigen und verderben. Bald verschütten sie Dinte, bald kratzen sie mit dem Griffel in das Holz, bald schnitzeln sie sogar mit einem Messer daran. Wenn ich ihr Lehrer wäre, ich würde sie hart bestrafen.

In der Schule soll gelernt werden. Deßhalb darf Niemand das Lernen stören. Die zu spät Kommenden stören den Unterricht, die Plauderer noch mehr und Necker und Zänker am allermeisten. Wenn alle Schüler so unaufmerksam und unartig sein wollten wie einige, so könnte der Lehrer gar nicht lehren. Was verdienen solche Schüler, welche dem Lehrer beständig Verdruß machen und die Uebrigen an dem Lernen hindern?

Wer lesen will, muß ein Buch haben, und Wer schreiben will, bedarf Papier und Feder oder eine Schiefertafel und einen Griffel. Diese Stücke sollte also jeder Schüler besitzen und jeden

Tag mit in die Schule bringen. Wer seine Bücher, sein Schreibzeug, oder Was er sonst in der Schule braucht, verdirbt oder verliert, ist unordentlich und wird von seinen Eltern nicht gelobt werden. Auch bei der Prüfung, wo fremde Männer zuhören, wird er schlecht bestehen.

Der Lehrer freut sich, wenn alle Kinder rein gewaschen und ordentlich gekleidet in die Schule kommen. Es gefällt ihm, wenn alle ihr Haar gut ausgekämmt und ihre Kleider ausgebürstet haben. Fettflecken oder Dintenkleckse in den Büchern und Heften gereichen weder den Knaben, noch den Mädchen zur Ehre. Wäre es nicht gerecht, wenn man die Unreinlichen auf eine besondere Bank setzte?

Wenn alle Schüler brav und fleißig wären, dann wäre der Lehrer ein glücklicher Mann. Allein er muß gar oft tadeln, gar oft strafen, gar oft sich ärgern. Was hat er nicht alles zu thun! Bald müssen die Kleinen lautiren, bald müssen die Großen lesen, bald wird gerechnet, bald geschrieben, bald gesungen. Wenn sich der Lehrer müde gesprochen hat, muß er noch Federn schneiden, Schriften durchsehen, in seinen Büchern lesen. Auch am Sonntage hat er in der Kirche zu thun. Da ist es gewiß sehr häßlich, wenn ihm Jemand das Leben sauer macht. Ich hoffe, ihr werdet Das nicht thun, auch wenn ihr groß sein werdet, nicht.

58. Die Kirche.

Es gibt nur wenige Ortschaften, welche keine Kirche haben. In den Städten sind oft viele und sehr große Kirchen. In der Kirche versammelt sich die Gemeinde zum Gottesdienste, und zwar am Sonntage immer, an Wochentagen bisweilen. Da so viele Leute in der Kirche Platz finden sollen, so muß dieselbe größer sein als ein Haus, und darf nicht in Zimmer eingetheilt sein. Die Kirchen sind meistens aus Stein gebauet und haben keine Stockwerke. Viele haben eine gewölbte Decke, oft wird das Dach von Säulen getragen. Der Fußboden ist meistens mit Platten aus Sandsteinen belegt. Die Kirchenstühle sind aus Holz und an ihren Ort befestigt. Eigentlich sollten sie Kirchen-

bänke heißen. In manchen Kirchen finden sich vergitterte Stühle. In diese darf nicht Jedermann hineingehen, sondern nur gewisse Personen. Die Männer haben ihren Platz gewöhnlich auf Emporbühnen; die Knaben, welche zu singen haben, stehen häufig auf der Orgel.

Wenn es Sonntag ist, ziehen die Leute ihre besten Kleider an, und wenn es läutet, gehen sie zur Kirche. Jedermann setzt sich stille auf seinen Platz, nachdem er zuvor stille gebetet hat. Kleine Kinder werden nicht mit in die Kirche genommen, weil sie nicht ruhig sind und die Andacht der großen Leute stören. Wenn der Pfarrer in die Kirche eintritt, hört das Geläute auf, und die Orgel fängt an zu ertönen. Denn wo die Gemeinde nicht zu arm ist, wird eine Orgel in der Kirche aufgestellt. Während der Lehrer die Orgel spielt, singt die Gemeinde das Lied, dessen Nummer an die Tafel geschrieben ist. Dies Lied steht in dem Gesangbuche. Deßhalb bringen alle Leute Gesangbücher mit in die Kirche. Wer aber nicht lesen kann, kann auch nicht mitsingen; und das Singen muß auch erst in der Schule gelernt werden.

Der Pfarrer tritt vor den Altar, welcher zwar von Stein, aber mit einem Tuche behängt ist. Dort betet er und die Gemeinde hört zu. Der Pfarrer ist nicht angezogen, wie die übrigen Leute, sondern er hat eine ausgezeichnete Tracht, welche er nach dem Gottesdienste wieder ablegt. Wenn der Pfarrer vor den Altar tritt, so stehen alle Leute auf. Er geht auch auf die Kanzel und predigt. Dann hört die Gemeinde aufmerksam zu. Wenn Kinder die Predigt auch noch nicht verstehen, so müssen sie sich doch während derselben ruhig verhalten.

In der Kirche spricht der Pfarrer nicht von gewöhnlichen Dingen, sondern von dem lieben Gott und von dem Herrn Christus. Wenn wir größer sind, werden wir davon auch Vieles erfahren und werden dann die Predigt verstehen können.

An die Kirche ist gewöhnlich ein Thurm gebaut, worauf die Glocken hängen. Die Thürme sind höher als die Häuser und die Kirchen, und man kann von da aus über die ganze Gegend wegsehen. In den Städten gibt es Thürme, worauf

ein Thürmer mit Frau und Kind wohnt. Dieser muß acht geben, ob nicht etwa Feuer ausgebrochen ist. Sieht er Feuer, so muß er die Sturmglocke läuten oder mit dem Sprachrohre: Feuer! rufen. Es ist aber beschwerlich, auf einem Thurme zu wohnen, besonders für alte oder kränkliche Personen. Ich ziehe eine niedrige Wohnung einer solchen hohen weit vor. An die Glocken sind Seile befestigt, womit sie in Bewegung gesetzt werden. Es ist nicht rathsam, Schulkinder läuten zu lassen; sie haben schon manche Glocke verdorben, noch öfter aber sich selbst Schaden gethan.

Auch eine Uhr ist auf den meisten Kirchthürmen angebracht, und zwar eine große eiserne, deren Schlag man durch den ganzen Ort hört, und deren Zifferblatt man von weitem sieht. Der Lehrer hat meistens den Auftrag, die Uhr zu besorgen. Kinder sind zum Aufziehen und Richten der Uhr noch nicht geschickt. Wenn die Uhr unrichtig geht, so kommt in alle Geschäfte Verwirrung; die Schüler gehen nicht zu rechter Zeit in die Schule, der Gottesdienst fängt nicht an, wo er sollte, die Leute gehen nicht pünktlich an ihre Arbeit. Auch kleine Kinder können schon auf die Uhr und das Läuten achten.

59. **Der Garten.**

Auf dem Lande ist fast an jedem Hause ein Garten, in der Stadt nur an wenigen. Ein Garten ist von dem Acker leicht zu unterscheiden, denn er ist von einer Mauer oder einem Zaun umgeben, dieser nicht. Auch ist der Garten von verschiedenen geraden Wegen und Pfädchen durchschnitten, wodurch er in Länder (Beete) eingetheilt wird. Die schmalen Länder an dem breiten Wege her heißen Rabatten. Auf diesen werden meistens Blumen gezogen, oft sind sie auch mit einer schmalen Reihe von Gewächsen eingefaßt. Ich kenne Beete, welche mit Sauerampfer oder Schnittlauch eingefaßt sind, aber auch solche, woran Blumen hergesetzt sind, zum Beispiel Federnelken oder Maßliebchen. Manchen Leuten gefällt der Buxbaum am besten zur Einfassung. Jeder mag dazu nehmen, was er will, aber die Wege müssen gerade sein und rein gehalten werden, sonst steht es schlecht aus.

Deßgleichen gehört zur Ordnung im Garten, daß die Hecke beschnitten und die Lücken zugemacht sind, damit keine ungebetenen Gäste hineindringen. Ist es ein Bretterzaun, so nagele bei Zeiten die wackelnden Latten und Planken fest, damit nicht Lücken entstehen, und der ganze Zaun nicht umsonst dasteht. Auch für die Thüre hat der Herr des Gartens zu sorgen. Wer die Gartenthüre nicht verschließt, der könnte ebenso gut sein Gemüse auf einen Acker pflanzen. Was zieht man aber für Gewächse in dem Garten? Wir haben schon gesehen, daß die Rabatten für Blumen bestimmt sind. Doch sind nicht alle Blumen Gartenblumen. Manche wachsen auf der Wiese oder auf dem Felde oder in dem Walde wild, diese braucht man nicht in dem Garten zu ziehen. Andere pflanzt man in Töpfe, und hält sie vor dem Fenster oder in der Stube. In jeder Gegend hat man auch andere Blumen. Hier siehst du viele Aurikeln, Nelken, Violen, auch einige Tulpen und Narzissen. In manchen Gärten auch Reseden, Lilien und Astern. Auch die Levkojen dürfen nicht vergessen werden. Allenthalben werden die Rosen angetroffen, sowohl die rothen als auch die weißen. Wenn du aber Rosen ziehen willst, so rathe ich dir, Stäbe dabei zu setzen, und sie an diese zu binden. Sonst wachsen sie unordentlich. Ueberhaupt muß ein Blumen-Ländchen rein gehalten werden. Wenn Unkraut darauf wächst, so vergißt man die Schönheit der Blumen über der Häßlichkeit des Unkrauts.

Die wenigsten Gärten sind blos für Blumen bestimmt. Vielmehr stehen in den meisten Bäume und Sträucher, und jährlich wird Gemüse gepflanzt. Man zieht natürlich keine Waldbäume in den Gärten, keine Tannen oder Eichen, sondern Obstbäume. An den wärmsten Stellen des Gartens habe ich oft Weinreben gesehen, oder auch sonst zartes Obst, zum Beispiel Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln. Aber es gibt sehr viele Orte, welche für solche Gewächse zu kalt sind. Dagegen Kirschbäume, Aepfel-, Birn-, Pflaumen-, Zwetschenbäume kommen fast allenthalben fort. Allein sie tragen gerade nicht alle Jahre. Wenn die Obstbäume reichlich blühen, wenn die Blüthe nicht erfriert, wenn hernach die Maikäfer und Raupen nicht zu häufig sind, dann

darf man auf eine gute Obsternte rechnen. Es thut den Kindern leid, wenn das Obst ausbleibt. Darum solltet ihr aber auch lernen, wie man einen Obstbaum behandelt. Ihr solltet ferner niemals einen Obstbaum beschädigen, vielmehr Schmetterlinge, Raupen und Maikäfer vertilgen helfen.

Die Bäume in den Gärten müssen gepflegt werden, das heißt, man muß dieselben düngen, bei großer Dürre auch begießen. Zur Pflege gehört ferner, daß man dem jungen Baume einen Pfahl gibt, damit er nicht schief wächst, und von dem Winde nicht zu sehr geschüttelt wird. Im Frühling müssen die jungen Bäume beschnitten, die älteren mit der Baumsäge von dürren Aesten befreit werden. Bei dieser Gelegenheit zerstört man auch die Raupennester. Man besteigt die Obstbäume mittels einer Leiter. Das Klettern an dem Stamm und an den Aesten hinauf ist weder den Hosen und Schuhen der Kletterer, noch auch der Rinde der Bäume nützlich. Die Kirschen werden gebrochen, anderes Obst kann man schütteln. Allein das geschüttelte Obst verfällt sich und kann nicht aufbewahrt werden. Darum brechen sorgfältige Gärtner auch ihre Aepfel und Birnen in einen Sack. Knaben, welche mit einem solchen Sacke einen Baum besteigen, können leicht das Gleichgewicht verlieren. Mancher hat bei dem Obst-Abmachen schon Arm und Bein gebrochen. Auch an Sträuchern wächst Obst in den Gärten. Ihr kennt alle die Stachelbeeren, Johannisbeeren, die Himbeeren, die Haselnüsse und den Weinstock. Manche von diesen Sträuchern wachsen auch wild, aber man veredelt sie in den Gärten. Dann schmeckt ihr Obst weit besser, auch wird es größer, als in den Hecken oder in dem Walde. Wenn die Kinder diese Beeren und Nüsse gehörig reif werden ließen, so wäre es besser für ihre Gesundheit, und die Eltern würden lieber solche Sträucher in den Garten pflanzen. In ordentlichen Gärten stehen Bäume und Sträucher in geraden Reihen, und das Gemüse auf den Beeten nicht minder. Es kostet nicht viel mehr Zeit, die Pflanzen nach der Schnur zu setzen, als auf das Gerathewohl. Ebenso ist es das Zeichen eines unordendlichen Gärtners, wenn er allerlei Gemüsesorten unter einander setzt. Ich würde mir im Frühling zuerst einige Beete

mit Lattich säen, dann einige mit Gelberüben. Auch Petersilie, Kerbel, Zwiebeln und ähnliche Gewürzpflanzen lassen sich in dem Monate März säen. Etwas später würde ich mir ein Land gut graben und mit dem Rechen eggen lassen, mir dann schmale Beete abtreten, und in jedes zwei Furchen ziehen. In diese Furchen würde ich Erbsen legen, und sie dann wieder zurechen. Wenn die Erbsen aufkeimen, sind ihnen die Spatzen sehr gefährich. Ich müßte deßwegen Fäden über die jungen Erbschen spannen, und Federn oder Papierstreifen daran binden, oder eine Vogelscheuche mit einem Hute auf das Land stellen. Lange braucht Dies nicht zu dauern. Denn sobald die Erbsen größer werden, behackt man sie, und steckt Reiser dazu, woran sie hinaufranken können.

Auch Bohnen und Gurken gehören in einen Garten. Die Bohnen winden sich an Stangen hinauf, die Ranken der Gurken laufen über die Erde fort. Um die Zeit, wo die Bohnen zu blühen anfangen, setzt man die Pflanzen des Kohls aus. Diese Pflanzen waren anfangs dicht zusammen gesäet worden, und man konnte die verschiedenen Sorten kaum unterscheiden. Man suchte sie blos vor den Erdflöhen zu behüten, und wenn es trocken war, begoß man sie fleißig. Jetzt versetzt man jede Sorte auf ein besonderes Land. Da gibt es Kohlraben, und zwar obererdige und untererdige. Diese bekommen bald Knollen welche ein wohlschmeckendes Gemüse geben, das bis in den Winter aufbewahrt werden kann. Daneben steht der Wirsing, eine krause Kohlart, deren Blätter man kocht. Am besten sind diese, wenn sie sich zu Häuptern geschlossen haben. Noch krauser ist der Blaukohl (Krauskohl), welcher erst im Herbst und im Winter eßbar wird und vorzugsweise Kohl heißt. Er wächst auf hohen Strünken und treibt noch im Frühlinge Sprossen. Doch Wer kann alle diese Gartengewächse beschreiben? Es ist ja noch übrig: der Rosenkohl, das Weißkraut, das Rothkraut, der römische Kohl, dazu auch rothe Rüben, weiße Rüben, Rettige, Sellerie, Lauch, und noch Anderes. Ein tüchtiger Gärtner muß Das alles pflanzen und pflegen und zu rechter Zeit aufheben, auch noch Samen davon ziehen zur Aussaat im künftigen Jahre. Eine besondere

Mühe macht die Vertilgung der Raupen. Und trotz aller Mühe stehen doch mannigmal blos noch die Rippen der Blätter da.

In nicht wenigen Gärten sieht man auch Lauben oder Hütten oder Gartenhäuschen. Sie dienen entweder dazu, um schattig darin zu sitzen oder sich bei plötzlichem Regen hinein zu flüchten, oder um allerlei Gartengeräthe darin aufzuheben. Man sieht darin oft Spaten, Rechen, Hacken, Körbe, eine Gartenschnur, Gießkannen und Aehnliches. Denn solches Werkzeug muß der Gärtner immer zur Hand haben, und Arbeit darf er nicht scheuen, wenn er gute Gewächse erziehen will. Reiche Leute, welche nicht selbst arbeiten mögen, und doch gern einen schönen Garten haben möchten, halten sich einen Gärtner. Dieser versteht die Gärtnerei besser als die Landleute und hat auch Zeit, seinen Garten gut zu besorgen. Bisweilen hat er auch Mistbeete, welche mit Glasfenstern bedeckt sind, und worin die Gewächse schon wachsen, wenn es im Freien noch zu kalt ist. Noch besser sind die Treibhäuser, welche im Winter geheizt werden, und worin die Blumen oft um Weihnachten blühen. Allein solche Treibhäuser sind für die meisten Leute zu theuer. Wir warten lieber, bis es Sommer ist, da läßt der liebe Gott Alles von selbst wachsen.

60. Der Acker.

Weiter von dem Orte als die Gärten liegen die Aecker. Sie werden nicht mit dem Spaten umgegraben, sondern mit dem Pfluge umgeackert, und nicht mit dem Rechen gerecht, sondern mit der Egge geeggt. Auch sind die Aecker nicht mit Mauern, Zäunen oder Hecken umschlossen, wie die Gärten. Die meisten Aecker sind größere Stücke Feld, damit man lange Furchen in denselben ziehen kann und den Pflug nicht so oft umkehren muß. Nicht auf jeden Acker führt ein Weg. Dann muß der Eigenthümer warten, bis die davor liegenden Aecker leer sind, um auf den seinigen zu fahren. Die Aecker, zwischen welchen kein Weg herführt, sind durch schmale Raine oder breite Furchen geschieden. Damit man aber genau weiß, wie weit ein Stück Feld reicht, so sind Gränzsteine gesetzt, welche Niemand aus-

reißen darf. Denn Jeder muß dem Andern sein Eigenthum lassen.

Auf den Aeckern zieht man Getraide, das heißt Frucht mit mehligen Körnern, oder Kartoffeln, auch Rüben, Kraut und Klee. Einige Sorten des Getraides säet man im Herbste und läßt sie über Winter stehen. Dies ist die Winterfrucht, wovon ihr den Roggen, welcher in vielen Gegenden Korn heißt, und den Weizen gewiß kennt. Wenn im Herbste alle Blätter abgefallen sind, und das Feld kahl ist, dann sind die Aecker mit jungem Korn und Weizen schon wieder grün; und wenn der Schnee weggeht, fangen die Pflänzchen sogleich an zu wachsen. Das junge Getraide sieht aus wie Gras, es bekommt auch Halme, welche aber weit länger und dicker sind als die Grashalme. Auch die Sommerfrüchte, das heißt die Gerste und der Hafer sind Grasarten und haben Halme, allein nicht so hohe als der Roggen und der Weizen. Wenn das Getraide in die Höhe geschoßt ist, so bekommt es Aehren, welche blühen und dann Körner tragen. Die meisten Aehren sind stachlig, die der Gerste am allermeisten. Allein diese Stacheln (Grannen) sind nicht so gefährlich, daß man sich blutig daran ritzen könnte. Die Körner stehen reihenweise in den Aehren, deßhalb heißen einige Sorten Frucht zweizeilig, andere vierzeilig. Der Hafer hat eigentlich keine Aehren, sondern Fahnen oder Trauben (Rispen), woran die Körner herabhängen. Obgleich die Getraidearten, sobald sie Aehren haben, gut zu unterscheiden sind, so gibt es doch Leute, welche sie verwechseln. Mancher Städter kennt selbst die Körner nicht von einander und weiß blos, daß das Brod von Roggen, die Wecke (Semmeln) von Weizen gebacken werden. So unwissend möchte ich nicht sein.

Gegen das Ende des Sommers werden die Früchte reif. Dies sieht man an der bleichen Farbe des Halms und der Aehre. Der Roggen wird fast ganz weiß, die Gerste bleibt ein wenig dunkler, der Weizen sieht gelblich aus, der Hafer bräunlich. Dann legen die Landleute Hand an das Werk. Sichel und Sense werden geschärft, und vom frühen Morgen bis zum späten Abende sieht man fleißige Schnitter im Felde. Die hoch gewach-

senen Früchte werden mit der Sichel abgeschnitten. Das geht langsam und mühsam. Denn die Schnitter oder die Schnitterinnen müssen gebückt stehen, und mit der Hand jeden Büschel Halme fassen, den sie abschneiden wollen, hierauf denselben hinter sich in eine Reihe legen. Dabei sticht man sich an den Disteln, und wenn man barfuß ist, auch an den Stoppeln. Und nun noch die Hitze, welche um die Zeit der Ernte am allerheftigsten zu sein pflegt! Da verdienen die Leute im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod. Doch geht es rasch mit dem Schneiden, weil Jedermann fürchtet, daß Regenwetter eintrete, oder daß die Frucht zu reif werde, und die Körner ausfallen. Das Schneiden wird meistens von Weibern besorgt, aber das Binden der Halme in Garben, das Aufstellen auf hohe Haufen, sowie das Aufladen auf den Wagen und das Einbringen in die Scheuer ist ein Geschäft der Männer. Auch das Mähen des Hafers und der Gerste erfordert so viel Stärke, daß man es den Männern überläßt. So schwer aber die Arbeit bei der Getraide-Ernte ist, so sind die Landleute doch fröhlich dabei, singen und machen oft Kränze an die Wägen.

Die Landleute wären nicht so fröhlich, wenn es nicht so schön auf dem Felde wäre. Allein Jedem gefällt ein Acker mit grüner, wallender Gerste, wenn der Wind sie bewegt; oder mit gelbem Weizen, dessen Aehren sich von ihrem Gewichte senken. Und wie herrlich steht der blühende Klee da! wie lieblich duftet er! Oder wie schimmert ein Acker mit gelb blühendem Reps zwischen dem grünen Getraide! und wieder der Flachs mit seiner himmelblauen Blüthe! Und nun hört man den Schlag der Wachtel, welche im Getraide ihr Nest hat; den wirbelnden Gesang der Lerche, welche in die Luft steigt, das Zirpen der Heimchen (Grillen), das Summen der Bienen und die Stimmen so vieler Thiere, die der liebe Gott erschaffen hat. Deßhalb gefällt es auch mir besser im Felde als in der Stube, und ich freue mich, wenn die Sonne scheint, und Alles hinaus geht.

61. Die Wiesen.

Wie schön sind die Wiesen mit ihrem grünen Grase und

mit ihren zahllosen Blumen! Sie werden nicht alle Jahre besäet, wie die Aecker und Gärten. Das Gras pflanzt sich von selbst fort. Der Landmann hat Nichts zu thun, als im Frühling seine Wiese zu säubern von dürrem Grase, von den aufgeworfenen Hügeln der Maulwürfe, oder wenn sonst Etwas darauf gekommen ist, was nicht dahin gehört. Dann macht er Gräben, theils damit das Wasser abziehen kann und die Wiese nicht sumpfig wird, theils damit man im Sommer, wenn der Boden zu trocken wird, die Wiese wässern kann. Für die meisten Wiesen reicht die Wässerung hin, manche werden indessen besonders gedüngt. Ist das Gras groß genug, so wird es abgemäht, entweder um sogleich verfüttert oder um dürre gemacht zu werden. Kleine Strecken werden bisweilen abgesichelt, aber ganze Wiesen werden immer mit der Sense abgemäht. Bei beginnender Heuernte gehen mit Tagesanbruch die Mäher auf die Wiese und stellen sich in eine Reihe, gerade so weit von einander, daß keiner den andern hauen kann. Nun fassen sie die Sensen, und streifen über den Boden hin, daß es rauscht, und das Gras fällt in langen Streifen (Schwaden) zusammen. Nach einiger Zeit wird Halt gemacht, und die Sensen werden mit den Wetzsteinen, die die Mäher anhängen haben, gewetzt, und darauf die Arbeit frisch begonnen. Wie schmeckt ihnen das Frühstück wenn sie dann fertig sind! Wenn die Kinder zusehen wollen, wie man mäht, dürfen sie nicht zu lange schlafen. Denn bis die Sonne recht hoch gestiegen ist, haben die Mäher ihre Arbeit gethan.

Nun kommen die **Heumacherinnen** mit ihren Rechen (Harken). Sie werfen die Mahden aus einander über die ganze Wiese, damit das dünn liegende Gras besser trocknet. Ist es auf einer Seite trocken, so wird es gewendet, so lange bis jeder Halm ziemlich dürr ist. Nun wird es auf kleine Haufen, welche man Kegel nennt, zusammengerecht, und am andern Tage nochmals ausgebreitet und gewendet. Kommt kein Regen, so ist es endlich ganz dürre und es wird nun in große Haufen gesammelt. Unterdessen ist der Wagen angekommen, der es nach Hause fahren soll. Anfangs wirft Jedermann Heu hinauf, bald aber ist die Ladung zu hoch, und das Heu muß mittels einer Heugabel auf

den Wagen gereicht werden. Ein Mann sitzt oben darauf, nimmt es ab, und legt es so, daß die Ladung nicht schief wird. Zuletzt legt er den Wiesbaum darüber her, damit Nichts herunter fällt; und die ganze Gesellschaft zieht nach Hause. Oft sitzen Kinder auf dem hohen Heuwagen. Es ist aber gefährlich, besonders wenn der Weg holprig ist. Wenigstens sollten die Kinder oben ruhig sitzen und keine kecken Späße machen. Die Arbeit der Heumacher ist nicht sehr beschwerlich. Deßhalb sind sie auch gewöhnlich sehr wohlgemuth, und Kinder können an dieser Arbeit Theil nehmen. Dann nehmen sie natürlich auch Theil an der Mahlzeit, welche gewöhnlich in saurer Milch besteht. Liegt die Wiese nahe an dem Walde, so sucht man auch wohl Erdbeeren zu der Milch und dem Brode.

Das abgemähete Gras wächst wieder, und gegen den Herbst wird es zum zweiten Mahle gemäht. Solches zweite Heu heißt Grummet (Ohmet), in manchen Gegenden auch Nachheu. Bei der Grummeternte geht es gerade, wie bei der Heuernte. Nur dauert es gemeiniglich etwas länger, bis das Grummet dürre wird, weil die Tage schon kürzer sind und die Sonne nicht mehr so heiß scheint.

Wenn die Heuernte gut ausfällt, ist der Landmann froh, denn er hat nun Futter für sein Vieh. Mag der Winter noch so kalt werden, er kann für dasselbe sorgen. Es ist aber nöthig, daß er das Heu gut aufhebt. Es muß trocken liegen, sonst wird es faul und schimmlig. In der Scheuer ist Raum für so viel Heu, als der Bauer in einem ganzen Jahre braucht.

62. Der Wald.

Nicht überall sind Gärten, Aecker und Wiesen; große Landstrecken sind auch mit Wald bedeckt. Da stehen die Bäume dichter als die Obstbäume in den Gärten, auch sind es ganz andere Arten von Bäumen. Die Waldbäume zieht man nicht ihrer Früchte, sondern ihres Holzes wegen. Deßhalb sind es Eichen, Buchen, Birken, Tannen, Fichten und so weiter. Zwar sind die Eicheln brauchbar zum Futter der Schweine, ja man macht sogar eine Art von Kaffee daraus; allein Niemand pflanzt doch einen Eichbaum, um seiner Eicheln willen. Gerade so ist es mit den

Bucheln, welche ein recht gutes Oel geben. Aber dieser Nutzen ist doch Nebensache; die Hauptsache bleibt das Holz. Die Waldbäume stehen nicht in Reihen, denn sie haben sich meistens selbst gesäet. An manchen Stellen stehen sie so dicht, daß man nicht dazwischen hindurch gehen kann. Der Förster läßt aber solche Dickichte aushauen, damit die übrig bleibenden Stämme desto besser wachsen können. Das Reisholz, welches durch dies Aushauen gewonnen wird, wird in Bündel gebunden und verkauft. Die dünnsten Reiser dienen zum Feuer-Anmachen. Die etwas höheren und stärkeren Stangen werden zu Mancherlei gebraucht, zum Beispiel zu Stützen der überladenen Obstbäume, zu Bohnen- oder Hopfenstangen, an manchen Orten auch zu Pfählen für die Weinstöcke. Die übrigen Bäume bleiben stehen, bis ihre Stämme hoch und dick genug sind, um Balken oder Brennholz zu geben. Das dauert oft mehr als hundert Jahre. Es soll Eichen geben, welche tausend Jahre alt sind. Dann sind sie freilich auch nicht mehr sehr frisch. Viele Aeste sind dürr und morsch, und der Stamm selbst ist meistens hohl. Die Tannen und Fichten, überhaupt die Nadelhölzer werden nicht so alt, aber freilich auch nicht so dick.

Wenn ein Baum zum Abhauen bestimmt ist, so zeichnet ihn der Förster mit seinem Waldhammer. Dann kommen die Holzmacher mit ihren sehr scharfen Aexten und hauen so lange in den Stamm hinein, bis der Baum stürzt. Das gibt ein gewaltiges Krachen und einen Fall, daß die Erde zittert. Unvorsichtige Holzmacher, welche nicht zeitig auf die Seite sprangen, haben schon dabei ihr Leben verloren. Liegt der Baum, so werden die kleineren Aeste abgehauen, die dickeren aber und der Stamm zersägt. Die Tannen-, Fichten- und Eichenstämme, welche zu Balken bestimmt sind, werden nun ganz aus dem Walde gefahren, entweder auf die Zimmerplätze, oder auf die Sägemühlen, wo sie zu Brettern zersägt werden, oder in die Holzhöfe. Es müssen oft viele Pferde vor einen Wagen mit einem einzigen Stamm gespannt werden.

Das übrige Holz, welches zum Brennen bestimmt ist, wird im Walde noch weiter zugerichtet. Die Stämme werden in Klötze gesägt, ungefähr von Mannslänge, und diese Klötze

mit Keilen gespalten. Diese Spalten werden dann zwischen Pfähle sorgfältig auf einander gelegt, bis es gerade ein Klafter oder einen Stecken ausmacht. Diese Holzklaftern werden entweder verkauft oder unter die Leute, welchen der Wald gehört, vertheilt. Das Buchenholz ist das beste zum Brennen, das Tannenholz das schlechteste. Doch kann man immer noch froh sein, wenn man nur Holz hat und nicht Torf, Braunkohlen oder Steinkohlen nehmen muß. Arme Leute haben oft gar Nichts zum Heizen, denn das Holz und alles Uebrige, was zum Brennen taugt, ist theuer. Bisweilen wird es ihnen erlaubt, in den Wald zu gehen und die vom Winde abgeworfenen Reiser aufzulesen, allein das reicht doch nicht hin für Küche und Ofen. Jedermann, auch die Reichen sollten sparsam mit dem Holze umgehen, damit es nicht immer rarer wird, und zuletzt gar nicht mehr zu kaufen ist. Manche unverständige und unordentliche Magd verschwendet in einem Hause mehr Holz, als ihr Lohn ausmacht. Und ebenso Viel kann eine ordentliche und verständige Magd ihrer Herrschaft sparen.

Unter den hohen Bäumen des Waldes steht aber auch Gebüsch und Gesträuche von allerlei Art. Die Erdbeeren, Himbeeren, Haselnüsse, Heidelbeeren sind allen Kindern bekannt, die meisten haben schon selbst welche gesucht. Arme Kinder erwerben sich durch das Sammeln solcher Beeren, die sie in die Stadt zum Verkaufe tragen, das Geld zu neuen Kleidern und Schuhen. Manche Stadtkinder können dieses Waldobst blos essen, aber wo es wächst, haben sie noch nicht gesehen. Auch an Blumen fehlt es im Walde nicht. Besonders lieblich sind die Maiblumen mit ihren weißen, duftenden Glöckchen und mit ihrem frischen, grünen Blatte. Aber neben dieser und mancher anderen schönen Blume wachsen im Walde auch Giftpflanzen. Wer sie nicht kennt, oder Wer Alles ißt, was vor ihn kommt, kann sich damit vergiften. Es fehlt nicht an Beispielen, daß Kinder, welche die schwarzen Beeren der Tollkirsche verschluckt haben, daran gestorben sind. Nicht minder verderblich ist einigen der Genuß der scharlachrothen Beeren des Kellerhalses geworden. Andere haben an den schönen rothen Glocken des Fingerhutes gekaut, worauf ihnen der

Mund und der Hals anschwoll. Doch kamen diese mit den Schmerzen davon.

Mehr noch als die Gewächse in dem Walde gefallen den Kindern die vielen Thiere, die in demselben wohnen. Da spielen Schmetterlinge von allen Farben, kleine und große Käfer laufen auf dem Boden, selbst an kleinen Schlangen und Eidechsen fehlt es nicht. Ihr müßt aber nicht glauben, daß alle Schlangen giftig wären. Bei uns gibt es fast gar keine giftigen, und die Eidechsen sind nirgends giftig. Greift sie nur an, sie werden euch Nichts zu Leide thun. Aber schöner sind freilich die Vögel, welche in den Bäumen und Sträuchern des Waldes ihre Nester haben, und den ganzen Tag ihren Gesang ertönen lassen. Da pfeift der muntere Buchfink, da singt die schwarze Amsel, da girrt die sanfte Turteltaube, da hackt der grüne Specht; alle sind fröhlich vom Morgen bis zum Abend. Ihre Nester stehen theils im Gebüsche, theils in den höchsten Zweigen der Bäume, manche in Erdhöhlen, noch andere in Höhlungen der alten Baumstämme. Es gibt Knaben und junge Bursche, welche diesen Vogelnestern nachstreben, die Eier oder die Jungen herausnehmen, oder wenigstens die Alten in ihrem Brüten stören. Das ist ein strafbarer Muthwille; denn die Eier und die jungen Vögel nützen ihnen Nichts, die arme Thiere aber werden gequält. Außerdem ist auch schon mancher bei dem Klettern auf hohe Bäume herabgestürzt, und hat den Hals gebrochen. Da lobe ich mir doch einen Gang in den Wald, wo man das muntere Hüpfen und Fliegen der Vögel sieht und ihren lieblichen Gesang hört, ohne daß man ihnen ein Leid zufügt. Der liebe Gott will nicht, daß irgend eines seiner Geschöpfe ohne Noth Schmerzen leide.

Auch vierfüßige Thiere halten sich in dem Walde auf. Sie sind aber scheu, weil sie von den Jägern zu sehr verfolgt werden. Ihr seht deßhalb einen Hasen oder Fuchs nur selten in der Nähe; wenn sie nur Fußtritte hören, flüchten sie sich schon. Hirsche und Rehe sind ohnedies gar selten geworden, nur in großen Waldungen oder in umzäunten Parken finden sie sich noch. Und gar die Dächse und die wilden Schweine, deren hat selbst mancher Jäger noch nie gesehen. Es ist aber doch besser, daß es nicht

mehr so viel Wild gibt. Denn dasselbe thut gar vielen Schaden, und der Landmann in solchen Gegenden, wo es noch häufig ist, kann gar oft nicht ernten, Was er gesäet hat. Reißende Thiere, wie Wölfe, Bären, Luchse gibt es aber schon lange nicht mehr in den deutschen Wäldern.

63. Die Wege.

Um von einem Orte zum andern zu kommen, hat man Wege angelegt. Die Fußpfade bilden sich von selbst, die Fahrwege aber müssen geebnet und fest gemacht werden. Die besten heißen Landstraßen (Chausseen). Diese sind nicht nur breiter als die anderen Fahrwege, sondern auch ganz eben und so fest, daß es selbst bei nassem Wetter keine Gleisen gibt. Damit sie so eben bleiben, muß aber oft nachgesehen, und wo eine Lücke ist, sogleich mit kleinen Steinchen nachgeholfen werden. Die Wegwärter haben dies Geschäft zu besorgen. Zuweilen wird aber die ganze Straße frisch gedeckt. Dann ist schlimm darauf fahren. denn die spitzen Steinchen verletzen den Pferden den Huf. Sandsteine kann man nicht zu den Landstraßen brauchen, denn sie zerreiben sich zu leicht, sondern blaue Basalte oder graue Granite. Diese werden zuerst an dem Rand der Straße aufgeklaftert, hernach von Tagelöhnern mit langstieligen Hämmern klein geklopft. Das Steine-Klopfen ist zwar eine harte Arbeit, aber die armen Leute können dadurch doch ihr Brod verdienen.

Auf den Landstraßen sieht man Fußgänger, Reiter und Fuhrleute. Manche Fußgänger tragen ihr Gepäck in Felleisen, oder in kleinen Ränzchen, die Soldaten in ihrem Tornister. Ich habe schon Handwerksbursche gesehen, welche ihr Gepäck auf einem ganz kleinen zweiräderigen Wägelchen hinter sich her zogen. Die Hühnerträger drücken Schiebkarren vor sich her, vor welche bisweilen noch Hunde gespannt sind. Wie müssen sich die armen Thiere strapaziren! Freilich muß sich der arme Mann mit dem Tragbande auf den Schultern auch genug quälen, wenn er mit seinem Schubkarren fortkommen will. Und Denjenigen, welche ihren Tragkorb auf dem Rücken und zu ihrer Unterstützung Nichts als ihren Stock haben, wird es noch saurer. Auch die Weiber

mit ihren schweren Mahnen (Körben) voll Kirschen oder Birnen auf dem Kopfe oder Rücken haben es nicht so bequem, als die Kinder, welche das Obst kaufen und essen.

Auf einer Landstraße sieht man das mannigfaltigste Fuhrwerk. Bald kommt ein mit Kühen bespannter Wagen mühsam daher gefahren. Die Last ist nicht gar groß, denn die Kühe sind schwächer, als Ochsen oder Pferde. Bald kommt ein Güterwagen, fast so hoch und so breit wie ein Häuschen, auf breiten Rädern und mit sechs gewaltigen Gäulen bespannt. Er kommt langsam, und das Krachen der Steine und die straff angespannten Stränge beweisen, wie schwer die Fracht ist. Der Wagen selbst ist mit einem weißen Tuche überzogen, woraus das Stroh hervorguckt, das zum Packen gedient hat. Die Fuhrleute sind mit blauen oder weißen Kitteln angethan, und klatschen mit ihren gewaltigen Peitschen, während die Schellen an den Kummeten der Gäule klingeln. Dann fährt wieder eine leichte Kalesche (Chaise) vorüber, als koste es den Pferden gar keine Anstrengung. Aber der Staub fliegt über die ganze Straße und belästigt die Fußgänger auf dem Bankett. Noch ärger wird der Staub, wenn ein großer Postwagen mit vier Pferden und einem Postillon in Uniform vorüberrasselt. Der Familienwagen ist zwar nicht viel kleiner, weil er aber nur von zwei Pferden gezogen wird, welche jeden Tag angestrengt werden, so geht es weit langsamer. Dafür ist er freilich auch wohlfeiler, und auch der Aermere kann mannigmal mit einem Familienwagen fahren. Am besten ist es aber, man braucht seine eigenen Beine, und geht zu Fuße. Wenn du zu Fuße gehst, wirst du zwar müde, allein du bleibst gesund, die Pferde gehen nicht mit dir durch, die Achse zerbricht nicht, und du brichst nicht Hals und Bein.

Wenn der Weg über ein Wasser oder auch nur über eine Tiefe wegführt, so muß eine Brücke oder ein Steg gebauet werden. Die Stege sind nicht schwer zu machen. Ein Balken oder ein Brett über einen Graben gelegt, ist schon eine Art Steg. Doch gibt es auch künstlichere, welche auf Pfählen liegen und Geländer haben. Kinder sind oft unvorsichtig bei dem Gehen über den Steg. Sie sollten sich aber warnen lassen, denn es

sind schon viele Kinder umgekommen, weil sie von einem Stege in das Wasser fielen. Auch die Brücken sind gefährlich, doch weniger, weil sie breiter sind, so daß man darüber fahren kann. Die besten Brücken sind von Stein und gewölbt. Manche haben mehr als einen Bogen, wodurch das Wasser fließt. Es kostet viel Mühe, Geld und Zeit, eine große Brücke zu bauen. Dazu braucht man einen geschickten Baumeister. Im Winter kann man bisweilen neben der Brücke herfahren, weil das Eis fest genug ist, einen Wagen zu tragen: im Sommer braucht man bisweilen nicht einmal Eis, weil das Wasser so seicht wird, daß man mit einem Wagen bequem durchfahren kann.

64. Die Ortschaften der Umgegend.

Wohinaus wir gehen, da treffen wir auf Wohnungen von Menschen. Wenn ich eine Stunde weit von hier gehe, so kann ich schon einige Ortschaften erreichen. Erwachsene Leute, welche zwei, drei, vier Stunden gehen können, ohne müde zu werden, gehen an einem Tage nach diesem Orte oder nach jenem und sind am Abende doch wieder zu Hause. Von dem Kirchthurme oder einem Berge kann ich selbst die Häuser mehrerer Ortschaften erblicken. An den Kreuzwegen stehen auch Wegweiser, worauf geschrieben steht, wie der nächste Ort, wohin der Weg führt, heißt, und wie weit er entfernt ist. Es gibt auch Straßen und Thore oder Wege, welche ihren Namen von den benachbarten Dörfern oder Städten haben. Mancher Weg kann schon von kleinen Kindern gefunden werden, wenn er nämlich nicht weit ist und nicht durch einen Wald führt. Wohin getraut sich wohl jedes von euch Kindern zu gehen?

Nicht alle Orte liegen in einerlei Richtung, sondern der eine hier hinaus, der andere dort hinaus; und wenn man sich dem einen nähert, entfernt man sich von einem anderen. Manche liegen aber doch auch so nahe bei einander, daß man meint, es sei ein einziges Dorf. Aus der Ferne sieht man oft nur den Kirchthurm, weil dieser höher ist als die übrigen Gebäude. Die Straßen in den entfernten Dörfern und die Menschen, welche

darin gehen, kann aber Niemand unterscheiden. Oft stecken auch die Häuser hinter den Bäumen der umher liegenden Gärten.

Wenn ich in ein benachbartes Dorf gehe, so sehe ich Manches anders als hier in meinem Wohnorte. Zwar sind auch Häuser, Straßen, Scheuern und Ställe da, aber es gibt Dörfer ohne Kirche und ohne Thurm. In manchen fehlt das Pflaster, in anderen liegen die Häuser zerstreut. Dagegen haben einige auch schönere Gebäude, ein größeres Schulhaus, ein Schloß, einen Pachthof oder einen Lustgarten. Es gibt Dörfer, welche von einem Bache durchflossen sind, andere nicht. In manchen sind so viele Brunnen, daß fast in jeder Hofraithe einer zu sehen ist, in anderen ist das Wasser rar und an wenigen Röhrbrunnen muß das ganze Dorf sein Wasser holen. Ich habe ein Dorf gesehen, welches nur zwanzig Häuser hat, allein ich kenne ein anderes, welches so groß ist, als eine kleine Stadt.

Städte gibt es nicht so viele als Dörfer. Aber ich habe schon eine gesehen, und werde ihrer noch mehrere sehen. Die nächste Stadt ist keine Tagreise von hier entfernt, es führt eine gute Landstraße dahin; sie hat Thore und Mauern. Andere Städte haben ihre Thore und Mauern abbrechen lassen, und sind nur von Gärten umgeben. Man hat gedacht, die Spitzbuben kommen wohl auch durch die Thore herein, oder sind oft schon vorher in der Stadt. Jene Stadt hat eine große Kirche mit einem hohen Thurm und einige kleinere. Aber einen Palast hat sie nicht, denn es wohnt kein Fürst darin. Ein Posthaus habe ich dagegen dort gesehen und sehr große Wirthshäuser mit schönen Schildern, worauf goldene Buchstaben stehen. Auch Kaufläden gehen auf die Straße mit herrlichen Waaren. Da sind Scheiben so groß als ein ganzes Fenster auf dem Dorfe, und geputzte Leute dahinter, welche die Waaren verkaufen. Auch die Handwerker haben Schilder an ihren Häusern oder von ihren Arbeiten einige zur Probe herausgehängt. So sah ich Peitschen und Sättel vor dem Hause eines Sattlers, an einem großen Stiefel erkannte ich, daß in dem Hanse ein Schuhmacher wohne, an einem Schlüssel das Haus eines Schlossers. In der Stadt sind immer viel mehr Menschen auf der Straße als in dem

Dorfe. Man meint, es wäre gar Niemand in den Häusern. Da gehen Bäckerknechte in mehligen Kleidern mit Körben voll Brod, Metzgerbursche in weißen Schürzen mit Mulden voll Fleisch. Dann kommen Mägde fast in Sonntagskleidern, welche Henkelkörbe tragen. Ich konnte nicht sehen, Was darin war. Auch wenn kein Markttag ist, gehen immer Verkäufer auf den Straßen umher und rufen ihre Waaren aus. Der eine schreit: Heidelbeeren feil! der andere: kauft Besen! ein dritter bietet irdenes Geschirr an. Dazu kommt noch der Lärm von dem vielen Fuhrwerke, das Feilen der Schlosser, das Hämmern der Kupferschmiede, oft auch noch das Trommeln der Soldaten.

Der Stadt ganz entgegengesetzt sind die einzelnen Höfe oder Meiereien und Mühlen. Sie bestehen nur aus einem oder einigen Häusern nebst den dazu gehörigen Scheuern und Ställen. Straßen gibt es da nicht, Handwerker und Wirthe wohnen nicht darin, sondern nur Landleute und Tagelöhner. Da hört man Nichts, als das Brüllen der Kühe, das Wiehern der Pferde, das Blöken der Schafe, das Krähen der Hähne, das Schnattern der Gänse und dazu das Klappern der Mühle. Dann und wann klascht eine Peitsche dazwischen und der Hofhund bellt die ankommenden Fremden an. Des Nachts ist es ganz stille in einem solchen Hofe.

65. Die Gewässer.

Auf der ganzen Erde findet sich Wasser. Ein Theil kommt als Regen, Thau und Schnee aus der Luft, ein anderer Theil aus den Quellen, welche aus der Tiefe herausssprudeln. Das Quellwasser sammelt sich entweder in Brunnen oder in Teichen und Seen, oder es fließt weiter in Bächen und Flüssen. Brunnen gibt es überall, Teiche häufig, Seen schon selten, denn es gehört viel Wasser dazu, einen See zu bilden. Auch Bäche gibt es mehr als Flüsse, weil zu einem Fluß viel mehr Wasser gehört, als zu einem Bache.

Betrachtet einmal den Bach, welcher eurer Heimath am nächsten ist. Ihr seht ihn fließen, und zwar immer von oben nach unten. Es gibt kein Wasser, welches den Berg hinauf

flösse Deßhalb müssen wir die Quelle des Baches nicht im Thale suchen, sondern auf dem Berge. Wollten wir aber dem Bache nachgehen, so würden wir zuletzt an einen Ort kommen, wo er aufhört zu fließen, weil er nicht mehr tiefer gelangen kann. Dort hört er auf, ein Bach zu sein, er fällt entweder in einen Teich, oder vereinigt sich mit einem größeren Bache oder einem Flusse und mit diesem kommt sein Wasser zuletzt in das größeste aller Gewässer, in das Meer.

Die Bäche haben anfangs, wenn sie aus ihren Quellen kommen, klares Wasser, allein weiter unten werden sie trübe, weil allerlei unreines Wasser dazu kommt. Besonders trübe werden die Bäche und Flüsse, wann es viel regnet oder wann de Schnee aufthaut. Denn dann reißt das von den Feldern kommende Wasser Erde mit sich, so daß es mannigmal ganz gelb aussieht. Auch wachsen die Bäche dann oft so sehr an, daß sie aus ihren Ufern treten, und Ueberschwemmungen anrichten.

Ueber kleine Bächlein kann man schreiten oder wenigstens springen, größere kann man an manchen Stellen durchwaten. Besser thut man aber, über den Steg oder die Brücke zu gehen. Ueber große Flüsse sind nicht viele Brücken gebaut, und man muß deßhalb meistens auf Nachen über sie hinüberfahren. Auf großen Flüssen fahren aber auch Schiffe, welche nicht blos Menschen, sondern auch Waaren transportiren. Diese Schiffe werden entweder wie Kähne durch Ruder getrieben, oder von Menschen oder Pferden, die am Ufer gehen, gezogen, manche auch von dem Winde fortbewegt. Am schnellsten fahren die Dampfschiffe, welche von Rädern getrieben werden, die der Dampf eines Kessels umdreht. Je kleiner der Fuß, desto kleiner sind auch die Schiffe auf demselben, denn größere würden auf den Grund aufstoßen. Das Meer wird von den größesten Schiffen befahren. Manche davon sind so groß wie ein Haus und es wohnen so viele Menschen darin wie in einem kleinen Dorfe.

Jeder Bach oder Fluß hat zwei Ufer, ein rechtes und ein linkes. Wenn man sich an die Quelle stellt, und das Wasser hinabfließen sieht, dann ist das rechte Ufer rechts und das linke links gelegen. Die Ufer sind oft mit Bäumen oder Gesträuch

bewachsen. Die Erlen und die Weiden wachsen gerne an dem Rande der Gewässer. Oft theilt sich ein Fluß in zwei Arme, so daß ein Theil des Wassers in dem einen Bette, ein anderer Theil in dem anderen fließt. Kommt das getheilte Wasser wieder zusammen, vereinigen sich also die Arme wieder, so ist das dazwischen liegende Land eine Insel. Eine Insel ist auf allen Seiten von Wasser umgeben, man kann nur auf Stegen, Brücken oder in Kähnen darauf gelangen. Es gibt so große Inseln, daß Häuser, ja sogar Dörfer darauf liegen. Die Inseln in dem Meere sind noch größer.

Das Wasser der Teiche steht stille, außer wenn der Wind es bewegt. Dann schlägt es kleine Wellen. Auf den Seen und auf dem Meere werden diese Wellen viel größer, oft so hoch, wie ein Stockwerk. Solche große Wellen rauschen natürlich auch heftiger als die kleinen eines Teiches, oder eines Flusses. Ihr könnt auch kleine Wellen hervorbringen, wenn ihr einen Stein in das Wasser werft; denn die Ringe, welche da entstehen, wo der Stein hineinfiel, sind Wellen.

In den fließenden und stehenden Gewässern baden sich die Menschen. Die Kinder lieben es noch mehr als die Erwachsenen, allein es kann ihnen nicht immer erlaubt werden. Wer erhitzt in's Bad geht, kann höchst gefährlich krank werden, vielleicht in wenig Tagen sterben. Wer unvorsichtig in die Tiefe geht, setzt sich der Gefahr aus zu ertrinken. Auch ist es nicht überall schicklich zu baden. Die Obrigkeit weist Badeplätze an, an einigen Orten sieht man auch Häuschen, welche blos zum Baden erbaut sind. In der kalten Jahreszeit, wo Niemand zu baden begehrt, werden die Badehäuschen abgebrochen.

Quer durch manche Bäche sind auch Wehre angelegt und daneben oft Schleußen. Die Wehre sollen das Wasser hemmen, und schwellen, damit es zum Theil einen anderen Lauf nimmt. Entweder soll dieses abfließende Wasser in einen Mühlgraben geleitet werden oder in Gräben zum Wässern der Wiesen. Durch die Schleußen werden diese Gräben wieder geschlossen. Man legt Dies alles an, weil es den Wiesen sehr nützlich ist, zur Zeit der Trocknung bewässert zu werden, weil aber auch das Wasser

das beste Mittel ist Mühlen zu treiben. Bei einigen Mühlen fällt das Wasser von oben auf das Rad, bei anderen faßt es die Schaufeln des Rades von unten. Ein kleines Bächlein ist im Stande, ein oberschlächtiges Mühlrad zu treiben, aber zum Umdrehen eines unterschlächtigen Rades ist schon viel Wasser erforderlich. Wenn das fließende Wasser von einer Höhe herabfällt oder mit Gewalt wieder Steine stößt, so entsteht Schaum, die ganze Oberfläche wird weiß. Dabei hört man ein Plätschern, oder wenn die Masse des Wassers groß ist, ein Brausen. Fällt ein Bach oder Fluß in seinem Bette schäumend und brausend herab, so nennt man Dies einen Wasserfall. Kleine Bäche, welche schnell fließen, lassen einen angenehmen Ton hören, welchen man Rieseln nennt.

Auf dem Grunde der Flüsse und Bäche sieht man bald Schlamm, bald Kies, bald Steine. Doch auch lebendige Wesen wohnen in den Gewässern: Fische von mancherlei Art, auch Krebse und Würmer. Die Fische und Krebse werden gefangen, weil sie zur Nahrung der Menschen dienen. Der Fang der Krebse ist nicht künstlich; man greift sie meistens mit der Hand. Wenn man sie aber unter den Steinen hervorholen will, so muß man sich wohl in acht nehmen, daß man die Finger nicht zwischen ihre Scheeren bringt. Sie können gewaltig damit kneipen. Die Fische werden theils geangelt, theils mit Netzen gefangen. In den Teichen, wo man das Wasser ablassen kann, werden sie auch gerade mit den Händen gegriffen. Es gibt Leute, welche sich ganz von dem Fischfange nähren; sie heißen Fischer. Es gibt aber nur an großen Gewässern Fischer, an kleinen würden sie Nichts zu leben haben. Wenn der liebe Gott der Erde nicht soviel Wasser gegeben hätte, so wären die Wenschen übel daran. Es fehlte ihnen an Getränk für sich und ihr Vieh, sie könnten nicht kochen, nicht waschen, nicht baden, ihre Wiesen würden nicht gewässert, ihre Mühlen nicht getrieben, es könnten keine Schiffe hin- und herfahren, sie hätten keine Fische zu essen. In manchen Jahren, wo der Regen ausbleibt, vertrocknen die Bäche und Flüsse, auch viele Brunnen. Dann sieht man erst recht, wie nothwendig das Wasser zu dem menschlichen Leben ist.

66. Berg und Thal.

Die Erde ist nicht allenthalben so eben wie das Wasser eines Teiches oder die Tenne einer Scheuer, sie ist vielmehr holprig, bald hoch, bald tief. Die Berge erheben sich hoch über die Umgegend, manche scheinen in den Himmel zu ragen. Aber sie sind nicht so dünn und steil wie ein Thurm. Man kann sie ohne Leiter ersteigen. Auf manche kann man hinauf fahren, auf andere klettert man mühsam zu Fuße hinan. Kleine Berge nennt man Hügel. Wenn der Boden nur auf einer Seite abhänigig ist, auf der anderen eben aussieht, so heißt Dies eine Anhöhe. Es gibt weit mehr Hügel und Anhöhen als Berge. In manchen Gegenden ist gar kein Berg, wenigstens nicht in der Nähe zu sehen. Die fernen Berge scheinen blau, obgleich sie in der Nähe ebenso gut grün, oder gelblich oder grau aussehen als das übrige Feld. Selten steht ein hoher Berg allein, meistens hängen ganze Reihen an einander, oft stehen mehrere Reihen hinter einander. Dies sind die Gebirge, welche ganze Gegenden bedecken, und welche größtentheils auch ihre eigenen Namen haben, aber es gibt auch einzele Berge, ja selbst Hügel mit besonderen Namen. Zwischen zwei nahen Bergen oder Bergreihen liegt allemal ein Thal, zwischen zwei entfernten eine Ebene. Ein Thal kann sich auch zwischen zwei Anhöhen oder Hügeln hinziehen. In sehr vielen Thälern fließt ein Bach oder wohl gar ein Fluß. Ganz enge Thäler, deren Seitenwände steil sind, nennt man Schluchten, auch Hohlen, wenn ein Weg hindurch führt: Hohlwege. Durch solche Schluchten oder Hohlwege ist weder gut fahren, noch gehen, aber in den Thälern ist es angenehm. Denn die Thäler sind oft mit Wiesen bedeckt, durch welche sich ein Bach hinschlängelt. Auf den Ebenen fährt es sich freilich am besten, aber es ist doch langweilig, wenn man immer nur das Nämliche vor sich sieht. Deßhalb springen auch die Kinder so gern einem kleinen Hügel hinauf.

Wenn man auf die Berge hinaufsteigt, so sieht Alles ganz anders aus, als unten. Ehe man auf die Spitze kommt, sieht man meistens schon Wald, denn Aecker und Wiesen lassen sich

an den steilen Abhängen nicht gut anlegen. Aber Bäume und Gebüsch wachsen fast allenthalben. Hier und da findet man aber Felsen, worauf auch keine Bäume und Sträucher wachsen. Oft bildet ein solcher Fels gerade die Spitze des Berges. Aber große und kleine Steine, selbst abgebrochene Felsstücke finden sich nicht blos oben auf den Bergen, sondern auch am Fuße derselben bis in die Thäler hinab. Auf dem Gipfel des Berges hat man eine Aussicht in die Ferne. Steht er allein, und sind keine Bäume in dem Wege, so sieht man oft über ein ganzes Land hin. Viele Meilen im Umkreise erblickt man die Städte, die Dörfer mit ihren Kirchen, die Flüsse mit ihrem blinkenden Wasser, die Wälder mit ihrem Grün, und wieder die entfernten Berge in ihrer blauen Farbe. Doch gibt es nur wenige Berge, wo man so ganz frei umherschauen kann, ohne durch irgend Etwas gehindert zu werden.

Auf den Bergen weht fast immer der Wind, auch ist die Luft daselbst kühler als in den Thälern. Wenn ihr also einen Berg besteigt, so dürft ihr euch nicht erhitzen, ihr könntet euch sonst durch den Zugwind oben erkälten. Daß es auf den Bergen kälter ist als unten, sieht man schon daran, daß der Schnee auf ihrem Gipfel länger liegen bleibt, als anderswo. Oft ist im Thale schon alles grün, während die Spitze der Berge noch ganz starr und weiß aussieht. Auch ziehen sich die Nebel und die Wolken gern an den Bergen her, so daß diese bisweilen ganz verdüstert sind, indessen in der Ebene die Sonne scheint. Daher gibt es auch so viele Quellen auf den Bergen. Der Schnee und die Wolken und der Nebel geben ihnen Nahrung. Hernach sammeln sich diese Quellen zu Bächen und fließen durch die Thäler herab, bis sie zu Flüssen werden, und sich zuletzt in das Meer ergießen.

67. Die Fremde.

Die Erde ist sehr groß, größer als ihr glaubt. Hinter unserer Gemarkung geht eine andere Gemarkung an, und wo diese aufhört, wieder eine, und so immer weiter fort. Wenn man die Landstraße fortgeht, so kommt man durch viele Dörfer,

durch kleine Städte, zuletzt in eine ganz große Stadt; und auch da ist noch kein Ende, sondern es gehen wieder Landstraßen zu allen Thoren hinaus. Auch aus den Gewässern kann man merken, daß die Erde groß ist. Denn die Bäche fließen ja fort, bis sie in die Flüsse gelangen, und diese bis in das Meer. Und wie groß mag erst das Meer sein! Ich habe mit Leuten gesprochen, welche ein ganzes Jahr herumgereiset, und immer an andere Orte gekommen waren. Und überall, wo sie hinkamen, war der Himmel blau, und die Erde fruchtbar, und es lebten Menschen daselbst wie wir, und Thiere wie die unsrigen. Der liebe Gott hat das Alles so schön eingerichtet, weil er die Menschen liebt.

Aber doch ist es nicht allenthalben genau so wie bei uns. An einigen Orten ist es kälter, an anderen wärmer, hier gibt es höhere Berge, dort größere Flüsse, oder das Meer ist ganz nahe. Auch die Menschen sind in fremden Ländern von uns etwas verschieden. Es gibt Länder, wo die Menschen schwarz aussehen wie Raben; das sind die Mohren. Diese Mohren haben ganz krauses Haar wie die Wolle der schwarzen Schafe. Und nun denkt euch ihre weißen Zähne und das Weiße im Auge, wie das kurios aussehen muß.

Auch Thiere gibt es in anderen Ländern, wie ihr noch keine gesehen habt. Da sind Elephanten, so groß als wenn man zwei Pferde auf einander stellte. Statt der Nase haben diese einen Rüssel, welcher ein paar Ellen lang ist; und welchen sie, wenn sie wollen, noch länger machen können. Mit dieser langen Nase können sie aber nicht blos riechen, sondern wie wir mit unserer Hand Alles anfassen und festhalten. Selbst ihr Futter bringen sie mit dem Rüssel in ihr Maul, und Wem sie damit eine Ohrfeige geben, der steht nicht wieder auf.

Bei den Elephanten wohnen auch die Löwen. Diese sehen gerade aus, wie die Katzen, aber sie sind zehnmal so groß als diese, und so stark, daß sie eine Kuh mit ihren Tatzen todt schlagen und in ihrem Rachen forttragen können. Natürlich fürchten sich auch die Menschen vor diesen grimmigen Raubthieren, und wir können froh sein, daß es bei uns keine Löwen gibt.

Es gibt aber auch Gutes in den heißen Ländern, wo der Elephant und der Löwe leben. Dort wächst der Kaffee und der Zucker und der Pfeffer und noch vieles Andere, was wir nicht ziehen können, sondern theuer kaufen müssen. Da fahren alle Jahre große Schiffe über das Meer, und holen ganze Fässer voll Kaffee und Zucker und Gewürz, und bringen den Mohren dafür Messer und Scheeren und Gläser und Tuch und Leinwand und sonst noch vieles Andere.

Und so wie es heißere Länder mit seltsamen Thieren und Gewächsen gibt, so gibt es auch kältere als unser Vaterland. Es gibt Länder, worin der Schnee und das Eis nur kurze Zeit weggehen, und wo man fast immer Feuer in dem Ofen haben muß. Ueberdies dauert dort im Winter die Nacht viel länger als bei uns, so daß man fast immer ein Licht brennen muß. Wie gut haben wir es doch, daß hier der Winter und die Nacht nicht so lange dauern! Was essen aber die Leute in den kalten Gegenden? und womit kleiden sie sich, daß sie nicht frieren? Auch da hat der liebe Gott gesorgt. Wo es kein Obst und kein Gemüse gibt, da gibt es doch noch Kartoffeln und Hafer und daneben sehr viele Fische. Da essen die Leute die Fische wie wir das Brod. Und was die Kleidung anbetrifft, so leben dort eine Menge Thiere mit dickem Pelze. Da gibt es Bären, Wölfe, Füchse, Marder, die werden von den Jägern geschossen, und ihr Pelz zu warmen Kleidern verarbeitet. Auch wir bekommen einige von diesen Pelzen hierher. Sie werden theuer bezahlt, dafür können sich jene Jäger Etwas zu Gute thun.

68. Der Himmel.

Den Himmel sehen wir allenthalben über uns; auf den Bergen sieht er noch ebenso hoch und eben so blau aus wie in den Thälern. Niemand kann in den Himmel hineinsteigen, kein Vogel kann hinein fliegen. Sehr oft ist der Himmel mit Wolken bedeckt; ganz heiter, so daß auch kein Streifchen daran wäre, ist er selten. Am Tage können wir außer den Wolken nur Sonne und Mond an dem Himmel unterscheiden, bei Nacht auch die Sterne. In die Sonne kann man nicht hineinblicken, wenig-

stens nicht lange, denn ihr Glanz blendet die Augen. Den Mond und die Sterne kann man so lange betrachten als man will, ihr gelbliches Licht ist nicht blendend. In dunklen Nächten flimmern die Sterne oder sie funkeln; Sonne und Mond flimmern und funkeln nicht.

Die **Sonne** erscheint uns als eine runde Scheibe, fast ebenso groß wie der Mond, also etwa von der Größe eines Tellers. Von dieser Scheibe gehen helle Strahlen auf die Erde. Wo diese hinfallen, da ist Sonnenschein, wo sie abgehalten sind, da ist Schatten. Alle Körper, welche nicht durchsichtig sind, werfen Schatten, aber immer auf die entgegengesetzte Seite von der Seite, wo die Sonne oder das Licht sich befindet. Je heller der Sonnenschein, desto dunkler der Schatten. Der Schatten bildet die Körper auf dem Boden ab, aber nicht immer ähnlich. Der Schatten einer Kugel ist zwar immer rund, aber der Schatten einer Stange ist bald lang, bald kurz, und der Schatten eines Menschen sieht oft wunderlich aus.

Die Sonne bleibt nicht den ganzen Tag an einem Platze stehen, sondern sie geht am Rande des Himmels auf, erhebt sich dann bis hoch über die Häuser, hernach sinkt sie wieder, und geht an dem Rande des Himmels unter. Die **Gegend** an dem Himmel, wo die Sonne aufgeht, heißt Osten, die, wo sie untergeht, Westen, die, wo sie am höchsten steht, Süden. Osten und Westen liegen einander gegenüber, und wenn du die linke Hand nach Osten und die rechte nach Westen ausstreckst, so siehst du gerade nach Süden. Dein Rücken ist aber dann nach einer Gegend hingekehrt, welche Norden heißt. Des Morgens geht die Sonne östlich auf, des Abends geht sie westlich unter, des Mittags steht sie südlich, aber nördlich steht sie niemals an dem Himmel. Wenn die Sonne aufgeht, so fällt der Schatten nach Westen, wenn sie untergeht, nach Osten, am Mittage fällt er nach Norden; aber nach Süden kann der Schatten niemals gerichtet sein. Je niedriger die Sonne steht, desto länger ist der Schatten, je höher, desto kürzer. Was für lange Gestalten gibt der Schatten, wenn die Sonne eben aufgegangen ist oder eben untergehen will! Da reicht der Schatten eines Kindes über einen

ganzen Acker hin. Dagegen ist der Schatten eines Mannes am Mittage oft nur so groß, als ein Kind.

Wenn die Sonne hinter Wolken steckt, ist es düster, wenn sie aber gar nicht scheint, wird es dunkel. Ehe die Sonne untergeht, wird der Himmel um sie her roth, oft auch gelb und grünlich. Das ist das Abendroth. Des Morgens vor dem Aufgange der Sonne sieht der Himmel ähnlich aus. Dies heißt das Morgenroth. Viele Leute glauben, das Morgenroth bedeute schlechtes, das Abendroth gutes Wetter. Daher sagen sie: Morgenroth, nasses Abendbrod; Abendroth, trocknes Morgenbrod. Allein diese Regel trifft nicht immer zu. Zwischen dem Tage und der Nacht entsteht die Dämmrung. In der Dämmrung kann man nicht gut sehen; deßhalb soll man dann nicht lesen oder stricken oder nähen. Man verdirbt sich leicht die Augen. Im Sommer gehen die Leute oft in der Abenddämmrung spazieren, weil es dann kühl ist. Es gibt Thiere, welche fast nur in der Dämmrung hervorkommen, oder wenigstens dann lustiger sind. Die Eulen fliegen aus ihren Löchern, die Fledermäuse flattern um die Häuser her, die Maikäfer schwirren in der Luft, bei warmem Wetter sieht man auch die Feuerwürmchen leuchten. Die kleinen Kinder gehen aber meistens schon in der Dämmrung schlafen.

Wenn es völlig Nacht geworden ist, erscheinen die Sterne am Himmel, zuweilen auch der Mond. Dieser macht es gerade wie die Sonne, er geht im Osten auf, steigt dann nach Süden in die Höhe, und geht im Westen wieder unter. Sein Schein ist aber viel matter, als der Sonnenschein, man kann dabei nicht lesen, und sieht auch nicht in die Ferne. Auch ist der Mond nicht immer rund, sondern bisweilen nur halbrund, ja mannigmal so schmal wie eine Sichel. Wenn es Vollmond ist, könnt ihr ihn am besten betrachten. Vielleicht seht ihr dann auch ein Männchen darin mit einer Last Holz auf dem Rücken. Auch der Mond kann von Wolken verdeckt werden, dann glänzt bisweilen der Rand der Wolken wie Schnee.

Die Sterne sehen aus wie große Funken, aber sie bewegen sich nicht so schnell. Einige leuchten viel stärker als die übrigen; die kleinsten kann man nur bei ganz klarem Himmel, und wenn es

sonst ganz dunkel ist, sehen. Es ist gar schön, daß der liebe Gott die finstre Nacht durch die Sterne erleuchtet hat. Fromme Leute betrachten gern den gestirnten Himmel und denken dabei an Gott, der Das alles geschaffen hat. Zählen kann man die Sterne nicht, weil ihrer zu viele sind, und weil sie auch nicht in Reihen stehen. Es gibt aber doch Männer, welche jeden Stern kennen und wissen, an welchem Platze des Himmels er steht. Auch Kinder kennen wohl schon den Abendstern, welcher nicht weit von der untergegangenen Sonne zu sehen ist. Wer recht acht gegeben hat, wo Norden ist, der kann auch leicht die sieben Sterne finden, welche zusammen der Wagen heißen. Auch die Milchstraße, welche über den ganzen Himmel läuft, kann Jeder selbst an demselben aufsuchen.

69. Die Zeit.

Schon an der Sonne sieht man, was für eine Zeit es ist; aber die Uhren zeigen es doch genauer. Der Anfang des Tages heißt der Morgen, die Mitte desselben der Mittag, das Ende der Abend. Zwischen dem Morgen und dem Mittage liegt der Vormittag, zwischen dem Mittage und dem Abende der Nachmittag. Die Mitte der Nacht heißt Mitternacht. Höfliche Menschen bieten einander die Zeit; sie sagen: guten Morgen! guten Abend! guten Tag! oder gute Nacht! je nachdem es die Tageszeit gerade fordert.

Jeder Tag besteht aus Stunden, welche die Uhr durch den Zeiger oder durch den Schlag einer Glocke anzeigt. Die Uhr thut niemals mehr als zwölf Schläge; es gibt nicht dreizehn Uhr, auch nicht zwanzig Uhr. Alle zwölf Stunden fängt die Uhr wieder von vorn an zu schlagen. Aber zwölf Stunden sind noch kein Tag. Wir sehen Das daran, daß es um Mittag zwölf schlägt und um Mitternacht noch einmal. Es muß also zweimal zwölf schlagen, bis es wieder Mittag ist und bis also ein Tag herum ist. Nun ist leicht zu berechnen, wieviel Stunden ein Tag hat. An jedem Tage schlägt es zweimal sechs Uhr, einmal am Morgen, das andere Mal am Abend, zweimal elf, einmal am Vormittag, das andere Mal tief in der Nacht. Man kann nicht genau sagen, um welche Stunde aufgestanden, zu Bette ge-

gangen wird, oder welches die Essensstunde ist. Denn in einer Familie ist Dies so, in der andern anders, und im Sommer ist es anders als im Winter.

Die Zeit, wo die Sonne am Himmel steht, und hell macht, heißt auch ein Tag. Allein dieser helle Tag ist nicht immer von gleicher Länge. Vierundzwanzig Stunden ist ein solcher Tag niemals lang. Wie lang er ist, läßt sich leicht ausrechnen, wenn man auf den Sonnenuntergang acht gibt. Im Winter geht die Sonne um 4 Uhr unter, also um 8 Uhr Morgens auf, und der Tag ist nur 8 Stunden lang, die Nacht 16 Stunden. Im Sommer ist der längste Tag, dann geht die Sonne um 4 Uhr des Morgens auf und um 8 Uhr des Abends unter. Im Frühling und im Herbste sind sich Tag und Nacht gleich. Jeder kann ausrechnen, um welche Stunde dann Sonnen-Aufgang und -Untergang ist, und wie lange der Tag und die Nacht dauern. Man rechnet aber nicht blos nach ganzen Stunden, sondern auch nach halben und Viertelstunden. Wenn es z. B noch eine Viertelstunde dauert, bis es vier schlägt, so sagt man, es ist drei Viertel auf (vor) vier Uhr. Allein auch die Viertelstunde ist noch eine lange Zeit, die Uhr gibt auch Minuten an, aber nicht mit Schlägen, sondern mit dem Zeiger. Sechzig Minuten machen eine Stunde aus, deßhalb ist der Rand der Uhr mit 60 Punkten versehen, woran man die Minuten zählt. Doch nur ein Zeiger der Uhr zeigt die Minuten an, der andere blos die Stunden. Wenn beide Zeiger über einander auf der Ziffer 12 stehen, dann ist es gerade zwölf Uhr. Eine Viertelstunde nachher steht der Minutenzeiger auf der Ziffer 3, der Stundenzeiger aber nur eine kleine Strecke über 12 hinaus. Um halb ein Uhr steht der Stundenzeiger zwischen 12 und 1, der Minutenzeiger auf der Ziffer 6. Der Minutenzeiger dreht sich täglich vierundzwanzigmal um das Zifferblatt herum, der Stundenzeiger nur zweimal. Noch kürzer als die Minute ist die Sekunde, sie ist nur der sechzigste Theil von jener. Eine Sekunde ist nicht viel länger als ein Augenblick. Um eine Zahl in der Reihe eins, zwei, drei, vier, fünf u. s. w mäßig langsam auszusprechen, braucht man eine Sekunde. Ein Mensch lebt also sehr viele Sekunden.

Sieben Tage machen eine Woche aus. Und zwar hat jeder Wochentag seinen besondern Namen. Der Sonntag hat seinen Namen von der Sonne, der Montag von dem Monde, aber von dem Dienstage weiß man es nicht recht. Der Mittwoch liegt gerade in der Mitte der Woche. Der Donnerstag, Freitag und Samstag bilden die Nachwoche. Unter allen Wochentagen hat nur der Samstag zwei Namen, denn er heißt auch Sonnabend. Sechs Tage heißen Werktage, der siebente, an dem kein Werk vorgenommen werden soll, ist der Sonntag. Er ist dem Gottesdienste und der Ruhe gewidmet. Man zeigt Dies schon durch die besseren Kleider, welche man anlegt, und durch die Reinlichkeit im Hause, auch die Kost ist gewöhnlich besser als an den Werktagen. Manche Leute bilden sich aber ein, der Sonntag sei blos zum Vergnügen da; Dies ist nicht wahr, sondern der Gottesdienst ist die Hauptsache.

Vier Wochen, oder eigentlich dreißig Tage bilden einen Monat. Dieser hat seinen Namen von dem Monde, denn alle 30 Tage ist wieder Vollmond. Einige Monate haben 31 Tage, ein einziger 28, und bisweilen 29. Zwölf Monate machen ein Jahr aus, und jeder Monat im Jahre hat seinen eigenen Namen. Ein Kind muß die Namen der zwölf Monate lernen und muß wissen, in welchem Monate wir jetzt leben. Der Reihe nach heißen die Monate: Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober, November, Dezember. Drei davon gehören zum Winter, nämlich Dezember, Januar und Februar, drei zum Frühling: März, April, Mai, drei zum Sommer: Juni, Juli, August, drei zum Herbste: September, Oktober, November. Im Dezember ist es kalt, aber das schöne Weihnachtsfest erfreut die Kinder. Der Januar, welcher mit Neujahr anfängt, ist noch kälter. Im Februar um Petritag kommen schon die Störche wieder. Der März bringt Veilchen, der April, die Ostereier, der Mai die Apfelblüthe. Im Juni kommt das Pfingstfest, man fängt an Heu zu machen, im Juli schärft man die Sichel für das Getraide, im August werden die ersten Birnen reif, im September folgen die Aepfel, im Oktober die Trauben,

aber auch die Kartoffeln, der November bringt Regen, und am Martinstage werden die Gänse geschlachtet.

Das Jahr besteht aus 365 Tagen, das ist ebensoviel als 12 Monate oder 52 Wochen. Nach Ablauf eines Jahres geht Alles an dem Himmel oder auf der Erde wieder ebenso. Es wird Frühling, Sommer, Herbst und Winter, die Bäume blühen, tragen Frucht und verlieren ihre Blätter; Neujahr, Ostern, Pfingsten, Weihnachten folgen wieder auf einander. Und jeder Mensch hat jährlich seinen Geburtstag. Älter ist Jeder an seinem Geburtstage geworden, aber nicht Jeder verständiger und besser.

Bis in sein 14tes Jahr ist der Mensch ein Kind, bis in sein 25stes ein Jüngling, oder eine Jungfrau, hernach wird er ein Mann oder eine Frau, nach dem 60sten Jahre ein Greis. Manche Menschen werden 90 Jahre alt, sehr selten einmal einer 100 Jahre. Wenn die Kinder 6 Jahre alt sind, sollen sie die Schule besuchen, aber Gutes lernen können sie schon früher. Wenn sie 14 Jahre alt sind, werden sie aus der Schule entlassen und konfirmirt, aber zu lernen dürfen sie noch lange nicht aufhören. Die zwanzigjährigen Bursche kann man zu Soldaten brauchen. Kein Mensch kann sich älter oder jünger machen als er ist, keiner sein Leben verlängern, er muß warten, wie der liebe Gott es beschlossen hat. Aber manche Menschen verkürzen ihr Leben durch Unvorsichtigkeit, sie machen sich krank und sterben frühzeitig. Es gibt aber auch Menschen, welche viele Stunden und Tage und Jahre ihres Lebens mit Nichtsthun verbringen, diese nennt man Tagediebe.

70. Das Wetter.

Nicht alle Tage scheint die Sonne, oft ist es trübes, oft regnerisches Wetter, oft schneit es, oder es ist neblig. Schon der Wind macht einen sehr großen Unterschied in dem Wetter. Bei ruhiger Luft ist es weit angenehmer als bei Winde. Wird nun gar der Wind heftig, wird er zum Sturme, dann ist es nicht gut im Freien sein. Jedermann flüchtet sich nach Hause. Ein solcher Sturm ist im Stande, Bäume auszureißen, oder Dächer abzudecken. Aber bei sehr heißem Wetter ist ein leiser Wind,

ein wehendes Lüftchen sehr angenehm, es kühlt uns ab und macht die Hitze erträglich. Zugwind dagegen ist schädlich. Wer sich darin aufhält, erkältet sich leicht und kann krank werden. Es ist ein außerordentlicher Unterschied zwischen der Wärme in dem Sonnenscheine an einem Sommertage und zwischen der Kälte an einem Winterabend. Die Hitze wie der Frost kann dem Menschen unerträglich und schädlich werden. Ist es sehr heiß, so gerathen wir in Schweiß, das Blut kommt in Wallung, das Gesicht wird oft blutroth. Ist es dagegen sehr kalt, so färbt sich auch die Haut roth, aber sie ist dabei starr und trocken. Die Luft scheint fast wie Nadeln zu stechen, und wenn man plötzlich in ein warmes Zimmer kommt, so sticht es so arg in den Händen und Füßen, daß man laut aufschreien möchte. Ueberhaupt ist es nicht rathsam, schnell aus der Hitze in die Kälte oder umgekehrt aus der Kälte in die Hitze zu gehen. Ich möchte nicht aus der heißen Sonne plötzlich in einen Keller gehen. Am angenehmsten ist es im Sommer in den kühlen Morgen- und Abendstunden, im Winter dagegen in dem Sonnenschein am Mittage. Im Herbste und im Frühlinge ist es weder zu warm noch zu kalt.

Der Regen ist sehr nützlich für die Gewächse, aber den Menschen und Thieren gefällt er nicht. Wir sind alle das Regenwetter sehr bald müde, denn es ist weder angenehm, naß zu werden, noch auch lange im Hause zu sitzen. Dazu kommt noch der Schmutz, welcher sich gar nicht vermeiden läßt, sobald man im Regen ausgeht. Regenschirme schützen nur oben, die Füße werden immer naß, auch sind Schirme beschwerlich zu tragen, besonders wenn Wind weht. Zuviel Regen ist auch den Gewächsen nachtheilig, oft werden die Wiesen überschwemmt, oft wird die Blüthe durch die Nässe verdorben.

Im Sommer kann der Thau den Regen einigermaßen ersetzen. Wenn man des Morgens frühe auf das Feld geht, hängt an jedem Gräschen ein Wassertropfen. Wie herrlich strahlt die Sonne in diesen Thautropfen wieder! Weil der Thau des Abends fällt, so wird das Gras sogleich nach Sonnenuntergang feucht, und Kinder sollten sich dann nicht mehr in das Gras setzen.

Statt des Thaus gibt es im Winter Reif, welcher sich ganz weiß an die Bäume setzt, und sie gleichsam überzuckert. Der Nebel lagert sich des Abends über feuchte Wiesen, und sieht dann aus wie Rauch, von weitem auch oft wie Wasser. Wenn aber im Herbste der Nebel die ganze Luft erfüllt, so daß man nicht um sich sehen, oft die Hand vor den Augen nicht erkennen kann, dann ist er unleidlich. Er hindert auch das Athmen, hängt sich an Haare und Kleider und stinkt bisweilen sogar. Darum gefällt mir nebliches Wetter durchaus nicht.

Die Regenwolken sehen grau aus, die Gewitterwolken aber fast schwarz. Vor einem Gewitter fürchten sich viele Leute. Und allerdings kann es Schaden thun. Es kann Hagel bringen, welcher das Getraide und das Obst zerschlägt. Ja bisweilen sind die Hagelkörner so groß, daß sie Fensterscheiben zerschmettern und Vögel erschlagen. Aber das ist selten. Auch kann ein Gewitter einen Wolkenbruch herbeiführen. Dann regnet es wie mit Mulden von dem Himmel geschüttet, und Bäche und Flüsse treten aus ihren Ufern, und überschwemmen das Land. Aus den Gewitterwolken kommt nicht blos Regen, sondern auch Donner und Blitz. Der Blitz sieht bei Nacht schrecklich aus, weil er so plötzlich und so feurig erscheint. Aber das Rollen des Donners ist auch bei Tage furchtbar. Der Blitz kann Menschen erschlagen, Bäume zersplittern, Häuser anzünden; seine Gewalt ist entsetzlich. Wer aber nichts Böses gethan hat, braucht sich doch nicht bei einem Gewitter zu fürchten. Denn auch der Blitz muß sich nach Gottes Willen richten. Auch schlägt er nur selten ein, und trifft noch seltener Menschen. Doch muß man sich nicht unter Bäume stellen, wenn ein starkes Gewitter an dem Himmel ist, weil der Blitz an den Bäumen herunterfährt, und dann die darunter stehenden Menschen trifft.

Die Gewitter kommen meistens im Sommer, der Schnee aber fällt nur im Winter. Er fällt dann aus den Wolken, wie sonst der Regen. Aber statt der Tropfen sind es Flocken, welche so leicht sind, daß sie in der Luft herum tanzen. Es gibt Nichts, was weißer wäre, als frisch gefallener Schnee, deßhalb sagt man auch, schneeweiß. Die Kinder freuen sich, wenn Schnee fällt,

weil sie dann mit Schneebällen werfen, Schneemänner machen und Schlitten fahren können. Wenn aber die Kälte groß ist, dann ballt sich der Schnee nicht mehr. Auch fährt sich noch besser Schlitten auf spiegelglattem Eise. Und noch schöner ist das Gleiten auf dem Eise und das Schlittschuh-Laufen. Weil aber das Eis nicht immer dick genug ist, um einen Menschen zu tragen, so brechen manche Schlittschuhläufer ein, andere fallen in gehauene Eislöcher, und schon mancher ist jämmerlich ertrunken. Alte Leute lieben das Eis und den Schnee nicht, weil sie leicht fallen und ein Glied zerbrechen können. Sie stützen sich darum gern auf Stachelstöcke.

Wenn die Luft wärmer wird, fängt das Eis und der Schnee an zu schmelzen oder zu thauen, das heißt, sich in Wasser zu verwandeln. Dann bricht das Eis oft mit großem Gekrache zusammen, und die Schollen schwimmen auf der Oberfläche des Wassers. Dann schwellen die Bäche und Flüsse an, und thun oft großen Schaden. Die Wege werden zu dieser Zeit grundlos, und wo kein Pflaster ist, kann man fast gar nicht gehen. Doch friert es oft wieder bei Nacht, so daß man des Morgens früh trockenes Weges gehen kann. Die Nachtfröste thun aber auch Schaden an den zarten Pflänzchen und an den Knospen und Blüthen der Bäume.

Jeder Mensch wünscht das Wetter, wie es ihm gerade paßt. Der Reisende wünscht Sonnenschein, der Sämann, welcher seinen Samen unter die Erde gebracht hat, will Regen; Wer Heu macht, will heiß, Wer eine Last trägt, möchte lieber kühl haben. Aber Gott macht das Wetter, wie er es für am besten hält, denn er kennt Alles am besten. Es gibt auch Menschen, welche das Wetter voraussagen, allein ihre Prophezeiungen werden meistens zu Schanden. Auch wenn sie im Kalender gedruckt stehen, darf man denselben nicht trauen. Denn kein Mensch weiß, Was der allmächtige Gott beschließen wird.

71. Der Staat.

Wenn die Kinder thun könnten, Was sie wollten, so würde es in den Häusern oft sehr verkehrt hergehen. Darum hat Gott

befohlen, daß die Kinder ihren Eltern gehorchen sollen. Aber wenn alle Leute thun könnten, was sie wollten, wenn der Fuhrmann über die Fruchtfelder fahren, und die Fußgänger durch fremde Wiesen gehen, und die Holzhauer die ersten besten Obstbäume abhauen wollten, dann würde es eine noch üblere Ordnung in der Welt werden. Dafür hat Gott die Obrigkeit eingesetzt, welcher die Unterthanen gehorchen müssen, und welche die Bösewichter straft. Jedes Dorf hat nun wohl seinen Bürgermeister, die meisten auch ihren Pfarrer, aber das reicht noch nicht hin. Eine ganze Anzahl Dörfer und Städte bilden ein Amt oder einen Bezirk oder einen Kreis. In diesem ist ein Beamter als höhere Obrigkeit, und befiehlt den Bürgermeistern, und ein höherer Geistlicher befiehlt den Pfarrern. Viele solche Bezirke zusammen machen ein Land aus, das seinen eigenen Fürsten hat. Dieser Fürst ist der Höchste im Lande und hat Allen zu befehlen, er selbst aber muß dem lieben Gott gehorchen.

Die Fürsten sind entweder Kaiser oder Könige oder Großherzoge oder Herzoge. Einige heißen auch Kurfürsten oder Landgrafen oder blos Fürsten. Es gibt sogar einige Länder, welche keinen Fürsten haben, sondern sich selbst ihre Obrigkeit, die aus mehreren Personen besteht, wählen.

Das Land, in dem wir wohnen, ist ein deutsches Land, und unser Fürst ein deutscher Fürst. In Deutschland gibt es einen Kaiser, den Kaiser von Oestreich. In Deutschland gibt es mehrere Könige, zum Beispiel den König von Preußen, den König von Baiern, den König von Hannover, den König von Sachsen, den König von Württemberg. Auch Großherzoge regieren mehrere in Deutschland, der Großherzog von Baden, der von Hessen, der von Sachsen-Weimar, der von Oldenburg, die Großherzoge von Meklenburg. Der einzige Kurfürst ist der von Hessen, und der einzige Landgraf hat auch ein Land, das Hessen heißt. Es gibt Herzoge von Sachsen und von Anhalt, einen Herzog von Braunschweig und einen von Nassau. Fürstenthümer in Deutschland sind Waldeck, Schwarzburg, Reuß, Hohenzollern und Lichtenstein. Auch die Namen der freien Städte in Deutschland muß man merken: Frankfurt, Hamburg, Bremen und Lübeck. Dies

sind die deutschen Länder, woraus das deutsche Reich besteht, aber es gibt auch einen Kaiser von Rußland, einen Kaiser von Frankreich und eine Königin von England.

Alle diese Fürsten wohnen in großen Städten, und zwar nicht in gewöhnlichen Häusern, sondern in großen prächtigen Schlössern. Eine Stadt, wo der Fürst ein Schloß hat, worin er gewöhnlich wohnt, heißt seine Residenz; sie ist auch meistens die Hauptstadt des Landes, weil außer dem Fürsten die hauptsächlichsten Obrigkeiten daselbst wohnen. Die meisten Hauptstädte sind sehr groß und haben viele Einwohner, denn wo der Fürst ist, da suchen auch viele vornehme und reiche Leute zu wohnen, die den Fürsten kennen. Und wo viele vornehme und reiche Leute wohnen, da ziehen auch Kaufleute hin und Handwerker, welche Etwas verdienen wollen.

Auch Soldaten liegen in der Residenz, um das Schloß des Fürsten und andere wichtigen Gebäude zu bewachen, Das große Gebäude, worin sie wohnen, heißt Kaserne und enthält eine Menge Zimmer. Jeder Soldat muß sein Gewehr, seinen Tornister, seine Patrontasche, seinen Säbel neben seinem Bette aufbewahren, damit er es sogleich ergreifen kann, wenn getrommelt wird. Wenn es Krieg gibt, dann ziehen die Soldaten an die Gränze, um den Feind zurückzutreiben. Der Soldat darf sein Leben nicht schonen, wenn das Vaterland in Gefahr ist.

Die Unterthanen müssen dem Fürsten Abgaben bezahlen, damit dieser für das Beste des Landes sorgen kann. Er muß den Soldaten Kleidung, Waffen und Sold geben; die Beamten müssen für ihre Dienste eine Besoldung erhalten, die Landstraßen müssen gebaut und unterhalten werden. Wenn nicht ein ganzes Land beitrüge, so könnten so große Werke, wie Brücken und Schlösser und Kasernen nicht ausgeführt werden. Wenn Jeder nur für sich sorgen wollte, dann würden die Feinde in das Land dringen können, es würden nur kleine Häuser gebaut werden und über die großen Berge und Flüsse könnte man gar nicht hinüber kommen.

Der Fürst sorgt auch für die Sicherheit seiner Unterthanen. Denn er unterhält Polizeidiener und Landjäger, welche die

Diebe fangen, in das Gefängniß bringen und bewachen. Es werden feste Gefängnisse gebaut, worin die schlimmsten Verbrecher ihr ganzes Leben sitzen müssen. Aber Niemand darf in ein solches Zuchthaus gebracht werden, dessen Sache nicht genau von den Richtern untersucht, und dessen Verbrechen nicht durch Zeugen bewiesen worden ist. Mörder und Straßenräuber werden auch wohl mit dem Tode bestraft. Nachdem das Todesurtheil über dieselben gesprochen ist, wird ein Schaffot gebaut und sie in Gegenwart sehr vieler Menschen hingerichtet. Alle guten Menschen schaudern, wenn sie das Blut eines Missethäters fließen sehen, und sie bitten Gott, daß er ihm seine Schuld verzeihen möge.

So wie der Fürst bestrafen kann, so kann er aber auch belohnen. Es freut den Unterthan schon, wenn der Fürst zufrieden mit ihm ist, und sich ihm gnädig zeigt. Aber manche Männer erhalten auch Ehrenzeichen, oder Orden, welche sie an ihren Kleidern tragen, damit Jedermann sieht, daß sie sich im Kriege tapfer gehalten, oder dem Staate gute Dienste geleistet haben. Manche rücken in höhere Aemter vor, zur Belohnung dafür, daß sie in ihrem niedrigeren Amte sich brav benommen haben. Der gemeine Soldat wird zum Beispiel Gefreiter, der Gefreite Unteroffizier oder Feldwebel, der Feldwebel Offizier u. s. w. Bisweilen verleiht auch der Fürst einem verdienstvollen Manne einen Titel, woran alle Leute merken, daß ihn die Obrigkeit geehrt haben will. So heißt mancher Bürgermeister Oberbürgermeister, mancher Pfarrer Kirchenrath, mancher Lehrer Präzeptor oder Rektor. Wer sich eine solche Auszeichnung erwerben will, der muß seine Kräfte anstrengen, daß er in seinem Berufe brauchbar ist. Aber nicht nur brauchbar, sondern auch treu muß er sein, er darf Nichts versäumen, Nichts vernachlässigen, so daß er ein gutes Lob bei allen Leuten hat. Auch Schüler können ja ausgezeichnet werden, wenn sie fleißig und sittsam sind. Der Lehrer setzt sie entweder auf den obersten Platz, oder er nennt ihre Namen mit Lob, oder sie erhalten auch wohl bei der Prüfung ein Buch zum Geschenk. Kinder, welche sich schon in der Schule auszeichnen, geben Hoffnung, daß sie auch später einmal eine Belohnung verdienen werden.

72. Der Tag eines Kaufmanns.

Noch ist die Sonne nicht lange aufgegangen, noch hört man kaum hier und da eine Stimme auf der Straße, da weckt der Kaufmann seinen Lehrling zur Arbeit. Er selbst steht auf, und setzt sich an seinen Geschäftstisch. Er hat die Schublade vor sich, worin die Einnahme von gestern noch unsortirt beisammen liegt. Jetzt fängt er an zu sortiren, da bildet sich ein Häufchen von jeder Münze: Kreuzer, Groschen (Silbergroschen), Sechskreuzerstücke, Sechsbätzner, halbe und ganze Gulden, auch Preußische und Kronenthaler. Nun zählt er jedes Häufchen in Reihen auf den Tisch, und die Thaler klappern und klingen gar lieblich. Die Zahl der Kreuzer und Groschen ist zwar größer, als die der groben Münze, aber dem Kaufmann scheinen die letzteren doch lieber zu sein. Einige Stücke betrachtet er genau durch die Brille, wirft sie dann auf den Tisch, und da sie keinen Klang haben, legt er sie kopfschüttelnd bei Seite. Es wird wohl falsches Geld gewesen sein. Das übrige rollt er in Papier, stößt die Rollen mit beiden Enden auf den Tisch und schreibt die Summe darauf. Was übrig bleibt, wird in eine Schublade geworfen, worin für jede Sorte ein besonderes Gefach ist. Hierauf schreibt er seine Einnahme genau in ein großes Buch, schiebt Alles wieder an seinen Ort und verschließt es sorgfältig.

Unterdessen hat der Lehrbursche die Läden des Ladens aufgemacht, den Fußboden gekehrt und alle Gefächer und Schubladen, alle Geräthschaften und Waaren mit einem Besen oder einem Tuche abgeputzt. Was am vorigen Tage von dem rechten Platze weggenommen worden war, und nicht sogleich wieder hingelegt werden konnte, das wird nun zusammengesucht und aufgeräumt. Die messingene Wage wird untersucht und in Stand gesetzt; die papiernen Duten, welche gestern fast ganz verbraucht worden waren, werden nun durch neue ersetzt. Nachdem Dies alles beendigt ist, tritt der Herr selbst herein und sieht nach, ob der Lehrling seinen Auftrag nach Vorschrift besorgt hat. Er ist zufrieden und geht deßhalb sogleich an das dritte Tagesgeschäft, nämlich: die Vorräthe zu untersuchen und wo von einer Waare

nicht mehr genug vorhanden ist, aus dem Magazin neuen Vorrath zu holen. Der Lehrling trägt in einem Korbe bald Tabak, bald Kaffee, bald Reis, bald Band und Schnur herbei. Alle Theile des Ladens sind wieder gefüllt und der Verkauf kann beginnen.

Es war auch Zeit, daß die Beiden mit ihren Vorkehrungen fertig sind, denn jetzt klingelt die Thür, und eine Magd wünscht guten Morgen, und verlangt eilig ein Viertelpfund gebrannten Kaffee. Denn man hatte ihn gestern zu holen vergessen, und jetzt will die Herrschaft schon aufstehen. Der Lehrling gibt ihr eine Dute, worin das Viertelpfund schon abgewogen war, empfängt einen Sechsbätzner und gibt zwei Sechskreuzerstücke, einen Groschen und zwei Kreuzer heraus, wirft durch ein mit Messing beschlagenes Loch das Geld in die Kasse und der Handel ist beendigt. Unterdessen sind mehr Käufer gekommen, der eine verlangt ein Päckchen Tabak, der andere einen Schoppen Öl, der dritte ein halb Loth Zwirn, jeder etwas Anderes, jeder will zuerst befördert sein. Da muß außer dem Lehrling auch der Kaufmann und zuletzt auch noch die Hausfrau helfen. Denn man will keinen Kunden unbefriedigt gehen lassen.

Allein nicht alle Kunden geben sogleich den geforderten Preis, die meisten handeln so lange, bis der Kaufmann sagt: Nun für dieses Mal will ich es Ihnen noch so ablassen, aber künftig kann ich nicht mehr. Oder: Weil Sie es sind, sollen Sie es so wohlfeil haben, aber sagen Sie es nicht weiter! Manche Käufer sind auch mit den vorgelegten Waaren nicht zufrieden, sie begehren bessere Sorten. Sie betrachten Alles hin und her, und kaufen zuweilen doch Nichts. Der Kaufmann wird darüber nicht verdrüßlich, denn er denkt: Ein andermal kaufen sie desto Mehr.

Sobald der Zulauf der Kunden etwas nachläßt, setzt sich die Familie zum Frühstück, allein der Lehrling kann nicht ruhig sitzen. Immer läßt sich die Schelle wieder hören, und er muß schnell in den Laden springen. Nicht besser geht es bei dem Mittagessen. Ja bisweilen muß der Lehrling noch seinen Herrn zu dem Handel rufen, weil er entweder die Leute nicht alle befriedigen kann, oder manche Waare oder ihren Preis nicht kennt.

In den Zwischenzeiten sitzt der Herr wieder an seinem Schreibtische, macht Einträge in seine Bücher, und schreibt Briefe und Rechnungen. Denn wenn ihm eine Waare ausgegangen ist, so schreibt er in eine große Handelsstadt, und läßt sich wieder ein Faß oder ein Kistchen davon kommen. Die Rechnungen schickt er an diejenigen von seinen Kunden, welche nicht baar bezahlen, sondern erst an dem Ablauf eines Monats oder halben Jahres. Da muß Alles sorgfältig aufgeschrieben werden, damit Nichts vergessen, und doch nicht Zuviel angesetzt wird. Inzwischen ist ein Fuhrmann vor dem Hause angekommen, und meldet dem Kaufmanne, daß er Ladung für ihn mitgebracht habe. Es wird abgepackt, einige Fässer und Kisten, an denen man schon riecht, Was ihr Inhalt ist, werden von dem Wagen abgeladen, und in das Magazin gebracht. Der Fuhrmann empfängt seine Fracht, und fährt weiter.

Am Nachmittage kommen nicht blos einheimische Käufer, auch fremde Bauersleute kaufen Kattun und Bänder, ein auswärtiger Schneider holt Knöpfe, ein Metzger Pfeffer, er will auch Salpeter haben, dieser ist aber nicht vorräthig, der Mann wird in die Apotheke gewiesen. Auch vornehme, geputzte Leute erscheinen in dem Laden. Die Frauenzimmer wollen Spitzen kaufen, die vorgelegten sind ihnen aber nicht fein genug, sie wollen lieber warten bis zur Messe. Ein fremder Herr will seine Dose mit Schnupftabak gefüllt haben, es muß aber die grobe Sorte sein, anderen schnupft er nicht. Ein Kind will für einen Kreuzer Rosinen holen, als es aber bezahlen will, siehe, da ist der Kreuzer verloren. Das Kind weint zum Erbarmen, und der Kaufmann schenkt ihm lieber die Rosinen, um es nur los zu werden.

So vergeht der Tag, und es ist doch Zeit, ein wenig auszugehen, damit man des Abends wieder berechnen kann, Was an jeder Waare genommen worden ist, und damit der Lehrling und die Frau des Kaufmanns noch Kaffee abwiegen und in Duten packen oder neue Duten aus Löschpapier verfertigen können.

73. Der Jahrmarkt.

Auf den Jahrmarkt haben sich die Kinder und die jungen Bursche und Mädchen schon lange gefreut. Schon früh am Morgen geht es nach der Stadt zu, die Einen zu Fuße, die Anderen auf rasselnden Leiterwägen. Mitunter begegnet man auch einer Kutsche, worin soviel geputzte Leute sitzen, als nur hineingehen wollen. So ziehen die Fremden von allen Seiten nach der Stadt.

Hier haben die Verkäufer schon ihre Buden aufgeschlagen und ihre Tische aufgestellt, und fangen an, ihre Waaren auszulegen. Welch herrliche Dinge sind da zu sehen! Hier ruft ein Jude, der hinter einem Tische mit glänzenden Waaren steht: Immer hierher, meine Herren und Damen! Stück für Stück sechs Kreuzer! Sehen Sie diesen Ring, ganz echt! den Spiegel, darin könnte sich eine Königin beschauen. Und so rühmt er seine Vorstecknadeln, seine Nadelbüchsen, seine Bleifedern und Was er nur auf seinem Tische liegen hat. Gegenüber hat eine Zuckerbäckerin ihren Tisch aufgestellt. Lebkuchen, Pfeffernüsse, Herze von Marzipan, mit Blumen und Aufschriften von weißem Zucker, auch geröstete Mandeln duften gar lieblich von dem Laden her. Und die Frau hat große Mühe, die zudringlichen Fliegen mit ihrem Fliegenwedel abzuhalten. Auch zudringliche Kinder werden ihr beschwerlich.

Geht man weiter in die Reihen der Buden hinein, so findet man so Vielerlei, daß man nicht weiß, Welches man zuerst betrachten soll. Da steht ein Eisenhändler. Die Sensen und Sicheln, welche er oben an die Stangen seiner Bude gehäng hat, klingeln im Winde. Auf seinem Tische sind Messer aller Art ausgelegt, kleine für Kinder, mit rothen hölzernen oder braunen hornenen Stielen, aber auch große mit hirschhornenen Platten mit doppelter Klinge, krumme Gartenmesser, Tischmesser mit zugehörigen Gabeln, jedesmal ein Dutzend in ein Päckchen gewickelt und ein Paar zur Probe oben darauf gesteckt. Daneben liegen Scheeren, Kneipe, Meißel, Hobel, Sägen, Hämmer, Zangen, kurz man kann die Menge des Werkzeuges gar nicht aufzählen.

Den Mädchen gefällt ein anderer Laden besser, es sind Ellenwaaren darin ausgehängt: Halstücher, Schürzen, Band, Spitzen; in den Gefächern liegen ganze Stücke Kattun, Musselin, selbst Seidenzeug. Wer doch Das alles kaufen könnte! Allein man braucht sein Geld noch für andere Herrlichkeiten. Ist doch in den Glaskästen des Galanteriekrämers Nichts als Gold und Silber zu sehen. Goldene Ohrringe mit und ohne Glocken, Fingerringe mit Edelsteinen, Vorstecknadeln mit Perlen, goldene Ketten mit Anhängseln, auch Uhren, Petschafte, daneben silberne Schnallen, Löffel und Salzfäßchen, in einem anderen Kasten auch schildkrotene Kämme und Kämmchen, Brillen, Schnupftabaksdosen und noch gar vieles Andere, Alles neu und schön gearbeitet. Man glaubt gar nicht, daß so viel Schönes in der Welt gemacht werden könnte.

Doch jetzt kommt ein Lärm durch die Straße. Trompeten und Pauken lassen sich hören, ein Trupp geputzter Reiter und Reiterinnen zieht daher, und einer verkündigt mit lauter Stimme, aber in wunderlicher Sprache, daß eine Gesellschaft von Kunstreitern die Ehre haben wird, einem geehrten Publikum ihre Kunststücke zu zeigen. Ein ganzer Haufen Knaben läuft dahinter her, und ergötzt sich an dem rothen und gestickten Anzug der Reiter und an den Späßen des Bajazzo, welcher den Leuten allerlei Fratzen vormacht.

Doch nicht alle Leute, die den Jahrmarkt besuchen, werden zu den englischen Reitern gehen, auf dem Marktplatze steht ja noch eine große Bude, wovor mannshohe Gemälde ausgehängt sind. Das eine stellt einen Löwen vor mit seiner gewaltigen Mähne. Während man dies von außen betrachtet, hört man im Innern das gewaltige Gebrüll des Thieres selbst und daneben das Geschrei der Affen und Papageien. Da gibt mancher Neugierige seinen Dreibätzner und tritt durch den Vorhang in die Hütte ein.

Wer aber auf der Straße bleibt, der hört die Melodie der Drehorgeln und den Gesang der Harfenmädchen, vielleicht begegnet ihm auch ein blinder Geiger, dem er aus Mitleid einen Kreuzer schenkt. Kommt man ein wenig aus dem Getümmel

heraus, so stößt man doch wieder auf Kinder mit neu gekauften Pfeifen, Trommeln oder einer Harmonika. Da Dies alles sogleich probirt wird; da auch Verkäufer mit tragbaren Waaren in der Stadt herumziehen und so laut sie können ausrufen: Kauft, kauft wohlfeil! da auch hier und da ein Betrunkener jubelt, und aus den Wirthshäusern allenthalben Musik hervorschallt, so wird man endlch den Tumult müde und sehnt sich nach Hause zurück.

74. Die Weihnachten

Wie trüb sind die Tage des Dezembers! wie lang die Nächte! es will gar nicht hell werden, man muß des Morgens bei Licht aufstehen und selbst in der Schule Licht anzünden. Dennoch ist diese Zeit voll Freuden für die Kinder; denn das Christkindchen wird bald bescheeren. Darauf denkt jetzt das ganze Haus; die Mutter sucht die Gaben im Stillen aus, und die Kinder rathen und hoffen, Was sie wohl empfangen werden.

Endlich ist der Christabend gekommen; es wird dunkel, die Eltern sind allein in der Wohnstube, die Kinder müssen in der Kammer das Zeichen erwarten. Da klingelt es, und die Thüre wird geöffnet. Welche Pracht! welches Erstaunen! Da steht ein Fichtenbäumchen mit strahlenden Wachslichtchen auf jedem Ast, mit goldenen Nüssen und Mandeln, mit Anis und Marzipan, mit Schnüren voll Rosinen und mit rothbackigen Äpfelchen. Alles ist mit herrlichen Dingen behängt, und unten herum stehen und liegen noch Spielsachen in Menge. Lämmchen in dem Garten, worin das Bäumchen steht, und ein Schäfer, der die Lämmchen weidet. Und erst die Teller für jedes einzele Kind! Da liegen Puppen für die Mädchen, und Peitschen für die Knaben, darunter Pfeffernüsse, Marzipan, Nüsse und Kuchen. Auch die Größeren haben ihre Teller. Auf dem einen liegt ein Buch in schönem Einbande. Was wird es doch sein? Vielleicht ein Gesangbuch oder ein Neues Testament. Auf dem anderen ist ein zusammengerolltes Tuch zu sehen. Gewiß eine Schürze oder ein Halstuch, vielleicht noch etwas Besseres. Nun greift Jedes zu; Jedes betrachtet seine Geschenke, es bewundert sie, und ruft die Geschwister herbei, um sie ihnen zu zeigen.

Doch nun fällt den Kindern doch auch ein, daß sie den Eltern Dies alles zu verdanken haben, und sie gehen hin, und danken ihnen und küssen sie. Einige Kinder haben auch daran gedacht, den Eltern eine Freude zu machen, sie schleichen sich fort und bringen denselben auch eine Bescheerung. Ein Mädchen hat dem Vater ein Paar Strümpfe gestrickt. Es wird gelobt, es wird ihm gedankt. Ein Knabe hat ein Pappkästchen für die Mutter verfertigt, sie küßt ihn dafür, und er hat ebenso viel Freude an dem Geschenk, welches er gegeben, als an denen, welche er empfangen hat. Aber auch an den Herrn Christus wird gedacht, dessen Geburtstag morgen von allen Christen gefeiert wird. Weil er die Kinder so lieb hatte, so geben alle Leute noch heute am Christtage den Kindern Geschenke. Auch arme Kinder, denen ihre Eltern Nichts bescheeren können, soll man nicht vergessen. Morgen, am ersten Feiertage gebt ihnen auch Etwas von eurem Ueberflusse!

75. Ostern.

Der Storch ist schon längst wieder in sein Nest gekommen, die Wiesen fangen an grün zu werden, und hinter den Hecken finden sich schon Veilchen, da wird es Ostern. Schon ist der grüne Donnerstag vorüber und der Charfreitig; an dem Ostersonnabende müssen die Vorbereitungen für das Fest gemacht werden. Das ganze Haus wird gereinigt und geputzt, alle Geräthschaften werden gescheuert und blank gemacht. Für die Kinder ist es aber weit wichtiger, daß auch Kuchen gebacken werden. Das Backhaus wimmelt von Weibern, der Bäcker kann gar nicht zu Ende kommen. Auch manche Kinder haben sich voll Mehl und Teig gemacht; man sieht, daß sie haben backen helfen wollen.

So kommt der Morgen des ersten Ostertages heran. Da ist es im ganzen Orte still, man hört kein Fuhrwerk auf der Straße, nur das erste Geläute tönt von allen Kirchen her; alle Leute sind noch in ihren Häusern. Denn man hat länger mit

dem Anzuge zu thun. Jedermann legt seine besten Kleider an, Jedermann will zur Kirche gehen, an einem so heiligen Feste darf Niemand fehlen. Auch die Kinder sind besser angezogen als gewöhnlich, alle haben reine Wäsche, geputzte Schuhe, einige auch Blumensträuße in den Händen.

Sobald das Geläute der Glocken beginnt, machen sich Alle auf den Weg zur Kirche, alle Stühle werden angefüllt, selbst in der Thüre stehen noch Leute. Der ehrwürdige Pfarrer tritt ein, die Orgel tönt, der Gesang erhebt sich, so daß man es weit hin hört. Hernach predigt der Pfarrer von dem Herrn Christus, daß er aus dem Grabe auferstanden sei, und alle Leute hören andächtig zu.

Nach der Kirche legt der Hase seine Eier. Rothe und blaue, gelbe und grüne liegen in dem Moose, womit die Kinder ihre kleinen Gärtchen ausgepolstert haben. Die meisten Eier sind noch warm, denn eben ist der Hase erst davon gelaufen. Nachdem die Kinder dieselben gesucht und in ihre Körbchen gesammelt haben, geht es voll Freude nach Hause. Man zeigt sich untereinander die Eier, man untersucht, welches das schönste, welches das festeste sei. Manche werden auch schon umgetauscht. Am schönsten wird es aber auf der Wiese, wenn Kinder und Erwachsene hingehen, um die Eier so lange in die Höhe zu werfen, bis sie zerbrechen. Manche stoßen auch die Spitzen zweier Eier wider einander. Wessen Ei dabei ganz bleibt, der hat gewonnen. Die zerbrochenen Eier werden gegessen, doch ist es nicht räthlich, sich den Magen mit Eiern auszustopfen. Viele Kinder sind schon dadurch krank geworden, zumal, wenn sie auch im Kuchen-Essen nicht mäßig waren.

Diejenigen Kinder, welche die Eier länger aufzuheben gedenken, verzieren dieselben noch auf mancherlei Art. Entweder werden sie in Ameisenhaufen gelegt, dann wird die Farbe an einigen Stellen hell, an anderen bleibt sie dunkel. Das Ei hat nun ein buntes Aussehen. Andere wissen mit Messern schöne Figuren, auch Namen auf die Eier zu kratzen. Aber freilich zerbrechen die gekratzten Eier leichter. Zum Werfen gibt es auch hölzerne mit bunten Streifen bemalte Eier, und zum Zierrath

sieht man ausgeblasene Eier mit Binsenmark besetzt. Diese lassen sich das ganze Jahr hindurch aufheben.

So feiert man das Osterfest.

76. Pfingsten.

Die schönste Zeit des Jahres ist gekommen. Der Mai hat Feld und Wald grün bekleidet, und die Gärten und Wiesen mit Blumen geschmückt. Schon am Himmelfahrtsfeste eilte Alles hinaus ins Freie, schon da durchstreiften die Jungen den Wald nach Maiblumen und die Alten nach heilsamen Kräutern. Jetzt auf Pfingsten fürchtet Jedermann den Regen, denn man will das schöne Fest im Freien im Sonnenschein genießen. Die Kinder sollen mitgehen auf Ausflüge in die Nachbarschaft, sie sollen Verwandte besuchen, oder an einen Vergnügungsort mitgenommen werden. Wie freuen sie sich darauf! Wie schauen sie nach dem Wetter, ob dasselbe günstig sein wird.

Allein man darf nicht dem Vergnügen nachgehen, ehe man die Kirche besucht hat, besonders an einem Festtage, wo die Schüler, welche das rechte Alter haben, konfirmirt werden sollen. Für die Konfirmanden ist dies ja einer der wichtigsten Tage. Da dürfen sie nicht an Zerstreuungen denken, und ihre Eltern thun wohl, wenn sie dieselben zu Hause behalten. Denn Wer zum heiligen Abendmahl gegangen ist, ganz besonders zum allererstenmal, der darf nicht an die Tanzplätze gehen, sondern muß über Das nachdenken, was ihm der Geistliche gesagt hat.

Die Konfirmanden pflegen auch die Kirche auszuschmücken. Sie winden Kränze und verzieren damit die Kanzel und den Altar. An manchen Orten bringen sie auch dem Geistlichen, der sie unterrichtet hat, ein Geschenk, um demselben ihre Dankbarkeit zu beweisen. Am schönsten ist es, wenn dies Geschenk auch zugleich ein Andenken ist, welches den Geistlichen an seine Schüler erinnert. Die meisten Konfirmanden erhalten bei diesem Feste neue Kleider. Das ist einmal so Sitte. Allein es ist nicht recht, wenn sie immer nur an den Putz denken, oder wenn sie ihre Eltern quälen, recht kostspielige Sachen für sie anzuschaffen. Ein braver Konfirmand ist auch bescheiden, und begnügt sich

mit Dem, was ihm die Eltern geben können. Kleinere Kinder sollten immer schon daran denken, daß sie einst auch konfirmirt werden wollen. Sind sie dann fromme Menschen geworden, so haben die Eltern ihre Freude an ihnen, und ihre Lehrer auch, und es wird für Alle ein frohes Pfingstfest werden. Sind sie aber leichtsinnig, denken sie nur an den Putz, an die Musik, und wollen sie den schlechten Burschen und den schlechten Mädchen nachahmen, so werden die Pfingsten traurige Tage für die Eltern werden.

77. Die Krankheit; der Arzt.

So lange die Menschen gesund sind, sollten sie zufrieden sein. Auch trocknes Brod schmeckt gut, wenn man es beißen und verdauen kann; aber dem Kranken munden die besten Leckerbissen nicht. Darum will ich mich hüten, krank zu werden. Bin ich vorsichtig, so trage ich wenigstens keine Schuld, und wenn der liebe Gott doch eine Krankheit schickt, so wird er auch wieder helfen.

Schon kleine Kinder werden krank, wenn sie zahnen. Weit gefährlicher aber sind die Blattern. Aber nur unvorsichtige oder unverständige Menschen werden noch von dieser Krankheit befallen, weil man ein Mittel kennt, sie abzuwehren. Der Arzt impft nämlich eine unschädliche Gattung der Blattern ein, dadurch werden die echten Blattern abgehalten. Dennoch gibt es Leute, welche ihre Kinder nicht impfen lassen wollen, weil sie es nicht verstehen und hartnäckig sind.

Zu den Kinderkrankheiten gehören die Röthein (Masern), welche leicht vorübergehen, wenn man sich nur nicht erkältet, wenn also die kranken Kinder fein in der Stube bleiben und sich im Bette zugedeckt lassen. Weit schlimmer ist das Scharlachfriesel. Da muß der Arzt herbeigerufen werden. Denn wenn der Kranke nicht richtig gehalten wird, so kann er sterben, oder wenigstens Schaden an dem Gesicht oder Gehör leiden. Weil diese Krankheit sehr ansteckend ist, muß man die Häuser meiden, worin sie herrscht.

Die Ausschläge auf der Haut würden nicht so häufig sein, wenn die Leute reinlicher wären, und sie würden eher ver-

gehen, wenn sie lieber einen Arzt als einen Quacksalber fragen wollten. Es ist weit kostspieliger, Jahre lang kranke Kinder haben, als dem Arzt ein Rezept und dem Apotheker eine Arznei zu bezahlen. Von den unreinlichen und unverständigen Leuten kommt auch das Sprüchwort: Wer die Seife spart, muß die Salbe kaufen.

Gar viele Krankheiten rühren von Erkältung her. Anfangs scheinen dieselben oft unbedeutend, es ist nur Husten, Schnupfen, Heiserkeit, aber ein kleines Uebel kann sich festsetzen und zu einem großen werden. Es ist schon mancher starke Mann an einem vernachlässigten Husten gestorben. Hätte er sich vor der Erkältung gehütet, hätte er nicht in die Erhitzung getrunken, hätte er sich nicht in den Zugwind gestellt, hätte er die nassen Kleider zu rechter Zeit ausgezogen, er lebte noch. Auch kann man anfangs wohl mit kleinen Mitteln helfen. Eine Tasse Thee an dem ersten Tag hilft dem Kranken oft mehr, als Gläser voll Arznei nach vier Wochen. Brantwein ist kein Arzneimittel, sondern thut meistens noch mehr Schaden; aber Hollunder, Schafgarben, Kamillen sind heilsame Kräuter, wovon der Thee wenigstens nicht schadet.

Kinder machen oft den Kranken viel Beschwerde durch ihren Lärm. Denn wenn Jemand das Fieber hat, dann bekommt er Kopfweh von dem Getöse um sich her. Ihr solltet also soviel als möglich stille sein, wo ein Kranker im Hause ist, und solltet lieber acht geben, Was er nöthig hat, und ihm aufwarten. Wenn die Krankheit sehr gefährlich wird, und wenn der Tod nahe ist, dann läßt man die Kinder nicht gern in der Stube des Kranken. Sie machen ihm das Herz schwer, und auch die Kinder werden sehr traurig, und können doch nicht helfen.

Der Arzt hat kein angenehmes Leben. Er kommt fast immer in solche Häuser, wo man traurig ist. Denn Niemand freut sich, wenn die Seinigen krank sind. Wird der Arzt gerufen, so soll er sich auch eilen, denn die Kranken warten nicht gern. Oft muß er in tiefer Nacht sein Bette verlassen und zu einem Kranken eilen. Wenn er an das Krankenbett tritt, so fühlt er den Puls, und erkennt daran, ob der Kranke Fieber hat oder

nicht. Dann fragt er Alles aus: ob der Kranke Appetit habe, ob er ruhig schlafe, wie lange er schon im Bette liege, ob er sich erkältet oder den Magen überladen habe, welche Mittel schon angewandt worden seien und noch viel Mehr. Am Ende schreibt er ein Rezept und besiehlt es in die Apotheke zu tragen. Daneben aber schreibt er vor, wie oft die Arznei genommen werden, Was der Kranke vermeiden soll. Oft empfiehlt er auch frische Luft in das Zimmer zu lassen, nicht zu stark einzuheizen, aber auch keinen Zug an das Bette kommen zu lassen. Der Arzt schreibt auch vor, Was der Kranke essen und trinken soll. Denn nicht jede Kost der Gesunden ist auch den Kranken zuträglich. Die meisten Kranken müssen mit schmaler Kost fürlieb nehmen. Aber es gibt solche, welche sich nicht fügen wollen, und die Vorschriften des Arztes nicht befolgen. Nun, Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen; der Arzt ist nicht schuld, wenn solche Kranke ihren Zustand verschlimmern oder gar sterben.

78. Das Begräbniß.

Alle Menschen müssen sterben, allein der eine stirbt früh, der andere spät, der eine an einer Krankheit, der andere durch eine gewaltsame Tödtung, der dritte an Altersschwäche. Die Greise wissen zwar am gewissesten, daß sie dem Grabe nahe sind, allein in keinem Alter ist der Mensch sicher vor dem Tode. Auch Kinder, welche heute spielen, und sich des Lebens freuen, können morgen schon Leichen sein.

Wenn ein Mensch stirbt, so trauern seine Freunde und Angehörigen um ihn. Die meisten können die Thränen nicht zurückhalten, manche jammern und schluchzen laut. Sie wissen zwar daß nur der Körper gestorben ist, und daß die Seele fortlebt, aber die Trennung thut ihnen zu leid. Sie sehen die Gesichtszüge des Gestorbenen noch wie früher, sie sehen seine Hände, seine Füße, aber er kann sie nicht bewegen, kann nicht sprechen, nicht hören, nicht sehen. Ja, wenn die Leiche nur noch einige Tage liegen bliebe, so würde sie riechend werden, und faulen. Darum muß sie begraben werden, so wehe es auch den Verwandten thut.

Nachdem man sich fest überzeugt hat, daß der Mensch wirklich todt ist, und nicht wieder in das Leben zurückgebracht werden kann, muß Anstalt zur **Beerdigung** getroffen werden. Es wird dem Geistlichen Anzeige gemacht, es wird ein Sarg bei dem Schreiner bestellt, es wird ein Grab auf dem Kirchhof gegraben, und die Träger werden aufgefordert, zu rechter Zeit zu erscheinen. Unterdessen hat die Todtenfrau den Leichnam gewaschen und mit dem Todtenhemde bekleidet. Der Sarg ist fertig geworden, die Leiche wird hineingelegt, der Deckel aber noch nicht darauf gedeckt. Es kommen Bekannte und Freunde, um den Verstorbenen noch einmal zu sehen. Viele bringen Kränze und Sträuße, um den Sarg damit zu schmücken. Endlich ist es Zeit, die Träger, die Leute, welche dem Leichenzug beiwohnen wollen, versammeln sich, der Geistliche kommt. Alle sind schwarz gekleidet, manche haben einen Flor an dem Hute, die Träger auch wohl Zitronen in der Hand. Jetzt ertönt das Geläute, der Sarg wird geschlossen, ein schwarzes Tuch darüber gehängt, und Alles auf eine Bahre gestellt. Die Träger nehmen die Bahre auf ihre Schultern, der Zug ordnet sich, und mit langsamem Schritte und mit traurigen Mienen, manche mit vielen Thränen, gehen die Trauerleute hinter dem Sarge her. Oft singen auch die Schüler ein Sterbelied auf dem Wege nach dem Kirchhofe, und an dem offnen Grabe. Wenn der Zug hier angelangt ist, so wird die Bahre abgestellt, bisweilen der Sarg zum letztenmal geöffnet und dann in die Gruft gesenkt. Der Geistliche faltet die Hände und spricht ein Gebet, oder hält eine Rede zum Andenken an den Verstorbenen. Dabei hört man das Schluchzen der Trauernden, welche die Sacktücher vor ihre verweinten Gesichter halten. Wenn der Geistliche Amen gesagt hat, nimmt der Todtengräber die Schaufel und überdeckt den Sarg mit Erde. Während er das Grab ganz fertig macht, gehen die Übrigen nach Hause. Die recht Traurigen mögen dann weder essen noch trinken, sondern sitzen stille in ihrer Kammer. Bald nachher errichtet man auf dem frischen Grabe ein hölzernes Kreuz oder einen Grabstein. Auch Blumen pflanzen die Hinterlassenen und besuchen öfters die Stätte, wo der geliebte Todte ruht.

79. Das Gebet.

Wer es weiß, daß ein Gott ist, der wird oft an diesen Gott denken. Auch Kinder können schon wissen, daß Gott allmächtig ist, und daß er ihnen und allen Menschen das Leben gegeben hat. Aber Gott erhält uns auch das Leben, denn ohne ihn hätten wir weder Nahrung, noch Kleidung, noch Gesundheit. Gott ist den Menschen gar Nichts schuldig, sie haben ihm Nichts gegeben, und können ihm Nichts geben. Das Einzige, was wir thun können, ist, daß wir ihm danken und ihn lieben. Wie zeigen wir Dieß aber? Dadurch, daß wir gern an den lieben Gott denken, gern von ihm hören, gern von ihm sprechen, endlich daß wir gern zu ihm beten.

Wie können wir denn zu Gott beten? Das Gebet ist leicht. Wir sprechen mit Gott, wie wir mit unserem Vater oder unserer Mutter sprechen. Wir sagen dem lieben Gott, Was wir denken, wir danken ihm für Das, was wir gerade empfangen, wir bitten ihn um Das, was uns gerade Noth thut. Ein Kind betet zum Beispiel: Lieber Gott, ich danke dir, weil du mein Brüderchen wieder gesund gemacht hast, und ich bitte dich, daß du es nicht wieder krank werden lässest. Ein anderes Kind redet: Lieber Gott, ich habe noch Wenig gelernt, aber ich möchte doch auch recht Viel lernen. Gieb mir Verstand, daß ich recht schnell lerne, aber mache auch, daß ich fleißiger werde als bisher Ich möchte wohl gerne fleißig sein, aber ich vergesse es mannigmal wieder. Gib auch meinen Eltern Soviel, daß sie mich immer in die Schule gehen lassen können. Denn wenn sie zu arm sind, so können sie mich ja nicht Alles lernen lassen.

Wenn ein Kind gesund aufsteht, so muß es denken, hätte der liebe Gott mich nicht beschützt, so hätte ich diese Nacht sterben können, oder krank werden wie so viele andere Menschen. Bist du im Begriffe, deinen Hunger zu stillen, so sollst du nicht gierig über das Essen herfallen, wie ein Thier, sondern erst denken: Ich habe es nicht verdient, daß Gott mir diese reichliche Nahrung gibt. Es sind ja Menschen genug, welche besser sind als ich, und denen es doch an Speise und Trank fehlt. Ich

muß dem lieben Gott danken, daß er für mich gesorgt hat. Aber ich will auch an die armen Leute denken, welche Nichts haben, und will ihnen geben, Was ich kann.

So können also Kinder beten, und es hat Männer gegeben, die den Kindern, welche noch nicht im Beten geübt sind und die rechten Worte nicht zu finden wissen, Gebetchen aufgeschrieben haben. Ich will euch einige hierher setzen.

Am Morgen.

1. Mein Gott! durch deine Güt' und Macht
Bin ich gesund vom Schlaf erwacht.

2. Ich schlief so ruhig diese Nacht,
Und froh bin ich vom Schlaf erwacht,
Ich bin vergnügt und bin gesund,
Drum dankt dir jetzt mein schwacher Mund.

3. O Gott! nach einer sanften Nacht
Bin ich gesund vom Schlaf erwacht,
Und meine Lieben um mich her.
Wie dank ich dir Allgütiger!
Sei du mit mir auch diesen Tag,
Daß mich kein Unfall treffen mag;
Hilf du mir fromm und folgsam sein,
Daß meiner sich die Eltern freun.

Am Abend.

1. Gott, der du heute mich bewacht,
Beschütze mich auch diese Nacht!
Du wachst für Alle, groß und klein,
Drum schlaf ich ohne Sorgen ein.

2. Lieber Gott, wir danken dir!
Hast auch diesen Tag das Leben,
Hast viel Gutes uns gegeben;
Deine Kinder danken dir.

3. Bleibe bei uns in der Nacht,
Der du wachest, wenn wir schlafen,
Wie der Hirte bei den Schafen,
Wenn sie ruhen, treulich wacht.

4. Laß uns, bricht der Morgen an,
Mit den Unsern froh erwachen,
Und dann hilf uns, besser machen,
Was wir noch nicht recht gethan.

Bei Tische.

1. Du lieber Gott! für Speis' und Trank,
Sag' ich dir herzlich Lob und Dank.

2. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!

3. Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust deine milde Hand auf, und sättigest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

4. Segne Speisen und Getränke,
Die du gibst, o Gott, und schenke
Uns ein Herz, das dankbarlich
Durch Gehorsam ehret dich.

5. Für Gesundheit, Speis' und Trank
Sagen wir dir Preis und Dank.
Segne, Was das Feld gewährt,
Segne, Was der Fleiß beschert!
Vor Verwüstung, Krieg und Brand
Schütze Dorf und Vaterland

6. Du, Vater, bist es, der uns nährt
Und liebreich Speis' und Trank beschert;
Laß sie, o Gott, uns wohl gedeihn
Und im Genuß uns mäßig sein.

Bei verschiedenen Veranlassungen.

1. Gott schuf den Himmel und die Erde,
Er wollte, daß Dies alles werde;
Da ward es. Deine Lieb' und Macht,
Gott, hat auch mich hervorgebracht.

2. Wie die Sonne freundlich lacht!
Wie sie warm und freundlich macht!
Der sie schuf, muß gern erfreun,
Muß ein guter Vater sein.

3. Wie künstlich hat dich Gott gemacht,
Du kleiner Wurm im Staube,
Du Baum mit schönen Laube,
Du Sonn' in deiner Pracht.
Drum bete, Wer nur denken kann,
Dich Gott, den Weisen, Guten an.

4. Gott ist, wo die Sonne glüht,
Gott ist, wo das Veilchen blüht,
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Ist, wo dieser Wurm sich regt.
Ist kein Freund, kein Mensch bei dir,
Fürchte Nichts, dein Gott ist hier.

5. Du, Vater, gabst mir Fuß und Hand
Und Aug' und Ohr und Leben.
Gedächtniß hast du und Verstand
Zum Denken mir gegeben.
Gebrauch' ich Alles redlich hier,
Dann Vater, dann gefall' ich dir.

6. Wer ist's, Wer gibt die Fruchtbarkeit
Den Wiesen und den Feldern?
Wer nährt die Thiere weit und breit,
In Thälern, Höhn und Wäldern?
Wer ist's, der Allen Alles gibt?
Du Gott, der seine Werke liebt.

7. Hilf, lieber Gott; und steh' mir bei,
Daß ich recht fromm und fleißig sei.

8. Viel Böses seh' ich als ein Kind,
Und Böses lernet man geschwind.
Behüt', o Gott, mich jeden Tag,
Daß ich nichts Böses lernen mag.

Das Gebet des Herrn.

Der Herr Christus hat uns auch ein Gebet gelehrt. Das lautet so:

Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiliget werde dein Name. Zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser täglich Brod gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

III. Abtheilung. — Erzählungen.

80. Der Wetterhahn.

Als der Dachdecker den Hahn auf den Kirchthurm gestellt hatte, sagte er zu ihm: Jetzt sieh dich um, Hähnchen, und gib acht! Du schaust über die Häuser und Bäume, über die Hügel und über die Wälder hinweg. Du siehst in die Schornsteine hinein und zwischen den Bergen hindurch. Wenn ein Wölkchen heraufsteigt, bis du der Erste, der es gewahr wird. Darum gib acht, wie das Wetter wird, und wenn du es merkst, so sage es dem Wind. Der wird die Nachricht weiter bringen. Der Hahn hat diesen Befehl befolgt, und Jahr aus, Jahr ein

dreht er sich dahin, woher der Wind kommt, und sagt ihm, Was er gesehen hat, und was es für Wetter gibt Aber die Leute unten verstehen es doch nicht.

81. Der weiße Hirsch.

Drei Jäger hatten von einem weißen Hirsche gehört, welcher sich in einem Walde aufhalten sollte. Eine solche Seltenheit wollte jeder gerne haben, und an einem schönen Morgen zog Einer wie der Andre aus seinem Hause nach dem Walde zu, wohl versehen mit Allem, was zur Jagd gehört, mit Doppelflinte, Pulver und Kugeln und einem großen Jagdranzen. Ihr Eifer, das schöne Thier aufzuspüren und zu erlegen, war so groß, daß sie die Zeit gar nicht erwarten konnten, bis sie an den Wald kamen, und sich fast athemlos liefen. An dem Walde begegneten sich die Drei und wunderten sich, daß so viele Jäger auf einmal dem Hirsche nachstellten. „Aber, sagte der Erste, ihr werdet euch vergeblich bemühen. Den Hirsch schieße ich, denn es hat mir geträumt, er huschte ganz dicht vor mir aus dem Walde; kaum zwanzig Schritte, da werde ich ihn gewiß nicht fehlen." — „Du wirst dich irren! rief der Zweite. Mir hat auch geträumt von dem Hirsche. Ich hatte einen so schönen Schuß gethan, daß ich mein Horn nahm und in den Wald hineinblies. Trara! wie schallte Das so schön!" — Ihr sollt beide das Nachsehen haben, ihr Herren, fiel ihnen der Dritte ins Wort. Ich habe geträumt, wie der Hirsch vor mir stand, und wie ich mein Gewehr anlegte, und paff! brannte ich ihm auf das Fell." Die Anderen waren damit noch nicht zufrieden, und sie würden noch lange gezankt haben; allein es war überflüssig. Denn während sie so dastanden, und sich ihre Träume erzählten, rannte der weiße Hirsch dicht an ihnen vorüber. Und ehe einer sein Gewehr fassen und zielen konnte, rannte er davon in die weite Welt. Und keiner der Jäger hat ihn wieder gesehen.

82. Der Dieb.

Der Dieb wußte, daß in dem Schranke ein Beutel voll Geld lag und eine goldene Kette, die hätte er gern gestohlen.

Da ging er hin zum Schranke, klopfte an und sprach: „Mache mir auf, ich möchte gern sehen, was du alle für Schönes aufgehoben hast." Der Schrank aber kannte den Spitzbuben und sagte: „Nein! Ich öffne mich Niemanden als dem Schlüssel, und der ist nicht zu Hause". Da schlich sich der Dieb fort, und suchte den Schlüssel, bis er ihn fand, und sprach: „Guten Tag, Schlüssel, geh mit mir an den Schrank, und schließ mir ihn auf, ich möchte gern ein wenig hinein blicken." Der Schüssel traute dem Schelm nicht, und sprach: „Für Neugierige schließe ich nicht auf. Ich gehöre meinem Herrn, wenn der will, schließe ich auf. Soll ich ihn fragen? Er ist gerade bei dem Seiler". Und so schnell wie der Wind war der Schlüssel in der Stube des Seilers bei seinem Herrn, und erzählte, Was ihm der Dieb zugemuthet hatte. Der Herr erschrak, aber der Seiler sprach: „Laßt mich nur machen! ich kenne den alten Spitzbuben. Aber laßt uns eilen, daß wir ihn noch antreffen." Der Dieb wollte sich eben fortmachen, denn er fürchtete sich vor den ehrlichen Leuten und vor dem Seiler besonders. Aber ehe er dem Hause draußen war, erwischte ihn schon der Seiler und packte ihn am Kragen: „Was machst du hier, du Schelm?" fragte er ihn. „Ei, stotterte der Dieb, ei, ich wollte einmal den Schlüssel besuchen, der ist ein alter Bekannter von mir." „Ja wir wissen schon, Was du gewollt hast," sagte der Seiler und warf ihm einen Strick um den Hals. Hierauf führten sie ihn zu dem Richter und weil man in der Tasche des Diebes gestohlene Sachen fand, so wurde er ins Gefängniß gesetzt, und bald nachher mit dem Strick an den Galgen gehängt.

83. Die gemästete Henne.

Eine Frau hatte eine Henne, welche täglich ein Ei legte. Damit hätte sie zufrieden sein können; allein da sie eine habsüchtige Frau war, so wollte sie es dahin bringen, daß ihre Henne Vormittags ein Ei legte und Nachmittags noch eins. Deßhalb fing sie an, ihre Henne immer reichlicher zu füttern. Ihr Geiz brachte ihr aber einen schlechten Gewinn. Denn als die

Henne durch das übermäßige Futter fett geworden war, legte sie gar keine Eier mehr; und die Frau mußte sie schlachten.

84. Der Knabe im Walde.

Ein Knabe lief in den Wald. Da rief ihm der Eichbaum zu: „Komm, lagre dich in meinen Schatten!" Der Knabe antwortete freundlich: „Schönen Dank! wenn ich zurückkomme, will ich es thun; jetzt bin ich noch nicht müde." Darauf traf er die Maiblume an; die sprach: „Komm zu mir und rieche meinen Duft!" Der Knabe ging hin, und weil sie so lieblich roch, sprach er: „Maiblümchen, ich will dich mitnehmen zu meiner Mutter." Und die Blume war es zufrieden. Nun erblickte er die rothe Erdbeere; die rief ihm auch zu: Komm, pflücke mich, ich bin reif." Da antwortete der Knabe: „Erdbeerchen, dich will ich meiner Schwester mitnehmen." Und sie ließ sich gerne brechen. Zuletzt kam der Knabe zu der Tollkirsche; die rief ihm auch zu: „Komm, iß mich, ich bin reif." Der Knabe aber antwortete: „Ich will dich nicht essen, du siehst mir giftig aus. Aber ich will dich abbrechen und meinem Vater zeigen, der kennt dich besser als ich."

85. Das treue Fischlein.

In einem silberhellen Bache lebte ein junges Fischchen, so schön, als man nur eines sehen konnte. Seine Schuppen glänzten wie Gold im Sonnenscheine, und es spielte so lustig im Wasser, wie der Vogel in der Luft. Aber der Fischer hatte sich eine Angel gemacht, und ein Würmchen daran gesteckt und hielt sie ganz ruhig in das Wasser, daß ihn die Fische nicht merkten. Da kam unser Goldfischchen geschwommen, und weil es Hunger hatte, und nichts Schlimmes ahnte, schnappte es nach dem Würmchen, und siehe, es war gefangen. Schnell zog es der Fischer an das Land und wollte es in seine Tasche stecken. Aber das schöne Fischlein bat ihn gar beweglich: „Lieber Fischer, laß mich doch leben, ich bin ja noch so jung, und möchte so gern noch im Wasser spielen. Jetzt hast du ja auch noch keinen Nutzen von mir, wenn ich größer bin, dann kannst du mich ja wieder fangen und

schlachten.“ Der Fischer hatte Mitleid mit dem jungen, schönen Thierchen und sagte: „Nun, wenn ich mich auf dein Wort verlassen kann, daß du zu rechter Zeit wieder hierher kommst, so will ich dich noch auf ein Jahr frei lassen. Aber denke daran, und halte Wort!“ Das Fischlein versprach es, und war bald wieder im Wasser. Hier schwamm es wieder wie früher fröhlich auf und ab, spielte und ward immer größer. Als aber die zwölf Monate des Jahres um waren, da erinnerte es sich seines Versprechens, und ob es gleich hätte in eine andere Gegend fliehen können, so wollte es doch lieber sterben, als sein Wort brechen. Und an dem bestimmten Tage war es wieder an dem Platze, wo der Fischer angelte und sprach: „Hier bin ich, Fischer. Du hast mir vor einem Jahre das Leben geschenkt, jetzt ist die Zeit um, mache nun mit mir, Was du willst.“ Der Fischer erstaunte, daß ein Fisch so treu sein könnte und sprach: „Goldfischchen, du hast treu und brav Wort gehalten. Gott bewahre mich, daß ich dich umbringe. Schwimme du wieder hin, wohin du willst. Solche Fischchen fange ich nicht; es gibt untreue genug, die ich fangen kann“.

86. Ich auch!

Ein junges Äffchen wollte Alles nachmachen, was die großen Leute thaten. Was es sah, das wollte es haben; und wenn Jemand irgend wohin gehen wollte, so rief es: Ich auch, ich auch! Anfangs lachte man über das possierliche Äffchen, und gab ihm den Namen Jaköbchen, aber zuletzt ging es demselben doch schlimm.

Das Jaköbchen hatte einmal gesehen, daß ein Mann seinen Hund mit einem Stocke schlug, weil der Hund nicht gehorsam gewesen war, und Schläge verdient hatte. Sogleich rief es: Ich auch, ich auch! ergriff einen Stock, so lang als es selbst war, und schlug damit auf den ersten Hund, der ihm begegnete, los. Der Hund aber verstand es unrecht, und zausete das Jaköbchen tüchtig, und hätte es hart verwundet, wenn nicht Leute dazu gesprungen wären, und ihm geholfen hätten. Ein andermal sah das Jaköbchen ein Eichhorn auf einem hohen Baume

herum hüpfen und allerlei drollige Gebärden machen. Das gefiel ihm außerordentlich, und es rief: Ich auch, ich auch! Husch war mein Äffchen auf dem Baume und wollte das Eichhorn einholen. Dies aber kletterte immer höher, nnd neckte das Jaköbchen bald hierhin, bald dorthin. So hurtig konnte doch das Jaköbchen nicht klettern, und ehe es sich versah, glitschte es aus und stürzte herab. Da war die Freude am Ende; es hatte ein Bein und eine Rippe zerbrochen und konnte nur mit Noth wieder kurirt werden.

Aber es war noch nicht genug. Das Jaköbchen sah seinen Nachbar am Fenster stehen und sich rasiren. Geschwind rief es wieder: Ich auch, ich auch! Es wußte, wo die Rasirmesser lagen, lief hin und holte sich eins. Nun machte es sich Schaum, seifte sich ein, und stellte sich mit allerlei Grimassen vor den Spiegel. Soweit war das Spiel nicht gefährlich, aber nun nahm es das Messer, welches so scharf wie ein Schwert war. Ein paar Striche gelangen glücklich, dann aber schnitt sich das Jaköbchen in die Kehle, daß das Blut heraus sprang und es sogleich umsank. Man suchte ihm zwar zu helfen, allein es war zu spät. Das Blut war nicht zu stillen, und das Jaköbchen war todt.

87. Lerne warten.

Das Hühnchen hatte warten gelernt, aber das Hähnchen nicht. Einst kamen sie in einen Garten voll halbreifer Johannisbeeren. Da sagte das Hühnchen: „Laß uns warten, bis sie reif sind, dann wollen wir wieder hierher gehen, und sie essen.“ Das Hähnchen aber folgte nicht, sondern aß so lange, bis es Leibweh bekam. Da lief es mit großen Schmerzen nach Hause, und das Hühnchen mußte ihm Kamillenthee kochen und ein Pfläſterchen auflegen, sonst wäre das Hähnchen gestorben.

Wieder einmal waren die Beiden im Felde gewesen, und es war ihnen so heiß geworden, daß der Schweiß auf ihnen stand. Da kamen sie an ein frisches, klares Wässerchen und sahen, daß es gut zum Trinken war. Das Hähnchen wollte sich sogleich darüber hermachen, aber das Hühnchen sagte: „Nein,

liebes Hähnchen, noch nicht! warte doch noch ein wenig, bis du kühl bist. Ich trinke ja auch nicht eher." Allein das Hähnchen war eigensinnig und trank, so viel ihm nur schmeckte. Doch ehe sie nach Hause kamen, wurde es plötzlich krank, und mußte auf dem Felde liegen bleiben. Das Hühnchen lief eilends nach Hause und brachte ihm Hülfe. Der Arzt machte auch endlich das Hähnchen wieder gesund; allein es mußte lange im Bette liegen, viele bittre Arznei nehmen, und viele Schmerzen leiden.

Nun, glaubte das Hühnchen, habe das unvorsichtige Hähnchen doch endlich warten gelernt. Aber als der Winter kam, und das Wasser zufror, da wollte das Hähnchen doch wieder auf das Eis gehen, ehe es noch fest gefroren war. Da sagte das Hühnchen: „Liebes Hähnchen, ich bitte dich, warte nur noch einen einzigen Tag, dann wollen wir zusammen auf das Eis gehen." Aber das Hähnchen folgte auch diesmal nicht. Es ging fort auf das dünne Eis, brach ein und ertrank. Als es endlich herausgefischt wurde, da weinte das Hühnchen bitterlich und sprach: „Ach, wenn mein Hähnchen doch nur ein klein bischen warten gelernt hätte, so wäre dies Unglück nicht passirt; dann wäre mein Hähnchen nicht todt, und ich müßte nicht allein sein."

88. Die Wünsche.

Es saßen drei Knaben zusammen und wünschten sich Etwas. Der erste sprach: Ich wünschte ich wäre ein Marder, da könnte ich klettern, wohin ich wollte, und Niemand sollte mich fangen. Wer mir nahe käme, den wollte ich beißen, daß er mich gern losließe. Da kletterte ich auf die Kirschbäume und suchte mir die reifsten Kirschen heraus und welche ich nicht möchte, die würfe ich den Leuten zum Possen herunter. Dann ginge es an die Weintrauben, von ihnen wollte ich nicht Viel übrig lassen. Und wenn es mir nach einem Braten gelüstete, so schlüpfte ich in den Taubenschlag, und bisse allen Tauben den Kopf ab. Das wäre ein lustiges Leben.

Der zweite sprach: Ich möchte ein Eichhörnchen sein. Da könnte ich noch besser klettern, als der Marder und spränge von

einem Baume zum andern. Ich wäre den ganzen Tag in dem grünen Walde und hätte Nüsse genug zu knacken. Und wenn ich es einmal müde wäre, so brauchte ich mich vor den Menschen nicht zu fürchten, sie wären mir freundlich und spielten mit mir. Ich könnte mich am hellen Tag sehen lassen und brauchte nicht zu warten, bis es Nacht wäre.

Mein Wunsch, sprach der dritte, wäre eine Lerche zu sein. Wie wollte ich mich in die Luft hinaufschwingen, und wollte singen, daß es durch das ganze Feld schallte. Wenn die Menschen noch in den Betten lägen, dann sänge ich schon liri liri li; und wenn ein Ackersmann sich den Schlaf aus den Augen riebe, wollte ich ihm guten Morgen zurufen. Wann aber der Winter käme, und das Feld leer wäre, dann wanderte ich fort in die warmen Länder, wo kein Schnee fällt, bis zum Frühling. Dann käme ich wieder und baute mir ein Nestchen, und sänge wieder liri liri li im Sonnenschein und in der blauen Luft.

89. Pantoffel und Stiefel.

Der Pantoffel sprach zum Stiefel: Mit dir möchte ich nicht tauschen. Du läufst den ganzen Tag herum in Regen und Schmutz, im Staub, auf spitzen und harten Steinen. Beim Anziehen reißt man an dir und beim Ausziehen wirst du eingeklemmt. Da habe ich es doch tausendmal bequemer.

Das thut Nichts, antwortete der Stiefel, ich möchte darum doch nicht mit dir tauschen. Ein so träger Pantoffel zu sein, der immer nur zu Hause sitzt, und nicht weiß, ob es Sonnenschein oder Regen draußen ist, wäre mir unerträglich. Ich sehe die Welt, ich begleite meine Herrn zur guten und zur schlimmen Zeit, und will ein Stein ihm den Fuß ritzen, so halte ich denselben ab. An mir sitzt der Sporn, vor dem sich selbst das stärkste Pferd fürchtet, an mich werden die Schlittschuhe angeschnallt, womit mein Herr über das Eis dahin gleitet, als würde er vom Winde getrieben. Endlich hast du von dem Einklemmen gesprochen, du hast aber vergessen, daß es mein Knecht ist, der das Geschäft des Ausziehens verrichtet. Ein Pantoffel ist nicht werth, daß man ihm einen Knecht gibt.

Der Stiefel hätte sich noch weiter gerühmt, da sprang aber sein Herr aus dem Bette, und griff doch zuerst nach den verachteten Pantoffeln.

90. Hacke und Stiel.

Die Hacke hatte sich einmal mit ihrem Stiele veruneinigt, und Jedes lag in einer andern Ecke und schmollte. Sonst hatten sie ihre Arbeit zusammen gethan, und hatten sich niemals getrennt, und waren dabei blank und glatt geblieben; aber nun war keines zu brauchen, weil das andere fehlte. Wären sie vernüftig gewesen, sie hätten sich wieder versöhnt, und mit ein paar Hammerschlägen wären sie wieder vereinigt gewesen. Allein die Hacke sagte: Ich will doch dem dummen Stiele keine guten Worte geben, und der Stiel brummte vor sich hin: Die unleidliche Hacke kann lange warten, bis ich ihr wieder komme. Kurz es blieb ein Jedes in seiner Ecke und trotzte.

Aber was geschah? Nach einiger Zeit kam der Herr, und sah, daß die Hacke ganz verrostet und kaum noch zu brauchen war. Da sprach er zur Magd: Geh wirf die Hacke unter das alte Eisen, sie ist doch Nichts mehr werth. Wenn der Trödler kommt, mag er den Quark für ein paar Pfennige mitnehmen. Als er darauf auch den Stiel in seiner Ecke fand, sagte er zu der Magd: Das Holz da, nimm mit in die Küche, und verbrenne es, ehe es ganz mobrig wird. Morgen aber gehe zu dem Schlosser, und bestelle uns eine neue Hacke mit einem neuen Stiele.

91. Die Katze und die drei Hunde.

Die Katze war in die Speisekammer geschlichen, und hatte eine Bratwurst gestohlen. Als sie wieder herauskam, wollte sie sich ganz leise mit ihrer Wurst davon schleichen, allein es gelang ihr nicht. Denn es spielten gerade drei Hunde vor der Thüre, das Möpschen, das Pommerchen und das Spitzchen. Da wurde es ihr bange, die Hunde möchten verrathen, Was sie gethan habe, und sie werde dann ihre Bratwurst wieder hergeben müssen, und obendrein Schläge bekommen.

Da ging sie hin zu dem Möpschen und sagte ihm leise in das Ohr: „Liebes Möpschen, wenn du stille schweigst und Niemanden sagst, wo ich gewesen bin, so gebe ich dir ein Stück von meiner Bratwurst". Das Möpschen betrachtete und beroch die Bratwurst, und weil sie ihm gut gefiel, sagte es: „Ja, ich will stille schweigen." Darauf ging die Katze zu dem Pommerchen und sagte ihm leise in das Ohr: „Liebes Pommerchen, wenn du stille schweigst und Niemanden sagst, wo ich gewesen bin, so gebe ich dir ein Stück von meiner Bratwurst." Das Pommerchen betrachtete und beroch auch die Bratwurst, und weil sie ihm gut gefiel, so sagte es: Ja, ich will kein Wörtchen sagen."

Nun ging die Katze auch zum Spitzchen, und sagte ebenso. Aber der Spitz wollte keine gestohlene Bratwurst essen, und wollte auch Nichts mit der spitzbübischen Katze zu thun haben. „Nein, sprach er, du Betrügerin, du Diebin! ich begehre keine Bratwurst von dir." Und er faßte sie am Ohr, und führte sie in die Küche, und erzählte da Alles, wie es geschehen war. Da wurde der Katze die Bratwurst abgenommen, und sie bekam tüchtige Schläge, weil sie in die Speisekammer geschlichen war und gestohlen hatte. Das Möpschen und das Pommerchen wurden ausgescholten, und bekamen den ganzen Tag Nichts zu essen, weil sie den Diebstahl verheimlicht hatten. Der Spitz aber wurde gelobt, und bekam die ganze Bratwurst zur Belohnung.

92. Die Bärenhaut.

Zwei Jägerbursche hatten von einem Bären gehört, welcher sich in dem Walde aufhalten sollte. Und weil man lange keinen so großen und starken Bären gesehen hatte, so freueten sie sich über den schönen Pelz, den sie dem Bären abziehen wollten. „Wenn ich ihn schieße, sagte der eine, so laß ich mir einen Mantel davon machen, der soll mich im Winter hübsch warm halten." „Nein, sagte der andere, ich schieße den Bären, und verkaufe den Pelz. Der Kürschner bezahlt mir zehn Thaler dafür, die sollen mir schön in dem Beutel klingen."

Unterdessen war es Zeit geworden in den Wald zu gehen. Als sie aber so allein darin waren, und von ferne den Tritt

des Bären hörten, da wurde es ihnen doch ein wenig bange. Als er nun gar näher kam, und ein schreckliches Brummen hören ließ, da warf Der, welcher den Pelz des Bären verkaufen wollte, seine Flinte weg, und kletterte so schnell als möglich auf einen Baum. Der Andere aber, welcher nun doch auch nicht zu bleiben getraute, konnte sich nicht mehr flüchten. Zum Glücke fiel ihm ein, daß die Bären keine todten Menschen anrühren. Er warf sich also auf den Boden, hielt den Athem an, und streckte sich hin, als wenn er todt wäre. Der Bär kam grimmig auf ihn zu, als derselbe aber sah, daß er kein Glied rührte, glaubte er, der Mensch wäre todt. Er beroch ihn also ein wenig, und als er gar keinen Athem merkte, lief er weiter, ohne demselben ein Leid zu thun. Als nun der Bär weit genug fort war, erholten sich die beiden Jägerbursche von ihrem Schrecken, der eine stieg von dem Baume herunter, der andere stand vom Boden auf.

Da fragte der, welcher von oben zugesehen hatte: „Hör' einmal, Was hat dir denn der Bär in das Ohr gesagt?" — „Ja, sagte der Andere, Alles habe ich nicht verstanden, aber Eins hat er mir deutlich ins rechte Ohr gesagt, nämlich: „Man darf die Haut des Bären nicht eher verkaufen, bevor man den Bären hat." - Und in das linke Ohr hat er mir gesagt: „Wer seinen Freund in der Noth im Stiche läßt, der ist ein schlechter Kerl."

93. Die drei Schmetterlinge.

Es waren einmal drei Schmetterlinge, ein weißer, ein rother und ein gelber, die spielten im Sonnenscheine, und tanzten von einer Blume zu der andern. Und sie wurden es gar nicht müde, so gut gefiel es ihnen. Da kam auf einmal der Regen und machte sie naß. Als sie Das spürten, wollten sie schnell nach Hause fliegen, aber die Hausthüre war zugeschlossen, und sie konnten den Schlüssel nicht finden. So mußten sie außen stehen bleiben, und wurden immer nässer. Da flogen sie hin zu der gelb und roth gestreiften Tulpe, und sagten: „Tulipanchen, mache uns ein wenig dein Blümchen auf, daß wir hinein-

schlüpfen und nicht naß werden". Die Tulpe aber antwortete: „Dem Gelben und dem Rothen will ich wohl aufmachen, aber den Weißen mag ich nicht." Aber die Beiden, der Rothe und der Gelbe sagten: „Nein, wenn du unseren Bruder Weißen nicht aufnimmst, so wollen wir auch nicht zu dir." Es regnete aber immer ärger, und sie flogen zu der Lilie, und sprachen: „Gute Lilie, mach' uns dein Blümchen ein wenig auf, daß wir nicht naß werden." Die Lilie aber antwortete: „Den Weißen will ich wohl aufnehmen, denn er sieht gerade aus wie ich, aber die Andern mag ich nicht." Da sagte der Weiße: „Nein, wenn du meine Brüder nicht aufnimmst, so mag ich auch nicht zu dir. Wir wollen lieber zusammen naß werden, als daß Einer die Anderen im Stiche läßt." Und so flogen sie weiter.

Allein die Sonne hinter den Wolken hatte gehört, wie die drei Schmetterlinge so gute Geschwister waren, und so fest zusammenhielten. Und sie drang durch die Wolken durch, und verjagte den Regen, und schien wieder hell in den Garten und auf die Schmetterlinge. Es dauerte nicht lange, da hatte sie ihnen die Flügel getrocknet, und ihren Leib erwärmt. Und nun tanzten die Schmetterlinge wieder wie vorher, und spielten, bis es Abend war. Dann flogen sie zusammen nach Hause und schliefen.

94. Das Gassen-Bärbeli.

Das Bärbeli gehorchte seiner Mutter nicht, und war mehr auf der Gasse als in der Stube, auch dann, wenn der Schmutz bis in seine Schuhe reichte. Deßhalb nannten es die anderen Kinder das Gassen-Bärbeli. Hört wie es ihm weiter ging.

Eines Morgens war es seiner Mutter fortgelaufen, ohne gewaschen und gekämmt zu sein, seine Schuhe waren nicht gebunden und die Strümpfe hingen darüber herab. Da kam es an das Bächlein, das war so klar und so rein wie ein Spiegel, und rief dem Bärbeli zu: „Komm her zu mir, ich will dich waschen!" Aber das Bärbeli hörte nicht darauf, sondern sprang immer tiefer in den Koth hinein. Da sah es der Hahnenkamm, der im Garten blüht, der sprach: „Komm her, ich will dich

kämmen.“ Aber es hörte nicht darauf, und das Haar flatterte ihm noch ärger um den Kopf. Auch die Bürstenblume rief ihm zu: „Warte doch, ich will dich erst bürsten!“ Aber es half Alles nichts. Da sangen die drei, das Bächlein und der Hahnenkamm und die Bürstenblume:

„O Bärbeli, Bärbeli, putz' dich rein!
Gib acht, gib acht! sonst kommt das Schwein.“

Und ehe sie noch ausgesungen hatten, da kam das Schwein aus dem Pfuhl, und weil es das Bärbeli für seines Gleichen hielt, so lief es auf dasselbe zu und wollte es küssen. Da rannte das Schwein mit seinem schmutzigen Rüssel wider das Bärbeli, daß es umfiel, und küßte es in das Gesicht, daß ihm die Nase blutete, und zupfte an seiner Schürze, daß sie in Fetzen ging. Und das Bärbeli hatte Mühe und Noth, bis es von seiner guten Freundin wieder loskam, und sich zu seiner Mutter retten konnte.

95. Das Steinkäsperle.

Das Steinkäsperle hieß eigentlich Kaspar Stroh, aber er hatte jenen Spitznamen schon in seiner Jugend erhalten. Folgende Geschichte war schuld daran.

Als Knabe liebte er gar sehr das Werfen mit Steinen, und ob es ihm gleich sein Vater, wie sein Lehrer verboten hatte, that er es doch immer wieder. Einst war er sogar so unvorsichtig, mit dicken Ziegelsteinen nach der Hausthüre zu werfen. Sein Vater hörte den Lärm, welchen die anprallenden Steine machten, und wollte sehen, Was das wäre. Aber so wie er die Thüre öffnet, fliegt ihm ein Stein an die Stirne, und blutend stürzt der arme Mann zurück. Man kann denken, welchen Schrecken der Steinkaspar bekam. Er lief fort, und getraute gar nicht wieder nach Hause zu kommen. Da indessen sein Vater wieder zu sich gekommen war, und man den bösen Buben vermißte, wurde nach ihm geschickt, und er empfing die verdiente Strafe. Aber das Aergste war doch der Spitzname, welchen er sein Leben lang behielt, und welcher ihn immer daran erinnerte, daß er beinahe der Mörder seines Vaters geworden wäre.

96. Die Sonnenstrahlen.

Die Sonne war aufgegangen, und stand mit ihrer schönen glänzenden Scheibe am Himmel. Da schickte sie ihre Strahlen aus, um die Schläfer in dem ganzen Lande zu wecken. Da kam ein Strahl zu der Lerche. Die schlüpfte aus ihrem Neste, flog in die Luft hinauf und sang: Liri liri li, schön ist's in der Früh. Der zweite Strahl kam zu dem Häschen, und weckte es auf. Das rieb sich die Augen nicht lange, sondern sprang aus dem Walde in die Wiese, und suchte sich zartes Gras und saftige Kräuter zu seinem Frühstück. Und ein dritter Strahl kam an das Hühnerhaus. Da rief der Hahn: Kikeriki, und die Hühner flogen von ihrer Stange herab, und gackerten in dem Hofe, und suchten sich Futter und legten Eier in das Nest. Und ein vierter Strahl kam an den Taubenschlag zu den Täubchen. Die riefen: Ruckediku, die Thür ist noch zu. Und als die Thür aufgemacht war, da flogen sie alle in das Feld, und liefen über den Erbsenacker, und lasen sich die runden Körner auf. Und ein fünfter Strahl kam zu dem Bienchen. Das kroch aus seinem Bienenkorb hervor, und wischte sich die Flügel ab, und summte dann über die Blumen und den blühenden Baum hin, und trug den Honig nach Hause. Da kam der letzte Strahl an das Bett des Faullenzers, und wollte ihn wecken. Allein der stand nicht auf, sondern legte sich auf die andere Seite und schnarchte, während alle Anderen arbeiteten.

97. Der Trotzkopf.

Es war einmal ein junges Bienchen, das wollte der Königin nicht gehorchen, und wenn es gestraft wurde, so war es trotzig. Endlich sagte die Königin: Wenn es dir in unserem Stocke nicht gefällt, und du dich in die Ordnung nicht fügen magst, so fliege hin, wohin du willst, ich werde dir es nicht wehren.

Mein Bienchen setzte wirklich seinen Kopf auf, und flog fort. So lange es Tag war und die Sonne schien, ging es ihm auch recht gut; aber am Abend, als das Gras vom Thau naß wurde, da behagte es ihm doch nicht mehr in den Blumen.

Es mußte sich einen trocknen Ort suchen. Den fand es denn auch endlich in der Ritze eines Baumstammes. Am andern Morgen flog es wieder aus, und dachte: Wie gut hab' ich es doch, daß ich blos für mich zu arbeiten habe. Die anderen Bienen müssen den Honig und das Wachs nach Hause tragen, und wissen noch nicht einmal, wieviel sie davon bekommen. Denn die Königin vertheilt ja Alles nach ihrem Belieben. Was ich finde, das ist für mich allein. Ich brauche Niemanden ein gutes Wort darum zu geben. So sprach es, und flog von Blume zu Blume, aber nach Hause brachte es Nichts. Nach einigen Tagen aber gab es Regenwetter und Sturm, so daß das Bienchen unmöglich ausfliegen konnte. Da sah es schlimm mit der Nahrung aus. Honig hatte es nicht gesammelt, und andere Bienen, die ihm Etwas hätten leihen können, waren nicht da. Auch die Einsamkeit in seiner Höhle war ihm schauerlich. Es wäre doch lieber wieder in dem Bienenstocke gewesen. Allein es schämte sich seinen Fehler zu bekennen, und hungerte lieber. Es gab indessen wieder Sonnenschein, und es hätte vielleicht doch noch für sich sorgen und auf seinem Kopfe bestehen können, wenn nur der Winter nicht so bald gekommen wäre. Aber wie nun, als Schnee und Eis die Erde bedeckte? Eine ordentliche Wohnung hatte es nicht; Honig hatte es zwar ein wenig gesammelt, aber lange nicht genug für den ganzen Winter. Da wurde endlich das Trotzköpfchen weich, denn der Hunger macht zahm. Demüthig setzte es sich an die Thüre des Bienenstocks, und bat so rührend um Verzeihung, daß die Königin sich bewegen ließ, und es wieder aufnahm. Und im nächsten Jahre arbeitete es fleißiger als die übrigen Bienen.

98. Die beiden Ziegenböcke.

Es waren einmal zwei Geisböcke, die hatten starke Hörner und lange Bärte, aber wenig Hirn in dem Kopfe. Diese begegneten sich auf einem Stege mitten über einem tiefen Wasser. Da sprach der eine: „Geh mir aus dem Wege, oder ich stoße dich." Der andere aber antwortete: „Wenn du stößest, so stoße ich wieder, und ich gehe nicht aus dem Wege." Und so geriethen

sie an einander, streckten die Köpfe vorwärts, und preßten die Hörner an einander, als wenn es Mauersteine wären. Ich glaube, sie waren sich gleich an Stärke, denn es konnte keiner den anderen zurückdrücken. Aber daran hatten sie nicht gedacht, daß man auch ausgleiten kann. Und doch geschah es so. Die Köpfe streiften neben einander her, und der eine Bock purzelte auf der rechten Seite, der andere auf der linken Seite des Steges hinunter und tief in das Wasser hinein. Zum Glücke konnten sie schwimmen, und kamen nach vieler Anstrengung aber wohl durchnäßt und mit steifem Nacken an das Ufer. Sie hätten zwar gern noch einmal angefangen, allein der Muth war ihnen doch vergangen, auch ärgerten sie sich über das Gelächter der Leute, welche zugesehen hatten. Und wenn sie wieder an einen schmalen Steg kamen, so sahen sie sich erst um, ob nicht schon Jemand darauf ginge, und warteten lieber, bis der Steg leer war.

99. Die Lahn hat gerufen.

Die Lahn ist ein Fluß, so breit, daß man zur Noth mit einem Steine darüber werfen kann. Aber ihre Tiefe ist sehr ungleich. An einer Stelle kann man hindurch waten, an anderen Stellen geht sie über Roß und Reiter hin. Ihr Wasser ist sehr angenehm zum Baden und der Grund meistens kiesig, aber wegen der vielen tiefen Löcher ist es gefährlich. Deßhalb sagt man, die Lahn müsse jedes Jahr einen Menschen zum Opfer haben. Wenn nun lange Niemand in ihr ertrunken ist, so hört man, so versichern wenigstens die Fischer, einen schrecklichen Ruf von dem Wasser her: „Gebt mir einen Menschen!“ Und dann sagt Eins zum Anderen: Behaltet die Kinder zu Hause; die Lahn hat gerufen. Aber es hilft doch Nichts, es gibt immer wieder unvorsichtige Leute, welche bei dem Baden ins Tiefe gehen und ertrinken.

100. Der Wecker.

Zu der Zeit, als die Menschen noch keine Uhren hatten, lebte eine fleißige Wittwe, die hatte zwei faule Mägde. Sobald

der Haushahn zum ersten Male krähte, wachte die Frau auf, und wenn er zum zweiten Mal krähte, weckte sie ihre Mägde, und hieß sie Feuer anmachen und sich an das Spinnrad setzen. Denn sie gedachte in demselben Jahre einige großen Stücke Tuch weben zu lassen.

Den faulen Mägden gefiel aber weder das frühe Aufstehen, noch das viele Spinnen; und weil sie meinten, der Hahn sei mit seinem Krähen allein an ihrer vielen Arbeit schuld, so verabredeten sie sich, den armen Wecker umzubringen. Als aber der Hahn todt war, da wußte die Wittwe gar nicht mehr, wieviel Uhr es war, und sobald sie nun aufwachte, rief sie die Mägde sogleich zur Arbeit. Da geschah es denn, daß sie mannigmal um Mitternacht schon das Bett verlassen und sich an das Spinnrad setzen mußten. Nun bereuten sie ihre That, und kauften heimlich einen andern Hahn, und brachten ihn ihrer Frau zum Geschenk; und als sie älter wurden, waren sie froh darüber, daß sie so früh aufstehen und so gut spinnen gelernt hatten.

101. Der Tiger und das Krokodil.

Die allerböfesten Thiere sind die Tiger und die Krokodile. Hier bei uns gibt es gottlob keine, aber in den heißen Gegenden, wo kein Schnee fällt, und wo der Zucker wächst, da gibt es in den Wäldern Tiger und in den Flüssen Krokodile.

Weißt du, wie ein Tiger aussieht? Gerade wie eine Katze, aber viel, viel größer, fast so groß als ein Füllen, das an seiner Mutter saugt. Und was für scharfe Krallen hat er, und was für spitze Zähne, und dazu eine blutig rothe Zunge! Das Krokodil ist aber viel häßlicher. Es sieht aus, wie eine große Eidechse, aber so lang wie eine Wagendeichsel, und so dick wie ein Metzgerhund. Auf seinem Leibe hat es keine Haut wie die andern Thiere, sondern eine braune Decke von Horn, so dick und so fest, daß man mit dem schärfsten Messer nicht hindurch stechen kann. Ach, und was für einen ungeheuren Rachen, mit lauter Zähnen, wie die spitzigsten Nägel!

Nun denkt einmal, wie es einem Manne in dem heißen Lande

erging. Der Mann ging zwischen einem Berge und einem Flusse auf der Straße. Da kam von dem Berge ein Tiger heruntergesprungen, mit offenem Rachen gerade auf ihn los. Er machte Sätze, weiter als ein wildes Pferd, und leckte mit seiner blutrothen Zunge an den Zähnen, als hätte er schon den Menschen im Rachen. Der Mann erschrack zum Tode, nahm sich aber doch zusammen, und wollte in den Fluß springen, um vor dem Tiger fortzuschwimmen, Aber als er sich nach dem Flusse zu drehte, siehe, da stieg eben ein ungeheures Krokodil aus dem Wasser, und fuhr gerade auf ihn los, indem es den Rachen noch viel weiter aufsperrte als der Tiger. Was sollte der arme Mann nun anfangen? Wo er hinsah, da war er verloren. Da warf er sich plötzlich auf die Kniee, und betete zum lieben Gott, und dieser half ihm. Der Tiger war so sehr im Sprunge, daß er über den knieenden Mann wegrannte, und gerade dem Krokodil in den Rachen stürzte. Die beiden bösen Thiere fielen nun in das Wasser, und kämpften noch lange darin herum; den Mann aber hatte der liebe Gott gerettet.

102. Die Eierdiebin.

Ein Mann hatte sich eine Elster aufgezogen, und hatte ihr die Zunge gelös't, und sie sprechen gelehrt. Lange hatte er seine Freude an dem possierlichen Vogel, welcher den ganzen Tag umherhüpfte, und plauderte, und Niemanden Etwas zu leide zu thun schien. Als er sie aber eines Tages mit in den Garten genommen und kaum den Rücken gewandt hatte, husch! da saß die Elster auf der Hecke, und spionirte nach Vogelnestern. Nun brütete gerade eine Nachtigall auf ihren Eierchen, und der Herr des Gartens hatte allen seinen Leuten befohlen, sie ja nicht zu stören, damit er recht viele junge Nachtigallen bekäme. Alle hatten Dies auch befolgt, aber die böse Elster verdarb dem Mann seine Freude. Sie hüpfte auf die Nachtigall los, daß diese erschrack und davon flog. Kaum aber sah die Elster die niedlichen Eierchen, so hatte sie schon eines im Schnabel, und schlang es hinunter. Die Nachtigall flatterte ängstlich umher, aber die

Elster ließ sich nicht irre machen, und verschlang ein Ei nach dem andern. Endlich wurde der Herr gewahr, Was in der Hecke vorgegangen war; aber es war zu spät. Die Nachtigall war verscheucht, und kam nicht wieder. Da wurde der Mann zornig und sperrte die Elster in einen Käfig; und sie blieb eine Gefangene ihr Leben lang.

103. Das Christbäumchen.

Die Bäume hatten einmal Streit unter einander, welcher von ihnen der vorzüglichste sei. Da trat die Eiche hervor, und sagte: „Seht mich an, ich bin hoch und dick, und habe viele Aeste, und meine Zweige sind reich an Blättern und an Früchten.“ „Früchte hast du wohl, sagte der Pfirsichbaum, aber es sind nur Früchte für die Schweine. Die Menschen mögen Nichts davon wissen. Aber ich, ich liefere meine rothbackigen Pfirsiche auf die Tafeln der Könige“. „Das hilft nicht viel, sagte der Aepfelbaum; von deinen Pfirsichen werden nur wenige Leute satt, auch dauern sie nur wenige Wochen, dann werden sie faul, und Niemand kann sie mehr brauchen. Da bin ich ein anderer Baum, ich trage alle Jahre Körbe voll Äpfel; die brauchen sich nicht zu schämen, wenn sie auf eine vornehme Tafel gesetzt werden, aber sie machen auch die Armen satt, man kann sie den ganzen Winter im Keller aufbewahren, oder kann sie im Ofen dörren, oder kann Wein davon keltern. Ich bin der nützlichste Baum.“ „Das bildest du dir ein, sagte die Tanne, aber du irrst dich. Mit meinem Holz heizt man die Öfen, und baut man die Häuser, mich schneidet man zu Brettern und macht Tische, Stühle, Schränke, ja sogar Nachen und Schiffe daraus; dazu bin ich im Winter nicht so kahl wie ihr, ich bin das ganze Jahr hindurch grün und schön.“ „Das Nämliche bin ich auch, sagte die Fichte, allein ich habe noch einen Vorzug. Wenn es Weihnachten wird, dann kommt das Christkindchen, setzt mich in ein schönes Gärtchen, und hängt goldne Nüsse und Äpfel, Mandeln und Rosinen an meine Zweige. Und über mich freuen sich die Kinder am allermeisten. Ist Das nicht wahr?“

104. Die Reisegefährten.

Vor dem Thore einer Stadt traf ein lahmer Pudel mit einem hinkenden Kater zusammen. „O, rief der Kater, wie freue ich mich, daß ich einen Gefährten finde, welcher mir nicht davon läuft und mich nicht ausspottet!“ Der Pudel war es zufrieden, daß sie zusammen wanderten, und sie wurden unterwegs immer bessere Freunde. Da erzählte Einer dem Andern seine Schicksale. Der Pudel sprach: „Wenn ich daran denke, wie ich lahm geworden bin, so thut mir immer mein armer Herr leid, den haben die Räuber in dem Walde todtgeschlagen, und weil ich ihn vertheidigte, mir mein Bein zerschmettert.“ „Da wäre ich lieber davon gelaufen, sagte der Kater; denn ein Beinbruch thut weh. Ich hätte mich auch gern davon gemacht, als mir der vermaledeite Koch mit seinem Hackmesser das Bein zerschlug.“ „Was hattest du denn dem Koche gethan?“ fragte der Pudel. „Ei, erwiderte der Kater, ich wollte mir ein Rebhühnchen holen, das auf dem Heerde stand und gar zu angenehm roch. „So? sagte der Pudel, du bist lahm geworden, weil du gestohlen hattest. Das ist mir leid; dann können wir nicht weiter zusammen reisen.“ Und er schlug einen andern Weg ein.

105. Hans Schluri.

Dem Hans Schluri mochte der Vater Etwas sechsmal sagen, so hatte er es das siebente Mal doch vergessen. „Gib acht, Hans!“ sagte der Lehrer; aber der Hans hatte nicht gehört, Was er sagte, und fragte ganz verwundert: „Was soll ich?“ So machte er es sein ganzes Leben lang, und war Jedermann zum Gespötte, und brachte sich selbst in Schaden und Unglück.

Einst wollte der Lehrer mit allen Schülern spazieren gehen, und alle Kinder freuten sich darauf, in dem Walde Beeren, Blumen und Schmetterlinge zu suchen und sich von dem Lehrer Alles zeigen zu lassen. Auch der Schluri freute sich darauf. Allein er kam nicht mit. Warum? Weil er zu spät kam. Der Lehrer hatte gesagt: Punkt zwei Uhr versammelt sich Alles vor meiner Thüre! Der Schluri aber hatte sich verhört und

glaubte, es ginge erst um drei Uhr; und als die Uebrigen längst im Walde herumzogen und jubelten, erschien er erst vor dem Schulhause und wunderte sich, daß noch Niemand da sei. Nachdem er zwei Stunden gewartet hatte, wurde ihm doch die Zeit zu lange und er ging nach Hause. Da hörte er denn von anderen Leuten, daß der Zug um zwei Uhr fortgegangen und er darum gekommen sei.

Später mußte er Soldat werden. Da wußte er auch nicht, wie viel Uhr es geschlagen hatte. Aber der Hauptmann lehrte es ihn. Vierundzwanzig Stunden Arrest bei Wasser und Brod, wenn der Kerl nicht acht gibt," hieß es da. Und der Schluri zählte nun doch die Schläge, welche die Uhr that, oder betrachtete die Ziffer, worauf der Zeiger stand.

Aber gebessert war er doch nicht ganz, denn er hatte sich zu sehr an die Unachtsamkeit gewöhnt. Er ging auf Reisen und seine Eltern hatten gut für Alles gesorgt, was er unterwegs brauchte. Auch einen Paß hatte er in seiner Brieftasche, damit er in allen Ländern durchkäme, und man wüßte, Wer er wäre. Aber der Schluri war noch nicht über die nächsten Berge gekommen, so hatte er schon seinen Paß verloren, und als nun die Polizeidiener kamen und ihn fragten, wo sein Paß sei, da konnte er nicht antworten. Er wurde festgenommen und einstweilen ins Gefängniß gesteckt, hernach auf dem Schub in seine Heimath zurückgebracht. Diese Reise hatte viel Geld gekostet, und brachte ihm und seinen Eltern nur Verdruß und Schande.

So ging es fort bis an sein Ende. Doch das Aergste war, daß er sich selbst das Haus über dem Kopfe anzündete und auch die Häuser der Nachbarn in Gefahr brachte. Er hatte nämlich eine alte Laterne mit zerbrochenem Glase. Ein ordentlicher Mann hätte ein neues Glas einziehen lassen, der Schluri aber ließ es gehen, weil er dachte: Das thut Nichts. Aber als er nun einst mit der Laterne schnell in den Stall ging, flog ein Funke heraus in das Stroh, und in einer Stunde schlug die helle Flamme zum Dache hinaus. Schluri's Haus brannte ab, und er war an den Bettelstab gebracht. Nur mit Mühe konnte das übrige Dorf gerettet werden.

106. Die Lügnerin.

Daran, daß die Mutter des Lämmchens starb, war eine abscheuliche Lügnerin schuld. Die Sache ging so zu. Die Mutter des Lämmchens war plötzlich krank geworden, und das Lämmchen saß an ihrem Bette und weinte. Da sagte die Mutter: „Weine nicht, liebes Kind, ich weiß ein Mittel, das hat mich schon einmal gesund gemacht. Geh nur in die Apotheke, und laß dir eine Schachtel voll von dem Thee geben, der hier auf diesem Rezepte verschrieben steht. Eile dich nur, daß du bald wieder kommst, dann kochst du mir den Thee, und bis morgen werde ich wieder gesund". Das Lämmchen, welches seine Mutter sehr liebte, war ganz voll Hoffnung und lief, was es nur laufen konnte nach der Apotheke zu. Unglücklicher Weise aber war der Apotheker auf seinen Speicher gegangen, und hatte seiner Magd gesagt, wenn Jemand käme, solle sie ihn rufen. Die Magd aber war eine garstige Näscherin und Lügnerin. Sie gedachte in der Apotheke über die Schubladen und Büchsen zu gehen und Allerlei zu naschen. Da kam ihr nun gerade das Lämmchen in den Weg. Statt also zu ihrem Herrn zu gehen und zu sagen: es ist Jemand da, welcher Thee haben will, sagte sie: „Der Herr Apotheker ist nicht zu Hause und kommt vor Abend nicht wieder." Als das Lämmchen Das hörte, weinte es und sagte: „Ach meine arme Mutter!" Die böse Magd aber nahm ihm das Rezept ab, sah hinein und sprach: Den Thee kannst du auch bei dem Kaufmanne bekommen. Das Lämmchen lief hin, aber der Kaufmann hatte keinen solchen Thee, denn der wird nur in den Apotheken verkauft. Da rieth ihm der Kaufmann, in die nächste Stadt zu gehen, wo auch eine Apotheke war und das gute Lämmchen, das sich sonst gefürchtet hatte, dachte an seine kranke Mutter und machte sich auf den Weg. So sehr es sich aber eilte, so dauerte es doch bis gegen Abend, ehe es mit seinem Thee wieder kam. Da war es aber zu spät. Die gute Mutter war immer kränker geworden, und weil sie sich auch noch um ihr Lämmchen ängstigte, hatte es ihr das Herz gebrochen; und als das Lämmchen in das Haus trat, lag sie schon im Sterben.

107. Der Fuchs auf dem Taubenschlag.

Dem Fuchs war es endlich einmal gelungen, in den Taubenschlag zu kommen, und ohne Gnade würgte er alle Täubchen, so daß der ganze Boden im Blute schwamm. Auch die Eierchen hatte er zerbrochen und aufgeleckt. Ein solcher Jammer war noch nicht erlebt worden. Als er endlich seine Blutgier gesättigt hatte, da dachte er daran, wie er sich wieder ganz unbemerkt von dem Taubenschlag wegschleichen könne. Aber so leise er auch auftrat, so war er doch bemerkt worden. Der Haushahn, welcher am früheſten im Hause aufwacht, hatte ihn gesehen, und zeigte die Sache dem Herrn an. Da dieser seine lieben Täubchen so schändlich erwürgt fand, wurde er sehr zornig, und eilte zu dem König der Thiere und verklagte den boshaften Fuchs. Der König ließ den Fuchs vor Gericht laden; aber der Fuchs leugnete Alles. Er sei gar nicht vor seine Thüre gekommen, sagte er, und der Hahn sei ein boshafter Verleumder, der ihm schon lange nicht gut gewesen, deßhalb klage derselbe ihn jetzt an. Der König ermahnte den Fuchs, die Wahrheit zu gestehen, denn wenn er lüge und auch noch dem Hahn Böses nachrede, so werde es ihm desto schlimmer ergehen. Aber der Fuchs beharrte auf seinem Leugnen. Indessen hatte der König hingeschickt und sich das Brett vor dem Taubenschlag holen lassen. Darauf waren blutige Fußtapfen sichtbar. Der Fuchs mußte seinen Fuß daneben halten, und siehe da, der Fuß paßte genau auf jene Spuren. Da sah nun das ganze Gericht, daß der Hahn die Wahrheit gesagt und der Fuchs nicht blos ein Mörder, sondern auch ein Lügner war, und er wurde zum Tode verurtheilt. Es wurde ein Galgen errichtet, der Henker knüpfte dem Fuchs einen Strick um den Hals und zog die Leiter unter ihm weg. Da konnte er nicht mehr athmen und war todt.

108. Der faule Jokel.

Ein Herr hatte einen faulen Knecht, der hieß Jokel. Als der Hafer reif war, sagte der Herr: „Jokel, nimm flugs die Sichel, geh auf den Acker und sobald du den Hafer abgeschnitten hast, kommst du wieder nach Hause.“ Aber der Jokel nahm

die Sichel, ging bis vor den Haferacker, und als er sah, daß Viel zu schneiden war, getraute er sich nicht daran, setzte sich unter einen Baum, gähnte und schlief ein. Als der Jokel gar nicht nach Hause kam, wurde es dem Herrn zu lange, und weil er keinen Menschen hatte, schickte er seinen Pudel hinaus, um den Jokel zu beißen, bis er den Hafer abgeschnitten hätte und nach Hause ginge. Aber der Pudel war so böse nicht. Da er den Jokel schlafen sah, dachte er: Der macht es gescheidt, legte sich zu dem Jokel und schlief auch ein. Nun war der Hafer nicht geschnitten, und der Jokel kam nicht nach Hause und der Pudel auch nicht. Da war der Herr noch verdrießlicher und sprach zu dem Prügel, der in der Ecke stand: „Prügel, eile dich, lauf hinaus auf den Acker und prügele den Pudel, bis er den Jokel beißt, daß dieser den Hafer schneidet, und daß ihr alle drei nach Hause kommt." Der Prügel lief hin, weil er aber den Pudel schlafen fand, so dachte er, er könne ja warten, bis dieser aufwache, und ihn dann immer noch genug prügeln. So legte er sich zu den Andern, und schlief auch. Da auch der Prügel nicht nach Hause kam, riß dem Herrn endlich die Geduld. Voll Zorn machte er sich selbst auf, und sah mit Erstaunen den Hafer noch stehen, und seine drei Abgesandten daneben liegen und schlafen. „Jetzt will ich doch einmal sehen, ob ich den Jokel nicht auf die Beine bringe," sprach er, ergriff den Prügel, prügelte damit den Pudel, der Pudel fuhr aus den Schlafe auf, und bis dem Jokel in die Beine, daß dieser au und weh schrie. Als er aber seinen Herrn erblickte, da fiel dem Jokel seine Arbeit ein. Hurtig nahm er die Sichel und machte sich an den Hafer, und ehe es Abend war, war der Acker leer und der Jokel, der Pudel und der Prügel wieder zu Hause. Da sagte der Herr: „Ein ander Mal will ich es gleich so machen.

109. Die horchenden Wölfe.

Es ist noch nicht so gar lange her, da gab es in allen Wäldern Wölfe, und wenn sie nicht genug zu fressen fanden, so vereinigten sich wohl ganze Rudel von ihnen, um gemeinschaftlich größere Thiere oder auch Menschen anzugreifen. Ein solches

Rudel hungriger Wölfe überfiel einst einen reisenden Musikanten, welcher unter einem Baume saß, und sein Frühstück zu verzehren im Begriffe stand. Man kann sich den Schrecken des armen Mannes denken, als er sich plötzlich von fünf oder sechs mordgierigen Bestien umringt sah. Da er keine Waffen hatte, und allein war, so wäre schon ein einziger Wolf hinreichend gewesen, ihn zu zerreißen; und nun war ein halbes Dutzend auf einmal da. Indessen, die Noth gibt Muth. Unser Musikant nimmt das Brod und das Fleisch, welches er eben aus seinem Ranzen geholt hatte, und wirft es dem größten Wolf vor die Füße. Das hungrige Thier macht sich sogleich darüber her, aber seine Kameraden gönnen es ihm nicht, sondern suchen es ihm zu entreißen. Darüber gibt es eine Rauferei unter den Wölfen selbst, und der arme Geigenspeiler hofft schon, seine Feinde würden ihn vielleicht verschonen. Allein den Wölfen, von denen jeder ein Schaaf verschlingen konnte, waren ein paar Bissen Brod und Fleisch nicht genug. Noch gieriger als das erste Mal sehen sie nach dem Manne hin, der unterdessen aufgestanden war. Da fällt ihm ein, seinen ledernen Ranzen mit Allem, was darin war, unter sie zu werfen. Und wirklich zerren sich die hungrigen Raubthiere mehrere Minuten lang mit dem Ranzen und den darin befindlichen Kleidungsstücken herum und verschlingen Alles bis auf den letzten Fetzen. Nun aber kehren sie sich um, und bedrohen den Musikanten zum dritten Male. Da befiehlt er seine Seele Gott, nimmt seine Geige und fängt an, den Choral zu spielen, den er schon in der Schule gelernt hatte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Und siehe, die blutgierigen Wölfe stutzen, richten die Ohren auf, und wagen nicht vorwärts zu gehen. Als Das der Geiger merkt, spielt er immer eifriger, wohl eine Stunde fort. Und die Bestien hören ihm zu, und denken nicht an ihren Hunger. Endlich rennte aus dem Dickicht ein wildes Schwein vorüber. Wie das die Wölfe erblicken, wird ihre Mordlust wieder wach. Sie jagen ihm nach, und sind bald aus den Augen des geretteten Geigers verschwunden. Dieser stürzt auf die Kniee, und dankt Gott mit heißem Gebete; und bald ist er aus dem Walde und in Sicherheit.

110. Die verkehrte Welt.

In der verkehrten Welt geht es wunderlich zu. Da stehen die Tische auf den Tellern, und die Stühle sitzen auf den Menschen, das Holz hobelt die Schreiner und der Amboß hämmert die Schmiede. Die Steine fliegen in der Luft und die Vögel kriechen auf der Erde, die Bäume strecken die Wurzeln in die Höhe und das Obst muß man aus der Erde graben. Das Wasser fließt auf die Berge hinauf und das Feuer wird aus Gläsern getrunken. Der Schnee wird im Ofen gedörrt und die Eisschollen in den Kaffee getunkt.

Aber erst in der Schule, wie geht es da zu? Die alten Leute sitzen auf den Bänken und lernen, und die Kinder haben den Stock in der Hand und lehren. Da lies't man nicht Buchstaben, sondern Aepfel und Birnen, da streut man nicht Sand auf das Papier, sondern Zucker auf Weißbrod. Wer am wenigsten lernt, der kommt auf den obersten Platz, und Wer fleißig ist, der wird mit der Ruthe gezüchtigt. Wer die Schule versäumt, der wird mit einem Groschen belohnt, und Wer am besten plaudert, dem schenkt der Lehrer einen Eierweck (Semmel).

Auch zu Hause ist es so; die Eltern gehorchen den Kindern, und das Gesinde gehorcht Niemanden. Die Knaben haben die Schlüssel zu der Speisekammer und die Mädchen zu dem Geldschrank. Und wenn die Mutter nicht genug Kuchen oder der Vater nicht genug Geld herbeischafft, werden sie von den Kindern tüchtig ausgescholten und fortgeschickt. Wenn der Knecht keine Lust zu arbeiten hat, muß das Vieh hungern, und wenn die Magd tanzen will, dann darf die Milch in das Feuer laufen und das Kehricht in der Stubenthüre liegen.

So geht es in der verkehrten Welt, und manchen Menschen gefällt es anfangs außerordentlich gut darin. Wer aber drei Tage dort war, der läuft wieder fort, und will sein Leben lang nicht wieder hinein.

111. Die Beschwerde der Raben.

Die Raben gingen hin zu dem Bürgermeister und beschwerten sich: „Herr Bürgermeister, sagten sie, es ist nicht recht, wie

man mit uns umgeht, man nimmt uns unsere Nahrung weg, wir werden Hungers sterben müssen." „Wer hat euch Unrecht gethan? fragte der Bürgermeister unwillig, der König will haben, daß Niemanden Unrecht geschieht." „Ei, sagte der älteste Rabe, früher war es viel besser, da war eine gute Zeit. Wenn Jemanden eine Kuh oder ein Pferd krepirte, so warf man es auf den Anger, da hatten wir gar keine Mühe; wir setzten uns alle zusammen, und ließen uns das Aas gut schmecken. Aber jetzt, du lieber Gott, da vergräbt der Wasenmeister das gefallene Vieh, das doch uns gehört, vier Fuß tief in die Erde, und wir haben das Zusehen. Und die Bauern machen es ihm nach. Wenn eine Katze oder ein Huhn umkommt, so lassen sie es nicht im Hofe oder im Garten liegen, sondern vergraben es auch in die Erde und so kommt es, daß wir armen Leute Nichts mehr zu leben haben. Deßhalb bitten wir, Herr Bürgermeister, daß es wieder gehalten werde, wie vordem." „So? antwortete jetzt der Bürgermeister, ist das eure Klage? Das ist etwas Anderes. Ihr seid Faullenzer, Tagediebe, sonst würdet ihr nicht begehren, daß man euch das Aas hinwerfe, welches allen anderen Leuten die Luft verpestet. Wir sind froh, daß der alte Unflath einmal abgeschafft ist, und ihr wollt ihn wieder einführen, weil euch Das bequemer wäre. Könnt ihr nicht Mäuse fangen im Felde, so viel ihr wollt? werden nicht täglich Engerlinge genug vor euren Augen ausgeackert? Man würde es euch danken, wenn ihr das Ungeziefer wegfräßet, und würde euch im Winter gern eine Hanvoll Futter auf die Straße werfen. Wenn ihr aber dazu zu faul seid, so geht hin und leidet Hunger."

Da zogen sie demüthig ab, sind aber seitdem doch nicht Hungers gestorben.

112. Die Stufenleiter.

Eine Fliege saß behaglich auf einem Baume im Sonnenschein und dachte an nichts Arges, da kommt ein Spatz herbeigehüpft, faßt sie an den Beinen, und ist eben im Begriffe sie ganz zu verschlucken. In ihrer Noth schreit die arme Fliege: „Ach lieber Herr Sperling, laß mich doch leben, ich habe ja nichts Uebles

begangen". Der Spatz aber läßt sich nicht rühren, sondern verschlingt sie mit den Worten:

„Das ist nicht anders, du bist mein,
Denn ich bin groß und du bist klein."

Aber kaum hatte er ausgesprochen, so wird der Spatz selbst von einem Paar Krallen gepackt. Es war der Sperber, welcher ihn hatte sitzen sehen, und aus der Luft auf ihn herabgestoßen war. Jetzt war die Reihe an dem Spätzlein, gute Worte zu geben. „Schenke mir doch das Leben, rief es, ich habe dir ja Nichts zu Leide gethan." „Das kann Nichts helfen, antwortete der Sperber, indem er ihm den Kopf abbiß: „Es ist nicht anders, du bist mein, denn ich bin groß und du bist klein." Doch auch der Sperber konnte sich nicht lange seines Sieges freuen. Ein Adler mit noch krummerem Schnabel und stärkeren Krallen stürzte auf ihn herab. Da half kein Widerstand und kein Flehen, der König der Vögel antwortete dem zerfleischten Sperber mit denselben Worten, wie dieser früher dem Sperling: „Es ist nicht anders, du bist mein, denn ich bin groß und du bist klein."

Allein der Adler war auch noch nicht der Stärkste. Ehe er es sich versah, flog ihm eine Kugel durch die Brust, welche der Jäger auf ihn abgeschossen hatte. Wehren konnte er sich nicht, aber er beschwerte sich doch, daß der Jäger ihn ohne Ursache todt schieße. Doch der Jäger wußte dasselbe Sprüchlein, welches auch die andern gesagt hatten: „Es ist nicht anders, du bist mein, denn ich bin groß und du bist klein."

Da war die Geschichte zu Ende, denn der Mensch ist das mächtigste und klügste Geschöpf auf Erden. Die Menschen hingegen sollen sich untereinander nicht morden und überwältigen. Denn der liebe Gott, welcher viel mächtiger ist als Alle, ist auch gütiger als Alle, und hat kein Wohlgefallen daran, wenn ein Mensch umkommt.

113. Till Eulenspiegel.

Der Eulenspiegel, welcher mit dem Vornamen Till hieß, war ein gar närrischer Mensch. Er lachte mehr, als er weinte,

und machte tausend possierliche, oft auch verkehrte Streiche. Doch hatte Jedermann den närrischen Kauz gern.

Einst machte Eulenspiegel eine Reise durch ein großes Gebirg und hatte noch zahlreiche Reisegesellschaft. Wenn es nun einen Berg hinan ging, dann keuchten und krächzten die Andern und sprachen: „Ach, wenn wir doch nur droben wären!" Der Eulenspiegel aber machte es gerade umgekehrt, er sang und sprang und jubelte den Berg hinauf, als wenn ihm das größeste Glück widerfahren wäre. Sobald sie aber oben auf dem Gipfel des Berges angelangt waren und man sich ein wenig ausgeruht hatte, da änderte sich auf einmal die Sache. Eulenspiegel machte ein betrübtes Gesicht, während die Uebrigen lachten und sich freuten und je weiter bergabwärts, desto ärger. Der Eulenspiegel sah aus, als wenn ihm die Hühner das Brod weggepickt hätten, die Uebrigen liefen und lärmten, als wenn sie Geld gefunden hätten. Sobald die Gesellschaft unten war, drehte sich Alles wieder um; der Eulenspiegel machte ein heiteres, die Andern sauere Gesichter. Da fragte endlich einer den Eulenspiegel: „Wie ist es aber möglich, daß du immer ganz anders aussiehst, als die übrige Gesellschaft, es ist doch weit lustiger, einen Berg hinab, als einen hinauf zu gehen." „O, sagte Eulenspiegel, meine Gedanken sind anders. Wenn ich den Berg hinauf gehe, dann stelle ich mir schon das Vergnügen vor, oben zu sein und die Beschwerlichkeit überwunden zu haben, und die schöne Aussicht, welche man droben hat; auch denke ich immer: das ist nun gewiß der letzte Berg, der erstiegen werden muß. Geht es aber herunterzu, ja dann sehe ich auch schon, daß noch ein neuer Berg vor uns liegt, welcher doch auch noch erklimmt werden muß, und das verdirbt mir den Spaß. Aber wenn wir einmal auf der letzten Höhe stehen und keinen neuen Berg vor uns erblicken, dann will ich lustiger sein als alle Anderen.

Ein andermal begegnete Eulenspiegel einem Fuhrmanne, der auf einem steinigen und holprigen Wege darauf losfuhr, als wenn das Pferd einen Batzen gölte. Indem er an Eulenspiegel vorüberfuhr, hielt er ein wenig an und rief diesem zu: „He, Landsmann, werde ich heute Abend wohl noch die Stadt er-

reichen?" Meister Till setzte sein Käppchen zurecht und antwortete ganz ernsthaft: O ja, Fuhrmann, wenn ihr langsam fahrt." Der Fuhrmann, welcher die Antwort nicht begriff, schalt den Eulenspiegel einen dummen Narren, that einen derben Fluch, und hieb mit der Peitsche so gewaltig auf seine armen Pferde, daß diese, trotz des schlechten Weges im Galopp weiter liefen. Als aber Eulenspiegel gegen Abend in die Nähe der Stadt kam, siehe da lag der Fuhrmann mit zerbrochenem Wagen auf der Straße, und rief ihn an, ihm doch zu helfen, daß er seinen Wagen wieder in Stand setzen könne. Dazu war Eulenspiegel bereit, aber er hielt doch auch dem tollen Fuhrmann vor, daß er an seinem Unglück selbst schuld sei. Sagte ich es Euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß Ihr langsam fahren müßtet, wenn Ihr noch in die Stadt kommen wolltet? Denn das Sprüchwort sagt: Eile mit Weile, und in der Bibel steht: Zum Laufen hilft nicht schnell sein."

114. Der grüne Esel.

Till Eulenspiegel kam einmal auf den Einfall, einen Esel grün zu färben. Der ganze Esel ward grasgrün angestrichen, nur die Beine nicht, diese erhielten eine rothe Farbe. Ihr könnt euch denken, wie herrlich das Langohr in diesem Putze ausgesehen haben mag. Eulenspiegel setzte sich nun auf sein Eselein und ritt durch die Stadt. Da gab es ein Gelächter und ein Spektakel; die Kinder liefen dem grünen Esel nach, die Erwachsenen drängten sich an die Fenster, man stieß und zerrte sich sogar um den besten Platz, um das Wunderthier zu sehen. In der ganzen Stadt sprach man von Nichts mehr als von dem grünen Esel, man stritt sich darüber, woher er wohl stamme, ob aus Afrika oder aus Amerika; den kleinen Kindern sang man nicht mehr von dem Lämmchen und von dem schwarzen Schafe vor, sondern von dem grünen Esel. So dauerte es drei Tage, an denen Eulenspiegel jedes Mal am Mittage die Stadt durchritt. Am vierten Tage nahm die Neugierde schon ab, und mancher Mann blieb an seiner Arbeit sitzen, statt dem bunten Esel nachzulaufen. Am fünften Tage wurde es noch stiller auf der

Straße, und einige Väter sprachen zu ihren Kindern: „Ihr könntet wohl etwas Klügeres thun, als dem Narren und dem Esel nachzulaufen“ Als Eulenspiegel merkte, daß die Neugierde sich verloren hatte, da sprach er zu seinem Esel: „Jetzt komm, ich will dich abwaschen, daß du wieder ein Grauschimmel wirst, wie du früher warst. Du hast deine Sache gut gemacht, denn wir sind berühmt geworden. Wenn du aber noch länger durch die Straßen gehst, so wirst du deinen Ruhm verlieren und ich desgleichen. Denn der Ruhm, den Jemand durch seine Kleider gewinnt, dauert nicht lange, und über Diejenigen, welche sich gar zu sehr putzen, wird zuletzt gespottet.“

115. Brüderchen und Schwesterchen.

Vater und Mutter waren gestorben, da hatten Brüderchen und Schwesterchen Niemanden mehr, der sich ihrer annahm, als den lieben Gott. Und sie wanderten zusammen in die weite Welt, und hofften ihr Brod zu verdienen. Als sie eine Strecke gegangen waren, da kamen sie an ein Bächlein. Das Brüderchen wollte darüber springen, aber das Schwesterchen getraute nicht und sagte: „Ach liebes Brüderchen, laß mich nicht allein zurück. Komm, wir wollen den Steg suchen, dann kann ich bei dir bleiben.“ Das Brüderchen gab nach, und sie kamen glücklich über den Steg. Darnach kamen sie an einen breiten Fluß, da sahen sie einen Nachen stehen mit Rudern. Das Brüderchen sprang sogleich hinein, und rief dem Schwesterchen zu, es möge auch kommen, aber dieses wollte nicht. Mit Thränen in den Augen sprach es: „Brüderchen, das Wasser ist groß, und der Nachen ist klein, du verstehst es nicht, ihn zu regieren, und da werden wir fortgetrieben werden, und in das Wasser fallen. Aber das Brüderchen war diesmal eigensinnig, und das Schwesterchen gab nach, und setzte sich in den Nachen. Aber als sie mitten auf den Strom kamen, da konnte das Brüderchen nicht mehr rudern, denn sein Arm war noch zu schwach, und er hatte es auch nicht gelernt, wie ein Schifferknabe. Da weinte das Schwesterchen, und das Brüderchen weinte mit, denn die Gefahr war groß. Und das Brüderchen sagte: „Ach, nun bin ich schuld,

daß du im Wasser umkommst; wäre ich doch allein in dem Nachen." Das Schwesterchen aber tröstete ihn und sagte: „Laß dir es um meinetwillen nicht bange sein, ich sterbe gerne mit dir. Wen hätte ich denn noch auf der Welt, wenn du gestorben wärest! Und vielleicht schickt uns der liebe Gott ja doch noch Hülfe." Und sie warfen sich zusammen auf die Kniee und beteten laut. Unterdessen war das kleine Schiffchen, worin sie saßen, den Fluß hinunter geschwommen bis an das Meer, und noch war keine Hülfe gekommen. Auf einmal sagte ein Schiffer, der auf einem großen Schiffe in dem Meere fuhr: „Was kommt denn da für ein kleiner Nachen geschwommen? der sieht ja auf dem großen Meere aus, wie eine Nußschale. Und es sind sogar zwei Kinder darin. Ich sehe, sie liegen auf den Knieen und beten. Das müssen fromme Kinder sein." Und sogleich befahl er seinen Knechten, den Nachen herbeizuführen, und als Dies geschehen war, ließ er sie in sein großes Schiff steigen, und erkundigte sich: Wer sie wären? und woher sie kämen? Als ihm Brüderchen und Schwesterchen Alles erzählt hatten, sagte er: „Ich sehe, der liebe Gott hat euch zu mir geschickt. Ich will euch mitnehmen über das Meer in mein Land. Da sollt ihr bei mir wohnen, und es gut haben euer Leben lang. Wollt ihr mit mir gehen?" Und sie faßten Zutrauen zu dem Manne und sagten: „Ja, wir wollen deine Kinder sein, wenn du unser Vater sein willst." Und sie blieben bei ihm und wurden seine Kinder.

116. Der Tolpatsch.

In einem Dorfe auf dem Schwarzwalde lebte ein junger Bauernbursche, dessen Taufname zwar Aloys war, den man aber allgemein nur unter dem Namen der Tolpatsch kannte. Das kam daher, weil er Alles, was er machte, ungeschickt anfing, und Alles, was ihm in die Hände kam, zerbrach oder verdarb. Der Tolpatsch war gutmüthig, gefällig, aber mit seiner Gutmüthigkeit und Gefälligkeit stellte er lauter Unheil an. War das Unglück geschehen, so war es ihm leid, er weinte, er wollte es wieder gut machen, aber er machte es oft nur ärger.

Als Knabe sah er einmal die Katze nach den Milchtöpfen

schleichen, welche auf der Bank in der Wohnstube standen, und dachte: Aha, diesmal erwische ich den Milchdieb! Er nahm sich also einen tüchtigen Prügel, und stellte sich hinter die Thüre; und als die Katze nun wirklich einen Deckel zurückschob, und an dem Rahm zu lecken anfing, sprang unser Tolpatsch hervor, und hieb so gewaltig auf die Spitzbübin, daß drei Milchtöpfe auf einmal in Scherben gingen, und die Milch den ganzen Fußboden überströmte. Aber das war noch nicht Alles. Die Katze hatte sich in ihrem Schrecken auf den Schrank geflüchtet, und der Tolpatsch, welchem es nun nicht minder bange war als der Katze, glaubte nichts Besseres thun zu können, als wenn er noch weiter auf sie losschlüge. Die Katze konnte sich nicht helfen, und sprang endlich in ihrer Verzweiflung durch eine Fensterscheibe hindurch auf die Straße. Heulend und schimpfend lief ihr der Tolpatsch nach. Aber der Schaden war geschehen, und seine arme Mutter mußte die Scheibe wieder machen lassen. Nicht besser machte er es, wenn er in den Hühnerstall geschickt wurde, um Eier aus den Nestern zu nehmen. Selten ging es ab, ohne daß er eins zerbrach, ja einmal hatte er selbst ein junges Hühnchen, das vor seinen Füßen herlief, todt getreten.

Wollte ihn seine Mutter ausschicken und sagte: Aloys, geh einmal hin und hole . . . . so war der gefällige Tolpatsch schon der Thüre draußen, ohne daß er gehört hatte, Was er holen sollte. Nachdem er einige Zeit athemlos gelaufen war, fiel ihm erst ein, daß er die Hauptsache nicht wisse, und beschämt kam er in die Stube zurück, um darnach zu fragen.

Einst sah er sein Schwesterchen an dem Bache stehen und weinen, weil es nicht hinüber konnte. In zwei Sätzen war der Tolpatsch da, packte das Kind, hob es in die Höhe und sprang mit solcher Gewalt in das Wasser hinein, daß es ihnen beiden über dem Kopfe zusammenspritzte und das Kind von Kopf bis zu Fuße anders angezogen werden mußte.

So könnte man noch hundert Streiche erzählen, wodurch er bald sich, bald Anderen Schaden und Verdruß verursachte. Doch als endlich der Verstand kam, wurde es besser. Er selbst sah ein, daß er sich anders gewöhnen müsse, wenn er in der

Welt fortkommen wolle. Deßhalb ging er freiwillig unter die Soldaten, und nach mancher sauren Anstrengung konnte er so gut exerzieren als jeder Andere. Jetzt ist er indessen nach Amerika ausgewandert, und es geht ihm recht gut.

117. Der Hexenmeister.

Es war einmal ein Hexenmeister — wenigstens nannten ihn die Bauern so — dem gerieth Alles, was er anfing. Im ganzen Feld hatte er die schönste Frucht, und wenn alle anderen Wiesen dürre waren, so wuchs auf den seinigen Heu die Fülle. Seine Hühner legten alle Tage Eier, und seine Kühe gaben ganze Eimer voll Milch. Und wenn es an das Verkaufen kam, so wollten die Leute in der Stadt von des Hexenmeisters Butter und Käsen haben, und gaben lieber einen Kreuzer mehr. Eben so die Bäcker, wenn sein Weizen ausgedroschen war, oder die Metzger (Fleischer), wenn er ein fettes Schwein zu verkaufen hatte. Kurz alle Leute sagten: Es geht nicht mit rechten Dingen zu, er ist ein Hexenmeister.

Aber der Hexenmeister kehrte sich nicht an die Leute. Er stand alle Morgen zuerst im Dorfe auf, und ging zuletzt zu Bette. Wo seine Tagelöhner arbeiteten, da sah er nach, und wenn sie es nicht recht machten, so zeigte er es ihnen. In seinem Stall sah es aus, als wenn darin getanzt werden sollte, so rein war Alles. Was in die Miststätte gehörte, das lag darin, nicht aber im Stalle oder in dem Hofe. Dem Knecht und der Magd wollte es anfangs nicht bei dem Hexenmeister gefallen, weil er Alles nachsah, und sie immer tadelte, wenn sie es nicht recht machten, da sie aber satt zu essen bekamen, und zu rechter Zeit ihren Feierabend und Ruhetag hatten, und außerdem einen schönen Lohn erhielten, so blieben sie doch bei ihm, und ließen es sich gefallen.

Die Bauern aber ärgerten sich über den Hexenmeister, und thaten ihm gern einen Schabernack. Wer vorüberging, warf ihm einen Stein in den Garten. Was that der Hexenmeister? Er las die Steine zusammen und besserte damit den schlechten Weg aus, so daß er nun leichter in seinen Garten fuhr, als

vorher. Da hörten sie auf Steine hineinzuwerfen. Als aber der Hexentag, der erste Mai, kam, da legten sie Besen kreuzweise vor seine Thür, und bildeten sich ein, nun werde der Hexenmeister nicht herauszugehen im Stande sein. Allein sie hatten sich wieder geirrt. Der Hexenmeister kam, nahm die Besen, legte sie auf ein Klotz und zerhieb sie mit der Axt. Bei diesem Reisig kochte er seinen Kaffee und lachte die dummen Bauern aus.

Zuletzt lernten die Bauern doch auch, daß es keine Hexerei ist, seine Felder in gutem Stande zu halten, schönes und gesundes Vieh zu erziehen und für Alles Käufer zu finden, sondern daß durch Fleiß und Ordnung Jeder ein solcher Hexenmeister werden kann.

118. Die Sperlinge unter dem Hute.

Ein ziemlich großer Bauernjunge, Namens Michel, hatte Spatzen gefangen; und weil er nicht wußte, wohin damit, so that er sie in seinen Hut, und stülpte diesen so auf den Kopf. Man kann denken, was das für ein Getümmel auf dem Kopfe war. Nun begegnete ihm ein Fremder, der grüßte ihn freundlich und sprach ihn an: „Guter Freund wo geht der Weg hinaus?“ Weil aber der Michel die Spatzen auf dem Kopfe hatte, so dachte er: Was geht dich der Fremde an? ließ seinen Hut sitzen, und gab gar keine Antwort. Der Fremde sagte zu sich selbst: Hier müssen grobe Leute wohnen, und ließ den Michel weiter ziehen. Jetzt begegnete ihm der Amtmann, den pflegten alle Leute zu grüßen, der Michel that es aber nicht, einmal weil er die Spatzen unter dem Hute hatte, und zweitens weil er ein Grobian von Haus aus war. Der Amtmann aber sagte zu dem Gerichtsdiener mit dem rothen Kragen, welcher hinter ihm her ging: „Sieh doch einmal, ob dem Burschen dort der Hut angeleimt ist?“ Der Gerichtsdiener ging hin und sprach: „Hör' einmal, Michel, der Herr Amtmann möchte einmal sehen, wie dein Hut inwendig aussieht. Flugs zieh ihn ab!“ Der Michel aber zögerte immer noch, und wußte nicht, wie er es machen sollte. Da riß ihm der Gerichtsdiener den Hut herunter, und brr flogen die Spatzen heraus nach allen Ecken und Enden. Da

mußte der Amtmann lachen, und alle Leute lachten mit. Der Michel aber hieß von der Stunde an der Spatzenmichel, und wenn Einer seinen Hut oder seine Kappe vor Fremden nicht abzieht, so sagt man noch heutigen Tages: „Der hat gewiß Spatzen unter dem Hute.

119. Tagedieb und Siebenschläfer.

Der Tagedieb und der Siebenschläfer waren Nachbarn. Als der Tagedieb einst sein erstes Pfeifchen geraucht und den fleißigen Leuten zugesehen hatte, wie sie an die Arbeit gingen, da kam auch der Siebenschläfer an das Fenster, streckte seinen Kopf mit einer gewaltigen Schlafmütze heraus, und gähnte. Der Tagedieb rief hierüber: „Guten Morgen, Herr Nachbar! ausgeschlafen?" Und der Siebenschläfer gähnte noch einmal und antwortete: „Nicht so recht. Die Kinder haben mich geweckt, als sie in die Schule gingen. Ich wünschte, es wäre gar keine Schule, die macht doch nur Störung im Dorfe". Der Tagedieb gab ihm Recht und sagte: „Ich bin auch mein Lebenlang nicht gern in die Schule gegangen. Sie ist doch eigentlich nur da, um die Leute zu plagen. Ich bin groß geworden, ohne Viel gelernt zu haben und wenn ich im Wirthshause sitze, kann ich so gut mitsprechen als Einer". „Das ist wahr, Herr Nachbar, sagte der Siebenschläfer, ich war auch immer lieber im Bette als in der Schule. Aber heutigen Tages läßt man den Kindern gar keine Ruhe mehr, und straft sogar die Eltern, wenn die Kinder die Schule versäumen. Ich weiß nicht, Was daraus noch werden soll."

Als die Zwei so sprachen, da klopfte der Gerichtsdiener an das Haus des Tagediebs und rief: „Mache auf, hier ist ein Befehl." Der Tagedieb erschrack, denn in dem Befehl stand: wenn er seine Schulden nicht in Zeit von drei Wochen bezahle, so solle ihm Haus und Hof verkauft werden. Er lief also schnell zu seinem Nachbar Siebenschläfer, mit welchem er eben erst jene Unterredung geführt hatte. „Nachbar," rief er, „um Gotteswillen helft mir! ich muß ja sonst von Haus und Hof." Der Siebenschläfer gähnte noch einmal und erwiederte dann: „Ja helfen?

Das wollte ich wohl gerne, aber ich kann nicht. Das Geld ist so rar, und wenn ich meine, ich hätte ein paar Thaler, so sind sie schon wieder fort. Wenn es nicht so weit wäre, ich ginge selbst nach Amerika." Als der Tagedieb von Amerika hörte, fiel ihm ein, dahin könne er auch gehen, und er redete dem Nachbar zu, sie wollten zusammen auswandern. Denn er meinte, dort brauche man Nichts zu arbeiten und habe doch satt zu essen. Und weil der Siebenschläfer glaubte, in Amerika brauche man nicht frühe aufzustehen und werde doch fertig, so war er es endlich zufrieden.

Da zogen die Zwei, der Tagedieb und der Siebenschläfer nach Amerika. Als sie aber dorthin kamen, wurde ihnen gesagt: Hier können wir keinen Tagedieb und keinen Siebenschläfer brauchen; zieht weiter! Aber sie konnten nicht weiter ziehen, denn sie hatten kein Geld dazu. Da sah es übel aus. Zuletzt erbarmte sich ihrer ein Mann, und nahm sie als Tagelöhner an. Allein der Tagedieb durfte kein Morgenpfeifchen mehr rauchen, und der Siebenschläfer nicht mehr den Kopf mit der Nachtmütze aus dem Fenster strecken. Und sie wären nun froh gewesen, wenn sie in der Schule etwas Mehr gelernt hätten. Denn dann hätte ihr Brodherr sie noch zu etwas Anderem brauchen können, als blos seinen Mist aufzuladen und seine Säue zu hüten.

120. Der Röhrbrunnen.

In der Stadt stand ein Röhrbrunnen mitten auf dem Markte. Er war von schön ausgehauenen Steinen, und seine vier Röhren waren eisern. Das Wasser welches aus denselben floß, war so klar, so klar wie Spiegelglas und zum Kochen eben so gut, wie zum Trinken. Deßhalb kamen alle Leute mit ihren Krügen, Zübern und Eimern zu dem Brunnen, und er versorgte sie alle reichlich mit Wasser. Aber einen reichen Mann verdroß es, daß die Armen von dem nämlichen Wasser tranken, als er, und daß ihnen der Brunnen gerade so gern Wasser gab als den Reichen. Deßhalb sprach er zu dem Brunnen: „Warum bist du denn so thöricht, und gibst allen Leuten von deinem Wasser, auch den

Zerlumpten und Bettlern? Wenn du es mir allein geben und die Andern fortjagen willst, so will ich deine Spitze vergolden und ein eisernes Gitter mit einem silbernen Schlüssel um dich her machen lassen. Aber das Gesindel muß wegbleiben." Da wurde der Brunnen unwillig über den reichen Mann und antwortete: „Habe ich nicht Wasser genug für alle Leute? Warum sollte ich mich denn vor den Armen verschließen? Der liebe Gott hat ja das Wasser für Alle geschaffen, und läßt für Alle regnen. Ich will dein Gold nicht, und wenn du von dem Wasser der Armen nicht trinken willst, so trinke meinetwegen Wein. Ich aber werde es machen wie bisher und werde mich freuen, wenn recht viele Armen ihren Durst bei mir löschen."

121. Die Kinder in der Freiheit.

Die Kinder wollten einmal leben wie die großen Leute, und die Eltern erlaubten es ihnen für einen Tag, und reisten fort. Was geschah? Des Morgens, als es Zeit zum Aufstehen war, verschliefen die meisten Kinder, weil sie gewohnt waren sich wecken zu lassen. Da waren sie übler Laune und murrten schon, ehe sie noch den Tag angefangen hatten. Als es an das Frühstück ging, zankten sie sich schon, denn jedes wollte den Rahm von der Milch haben. Auch mit dem Brode ging es nicht in Einigkeit her, denn ein jedes schnitt sich selbst sein Stück ab, aber das eine schnitt das Stück zu dünn, das andere zu dick, das dritte wollte das Krustenstück haben, und das vierte wollte es ihm nicht lassen. Das jüngste schnitt sich sogar in die Hand, und es mußte Zunder und Spinnwebe gesucht werden, um das Blut zu stillen. Als Dies vorüber war, sollte es in den Garten gehen. Doch man war schon wieder nicht einig, denn die Knaben wollten lieber auf die Straße laufen. Allein weder zum Gehen in den Garten noch auf die Straße war der Anzug geordnet. Das eine der Kinder konnte die Schuhe nicht anziehen, das andere die Strümpfe nicht binden, wieder eines sein Kleid nicht zustecken, und Wen es darum ansprach, der wollte ihm nicht helfen. Da war wieder Noth in allen Ecken. Zuletzt liefen die

meisten ungewaschen und ungekämmt und in verkehrtem Anzuge fort. Doch auch in dem Garten that es nicht lange gut. Weil sie leben wollten wie die großen Leute, so glaubten sie, sie dürften auch unreifes Obst essen, sobald es ihnen gefiele. So geschah es denn, daß einige naschhaften Kinder sich den Magen mit halbreifen Pflaumen überfüllten, und noch vor Mittag heftige Leibschmerzen fühlten, und sich ins Bette legen mußten. Die auf der Gasse fingen zwar an zu spielen. Aber das Spiel artete in Unfug aus, sie warfen sich mit Steinen und trafen in ein Fenster, ja einer wurde sogar am Kopfe verwundet. Da hatte das Spiel auch ein betrübtes Ende. Noch schlimmer ging es dem größesten unter allen Knaben. Dieser nahm seines Vaters Tabackspfeife, stopfte sie sich, und fing an zu rauchen. Anfangs bewunderten ihn die übrigen, und er dünkte sich etwas Rechtes zu sein. Aber bald schnitt er traurige Gesichter, denn ihm wurde so weh, daß er sich erbrechen mußte. Da warf er die Pfeife weg und legte sich auf die Bank, und mochte die Welt nicht ansehen.

Als es Mittag war, waren nur wenige Kinder übrig, die sich an den Tisch setzen konnten, den meisten war der Appetit schon zum Voraus vergangen. Die wenigen aber wollten es sich einmal besonders gut schmecken lassen, denn sie durften ja essen, Was und Wieviel sie wollten. Suppe wollte keines, Gemüse auch nicht, sondern Feisch und Pfannkuchen. Aber es war Niemand da, der vorschneiden konnte. Da jedes zuerst und am meisten haben wollte, so rissen sie sich um das Fleisch wie die Hunde, und die Pfannkuchen fielen sammt der Schüssel auf die Erde. Zuletzt war jedes froh, wenn es nur satt wurde, und die zerbrochene Schüssel und das beschmutzte Tischtuch war ihnen so ärgerlich, daß sie lieber trockenes Brod gegessen hätten.

Ach, sagten endlich alle, wenn doch unsere Eltern wieder da wären. Es ist doch gar keine Freude, wenn sie abwesend sind. Zum Glücke kamen die Eltern bald wieder, denn es hatte ihnen geahnt, daß es zu Hause schlimm gehen würde. Die Kinder aber haben seitdem nicht wieder begehrt, wie die großen Leute zu leben.

122. Der Grimm des Winters.

Der Winter hatte sich einmal vorgenommen, alle Menschen und alle Thiere auf der Erde auszurotten. Deßhalb kam er mit einer so grimmigen Kälte, daß alle Flüsse und alle Seen mit dickem Eise belegt wurden. Das ganze Feld war von tiefem Schnee bedeckt und die Fensterscheiben waren jeden Morgen mit so dicken Eisblumen überzogen, daß sie den ganzen Tag nicht aufthauen konnten. Allein der Winter hatte sich doch ein wenig verrechnet. Zwar ging es den armen Vögelchen gar übel, weil sie wegen des hohen Schnees draußen nichts zu fressen fanden, allein sie kamen in die Städte und Dörfer und es streute ihnen gar manches mitleidige Kind einige Körnchen und Brodkrümchen hin, so daß die meisten leben blieben. Auch waren schon vorher große Schaaren von Zugvögeln in wärmere Länder gewandert, wo der Winter nicht viel ausrichten kann. Auch die übrigen Thiere erfroren nicht. Der liebe Gott hatte ihnen einen dickeren Pelz wachsen lassen, und die Hasen und Rehe scharrten sich einiges Kraut und einige Knospen unter dem Schnee heraus, so daß sie zwar ein wenig Hunger litten, aber doch nicht umkamen. Die Hausthiere aber standen in warmen Ställen, deren Thüren und Fenster mit Stroh verwahrt waren. Und da ihnen alle Tage Heu und Hafer in die Krippe gebracht wurde, so hielten sie es aus, und erfroren nicht. Die Menschen aber hatten sich eiserne Oefen verfertigt, und machten Feuer hinein. Je ärger es der Winter mit seinem Froste machte, desto mehr Holz und Torf und Steinkohlen brannten sie in dem Ofen. Und wenn schon das Trinkwasser in die Wohnstube gebracht werden mußte, damit es nicht zu einem Eisklumpen gefror, und obgleich hier und da Einer einen Finger, oder gar die Nase erfror, so blieben doch die Menschen am Leben, und holten sich aus dem Keller ihre Nahrung, wie zuvor. Da merkte der Winter, daß er nicht Kraft genug besaß, die Thiere zu vertilgen, weil der liebe Gott für sie gesorgt hatte, und eben so wenig die Menschen, weil diese Vernunft genug haben, um sich vor dem Grimm des Winters zu schützen. Da ließ er nach, und die Sonne besiegte ihn alle Tage mehr, und bald sangen die Vögel wieder, und die

Wiesen wurden grün, und die Menschen brauchten sogar den Ofen nicht mehr zu heizen.

123. Der Habenichts.

Vor vielen hundert Jahren lebte der Ritter Walter von Habenichts. Von diesem stammt die große Familie der Habenichtse ab, welche in der ganzen Welt zerstreut ist. Ganz nahe verwandt mit dieser Familie sind die Taugenichtse; mancher junge Habenichts wird ein alter Taugenichts und mancher junge Taugenichts wird ein alter Habenichts. Hört nur einige Geschichten von den Habenichtsen.

Ein junger Habenichts von sieben Jahren erhielt wie seine übrigen Geschwister eine Sparbüchse zum Geschenk. Dabei versprach ihnen der Vater, so oft ein Kind ungeheißen etwas Nützliches im Hause verrichtete, ihm einen Kreuzer zu geben. Mit diesen Kreuzern sollten sie die Sparbüchse füllen, und wenn Jahrmarkt wäre, dürfte sich jedes nach seinem Belieben Etwas kaufen. Da waren die Kinder voll Freude und Eifer, jedes gab acht, ob es Nichts zu thun gebe, was den Eltern nützen könne. Das eine fand hier und da altes Eisen, sammelte es, und brachte es dem Vater; das andere schüttelte die Maikäfer von den Bäumen, warf sie in einen Topf und übergab ihn dem Vater, daß sie getödet würden. Ein Mädchen strickte noch einmal Soviel an ihrem Strumpf als ihr aufgegeben war, ein anderes füllte die Gießkannen und begoß die Pflanzen im Garten und das Tuch auf der Bleiche. Alle verdienten sich manchen Kreuzer; nur dem Habenichts wollte Nichts einfallen, was er Nützliches thun könnte. Wenn er wirklich Etwas anfing, so brachte er es nicht bis zu Ende. Endlich erbarmte sich doch einmal die Mutter über ihn, und schenkte ihm drei Kreuzer. Aber kaum hörte er diese in seiner Sparbüchse klappern, so machte er auch schon tausend Anschläge, das Geld auszugeben. Ehe der Jahrmarkt kam, hatte er den einen Kreuzer vernascht, für den zweiten steinerne Spielkügelchen gekauft, und diese sogleich verspielt, den dritten hatte er gar aus seiner löcherigen Tasche verloren. Als der Markttag kam und die anderen sich schöne Waaren kauften,

hatte er allein Nichts. Er war und blieb sein Leben lang der Habenichts.

Ein alter Habenichts mußte betteln gehen, obgleich er früher Haus und Hof und Feld und Vieh besessen hatte, so gut wie irgend Einer. Auch war ihm sein Haus nicht abgebrannt, sein Feld nicht überschwemmt worden, sein Vieh nicht an der Viehseuche gestorben. Sondern der Herr Habenichts war auch ein Taugenichts. Er hatte nicht gearbeitet, sondern viel geschlafen, viel im Wirthshause gesessen, viel gegessen, viel getrunken, viel gespielt. So war es gekommen, daß er einen Acker nach dem andern, ein Stück Vieh nach dem andern verkaufen mußte, und daß zuletzt sein Haus von dem Gericht versteigert wurde. Als er gar Nichts mehr hatte, da wurde er ein Bettler, und durchzieht nun mit dem Stock und dem Bettelsack das Land. Allein oft muß der Habenichts Hunger leiden, weil die Leute sagen: „Du bist ja noch gesund und stark. Warum arbeitest du nicht?" Aber das hilft nun Nichts mehr, denn Wer in seiner Jugend nicht arbeiten und sparen gelernt hat, der lernt es im Alter nicht mehr. Darauf haben die Leute auch zwei Sprüchwörter gemacht. Das eine lautet: Jung gewohnt, alt gethan, frühe fang das Gute an. Das andere heißt: Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr.

124. Die blinde Ratte.

Unter allen Thieren, die sich in der Nähe des Menschen aufhalten, ist kaum eins so wenig beliebt, als die Ratte. Und doch haben die Ratten ihre guten Eigenschaften. Ein gelehrter Mann, welcher gewohnt war, Alles, was er sah, recht genau zu beobachten, erzählt uns folgende Geschichte.

„Ich befand mich nicht recht wohl, und blieb deßhalb des Morgens eine Stunde länger im Bette als gewöhnlich, indem ich mich mit Lesen unterhielt. Auf einmal höre ich Etwas in der Ecke meinem Bette gegenüber rascheln. Ich blicke hin, und sehe eine junge Ratte, und dann noch eine aus einem Loche hervorkommen. Erst schritten sie ganz vorsichtig weiter, und sahen sich mit ihren glänzenden Augen nach allen Seiten um. Als sie

sich sicher glaubten, liefen sie in dem Zimmer umher, und suchten, ob sie etwas Eßbares fänden. Es lagen wirklich Brod- und Weckkrumen umher, und ich erwartete, daß sie diese vor meinen Augen verzehren würden. Allein Dies geschah nicht, vielmehr liefen sie eifrig in ihre Höhle zurück. Ich dachte anfangs, sie hätten mich bemerkt, und wären deßhalb entflohen, allein auch hierin hatte ich mich getäuscht. Nach wenigen Augenblicken kamen sie wieder, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer viel größeren und offenbar alten Ratte, welche sie durch Stoßen und Ziehen aus dem Loche und an den Platz brachten, wo die Krumen lagen. Ich wußte gar nicht, was Dies bedeuten sollte, bis ich endlich bemerkte, daß die alte Ratte blind war. Denn ich sah, daß sie nach den Krumen hin tastete, bis sie eine erreichte, und da ihr auch das Laufen beschwerlich zu werden schien, so brachten ihr die Jungen die Bröckchen ganz in die Nähe, ohne selbst das Geringste davon zu fressen. Ich hätte gern von meinem Frühstücke, das vor mir stand, noch Etwas für die blinde Alte hinzugefügt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die brave Rattenfamilie zu verjagen. Allein ich war wahrhaft gerührt von der kindlichen Zärtlichkeit der jungen Thiere, welche mehr für ihre hülflose Mutter thaten als viele Menschen. Wenn alle Ratten so gesinnt sind, wie diese beiden, dann gilt bei ihnen nicht das Sprüchwort, welches den Menschen zur Schande gereicht: Ein Vater kann eher zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater."

V. Abtheilung. — Kleine Gedichte.

125. Der ungezogene Sohn.

Karl sang und sprang, daß Alles klang,
Der liebe muntre Sohn!
Allein, allein, er nimmt ein'n Stein,
Und wirft des Nachbars Fenster ein.
Der ungezogne Sohn!

126. Die Jahreszeiten.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Sind des guten Gottes Kinder,
Bringen uns des Guten viel,
Blumen, Früchte, frohes Spiel.

127. Der junge Faullenzer.

Hans wollte Nichts lernen. Ich bin ja noch klein.
Wenn größer ich bin, will ich fleißiger sein!
Das Reis wird zum Dornbusch, das jung schon dich sticht.
Hans wurde wohl größer, doch fleißiger nicht.

128. Der Verbrecher.

Wer ist das? Wen führen sie dort vor Gericht?
Ein Räuber, ein Mörder, ein Bösewicht.
Bis dahin zu kommen, Das dacht' er wohl nicht,
Da einst er als Knabe zum ersten Mal,
Als wär es zum Scherze, sich Kirschen stahl.

129. Der große Birnbaum.

Sieh den Baum, wie dicht gedrängt
Birn' an Birne droben hängt,
Nur allmählich nahm er zu;
Einst war er so klein wie du.

130. Der Frühling.

Endlich wird die Wiese grün,
Lerchen singen, Veilchen blühn;
Und das kleine Mücklein freut
Sich der holden Frühlingszeit.
Freude tönt durch Wald und Feld.
Ist's nicht schön in Gottes Welt?

131. Gott sorgt für Alle.

Der kleine Käfer schwirrt umher,
Und lebt von seinem Blatt;
Das bunte Vöglein fliegt umher,
Und ißt sich täglich satt.
Den Käfer und das Vöglein liebt
Der Gott, der uns auch Speise gibt.

132. Kaufe in der Zeit, so hast du in der Noth.

Im Winter sind die Felder leer.
Doch sind die Scheunen voll;
Daraus zu lernen ist nicht schwer,
Was man im Sommer soll.
Pflegst du im Sommer deiner Ruh,
Glaub' mir, im Winter hungerst du.

133. Die Kornblumen.

Wie schön die blauen Blumen
Im grünen Weizen blühn!
Doch säh's der Landmann lieber,
Das ganze Feld wär' grün.
Die Schönheit macht noch nicht beliebt;
Man liebet mehr, Was Nutzen gibt.

134. Der Thierquäler.

Wer jetzt das Thierlein liebt, wird einst auch Menschen lieben.
Wer jetzt das Thierlein quält, wird Menschen einst betrüben.

135. Der angehende Schüler.

Sonst war ich klein, jetzt bin ich groß,
Lern' lesen, rechnen, schreiben,
Sitz' nicht mehr auf der Mutter Schooß,
Ich mag zu Haus nicht bleiben.
Sobald zur Schul' das Glöcklein schlägt,
So greif ich nach dem Buche,
Der Griffel ist zurecht gelegt,
Daß ich nicht lange suche.
Und in der Schule merk' ich auf,
Damit ich Alles lerne.
Drum hat mich auch, ich wette drauf,
Mein Lehrer schon so gerne.

136. Gottes Auge.

Vöglein spielen in der Luft,
Blümlein geben süßen Duft;
Schmetterling schwebt leise fort;
Kuh und Schäflein weiden dort.
In dem Wald steht Baum und Strauch,
Springen Hirsch und Rehlein auch.
Gottes Auge sieht auf sie,
Schützt und nähret spät und früh.

137. Gottes Wacht.

Zwölf Monat' hat das Jahr,
Und so viel Tage gar.
Da mußt du tüchtig zählen,
Wenn keines dran soll fehlen.
Nun merke, liebes Kind:
Wieviel der Tage sind,
So oft hat Gott auf dich gesehen,
Läßt seine Engel mit dir gehen,
Daß nie dir darf ein Leid geschehen.

138. Aufgestanden.

Steht auf, ihr lieben Kindelein!
Der Morgenstern mit hellem Schein
Beginnt am Himmel seinen Lauf,
Und weckt die kleinen Kinder auf.
Sei schön willkommen, lieber Tag!
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag;
Leucht' uns in unsere Herzen fein,
Und mach' uns von dem Bösen rein.

139. Das Bienelein.

Das kleine Bienelein
Fliegt immer fleißig hin und her,
Als ob es niemals müde wär',
Und trägt den Honig ein
Wer hat's ihm denn gesagt,
Wo's überall ihn finden kann,
Für sich und dich und Jedermann,
Daß es gar niemals fragt?
Das thut ja Gott allein.
Der legt ihn in die Blumen hin,
Da findet ihn das Bienchen drin
Und trägt ihn fröhlich ein.

140. Des Frühlings Walten.

O seht, die liebe Sonne lacht,
Die Wiese kleidet sich in Pracht;
Zerronnen ist der Winterschnee
Und Blumen dringen aus dem Klee.
Auf blauen Veilchen sammeln sich
Die kleinen Bienchen emsiglich;
Der bunte Buttervogel freut
Sich über sein bemahltes Kleid.
Die Lerche schwingt sich hoch empor,
Im Hain erschallt der Vögel Chor;
Vor Allem aber tönt der Schall
Der lieben kleinen Nachtigall.

141. Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach.
Dies sah von oben eine Taube;
Sie brach ein Blättchen von der Laube
Und warf's ihm zu. Das Bienchen schwamm darnach,
Und half sich glücklich aus dem Bach.
Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
In Frieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn auf sie gespannt;
Mein Bienchen kam; pick! stach's ihm in die Hand;
Puff ging der Schuß daneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

142. Rüstigkeit.

Frisch gethan und nicht gesäumt!
Was im Weg liegt, weggeräumt!
Was dir fehlet, such' geschwind!
Ordnung lerne früh mein Kind!
Aus dem Bett und nicht gesäumt!
Nicht bei hellem Tag geträumt!
Erst die Arbeit, dann das Spiel!
Nach der Reise kommt das Ziel.
Was du willst, besinn' dich recht,
Was du machst, mach' niemals schlecht!
Was du siehst, darauf gib acht!
Alles thu' mit Wohlbedacht!

143. Alter Spruch.

Iß, Was gar ist,
Trink', Was klar ist,
Sprich, Was wahr ist,
Gottes nicht vergiß!
Also hieß der Spruch der Alten,
Und sie haben ihn gehalten,
Und es ging den Alten wohl.

144. Schutzgebet.

Treuer Hirte deiner Schafe,
Wächter in der finstern Nacht,
Decke mich mit deinem Schlafe,
Habe gnädig auf mich acht.
Hüte all' die lieben Meinen
Gegen Kummer und Gefahr,
Hüte jedem Kind die Seinen,
Diese Nacht und immerdar!
Hüte Kranke auch und Arme,
Lindre, Vater, ihre Noth;
Sende morgen nach dem Harme
Ihnen wieder Kraft und Brod!
Hüte, Vater! all' die Deinen,
Auch die Thierlein allzumal,
Laß die Sonne wieder scheinen
Jedem froh von Berg zu Thal.

145. Unüberlegter Wunsch.

Knabe. Dies braune Pferd, welch schönes Thier!
O, lieber Mann, erlaubet mir,
Ein wenig drauf herum zu traben!
Was wollt' ich nicht für Freude haben!
Mann. Prüf' deine Kräfte doch zuvor,
Eh' du Was wünschest, kleiner Thor!
Ein Pferd kannst du noch nicht regieren;
Dein Leben kannst du leicht verlieren.

146. Kleines Unrecht.

Meinen Vetter Christian
Wagt's ein Bienchen jüngst zu stechen.
Zornig sprach der kleine Mann:
Wart' nur, wart'! ich will mich rächen.
Und er brach mit kühner Hand
Von dem nächsten Busche Reiser,

Schlug und warf mit Stein und Sand
An der armen Bienen Häuser.
Doch der kleinen Vögel Heer
Ließ die Schmach nicht ungerochen.
Alles fiel ihn an, und er
Wurde jämmerlich zerstochen.
Vetter! Dies war deine Schuld;
Keinem Menschen darfst du's klagen.
Lerne künftig in Geduld
Ein geringes Unrecht tragen.

147. Knabe und Hündchen.

Knabe. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
Ordentlich gerade sitzen lern'.
Hündchen. Ach, soll ich schon lernen, und bin so klein?
O laß es doch noch ein Weilchen sein!
Knabe. Nein Hündchen, es geht am besten früh;
Denn später macht es Dir große Müh'!

Das Hündchen lernte; bald war's geschehn, da konnt' es schon sitzen und aufrecht gehn, getrost in das tiefste Wasser springen, und schnell das Verlorne wiederbringen. Der Knabe hatt' seine Lust daran, lernt auch und wurde ein kluger Mann.

148. Sperling und Pferd.

Sperling. Pferdchen, du hast die Krippe voll;
Gibst mir wohl auch einen kleinen Zoll,
Ein einziges Körnlein oder zwei,
Du wirst noch immer satt dabei.
Pferd. Nimm, kecker Vogel nur immerhin,
Genug ist für mich und dich darin

Und sie aßen zusammen, die zwei, litt keiner Mangel und Noth dabei. Und als nun der Sommer kam so warm, da kam auch manch böser Fliegenschwarm; doch der Sperling fing hundert auf einmal, da hatte das Pferd nicht Noth noch Qual.

149. Kind und Miezchen.

Kind. Miezchen, warum wäschst du dich
Alle halbe Stunde? sprich!
Miezchen. Weil es gar zu häßlich steht,
Wenn man nicht recht sauber geht;
Köpfchen, Pfötchen, Alles rein,
Anders darf's bei mir nicht sein.

Unser Miezchen, hört' ich dann, stand in Ehren bei Jedermann; sie ließen es gern in die Stube kommen, und haben's wohl gar auf den Schooß genommen. Ich denke, das Waschen und Putzen hat ihm gebracht so manchen Nutzen.

150. Kuchen und Brod.

Kuchen. Komm, liebes Kind, ich bin der Kuchen,
Ich schmecke gar gut, mich mußt du versuchen.
Das Schwarze dort, das ist nur Brod,
Das ißt man kaum in großer Noth.
Brod. Geh', nimm ihn nur, ich bin ohne Sorgen;
Du kommst wohl zu mir noch heut oder morgen.

Das Kind war lange herumgelaufen; es hatte kein Geld, sich Kuchen zu kaufen; vor Hunger litt es große Noth; da kam es nach Haus, nahm schnell das Brod. Ei, wie schmeckt Einem das so gut, wenn man erst weiß wie der Hunger thut.

151. Kind und Schwalbe.

Kind. Schwälbchen, du liebes, nun bist du ja
Wieder von deiner Wanderung da.
Erzähle mir doch; Wer sagte dir,
Daß es wieder Frühling würde hier?
Schwalbe. Der liebe Gott im fernen Land,
Der sagte mir's, der hat mich hergesandt.

Und wie sie so weit war hergeflogen, da hat sie sich nicht in der Zeit betrogen. Der Schnee schmolz weg, die Sonne schien warm, es spielte manch' fröhlicher Mückenschwarm; die Schwalbe litt keinen Mangel noch Noth, sie fand für sich und die Kinder Brod.

152. Der Pudel.

Wer hat hier die Milch genascht? Hätt' ich doch den Dieb erhascht! Pudel, wärst denn du es gar? Pudel, komm doch! ei fürwahr, einen weißen Bart hast du; sag' mir doch: wie geht Das zu?

Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen: Ei Pudel, was machst du mir für Sachen? Willst wohl gar ein Naschkätzchen werden? Da hing er den Schwanz bis auf die Erden, und heulte und schämte sich so sehr. Der naschet wohl so bald nicht mehr.

153. Knabe und Vogel.

Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann: O rühre mein kleines Nest nicht an! O sieh nicht mit deinen Blicken hin! es liegen ja meine Kinder drin, die werden erschrecken und ängstlich schrei'n, wenn du schaust mit den großen Augen hinein.

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern; doch stand er behutsam und still von fern. Da kam der arme Vogel zur Ruh, flog hin, und deckte die Kleinen zu, und sah so freundlich den Knaben an: Hab' Dank, daß du ihnen kein Leid gethan.

154. Der Käfer.

Ein kleiner Käfer schwirrte vergnügt um's Bäumchen her. Allein im Garten irrte ein wilder Bub' umher.

Er fing das arme Thierchen, er packt's bei seinem Bein, und bindet's an ein Schnürchen, das arme Käferlein.

Er spottet seiner Wunden, er freut sich seiner Noth; doch, ach! in wenig Stunden war's arme Thierlein todt.

Du schlimmer Mensch, Was haben die Käfer dir gethan? Ach, aus dem bösen Knaben ward bald ein böser Mann.

155. Die Jahreszeiten.

Frühlingszeit, schönste Zeit! die uns Gott der Herr verleiht, weckt die Blumen aus der Erde, Gras und Kräuter für die Heerde, läßt die jungen Lämmer springen, läßt die lieben Vögel singen. Menschen, eures Gottes denkt, der euch so den Frühling schenkt.

Sommerzeit, heiße Zeit! Sonne brennt wohl weit und breit; aber Gott schickt milden Regen, schüttet alles Feld voll Segen, schenkt dem Schnitter volle Aehren, Brod's genug, uns all' zu nähren. Menschen, merkt es, Gott ist gut, daß er so am Sommer thut.

Herbsteszeit, reiche Zeit! Gott hat Segen ausgestreut, daß sich alle Bäume neigen von den Frucht-beladnen Zweigen, schaut umher mit Vaterblicken, wie sich alle dran erquicken. Menschen nehmt die Gaben gern, aber ehret auch den Herrn!

Winterzeit, kalte Zeit! Aber Gott schenkt warmes Kleid, dichten Schnee der kahlen Erde, warmes Wollenfell der Heerde, Federn weich den Vögelschaaren, daß sie keine Noth erfahren, Menschen, Haus und Heerd auch euch. Lobt ihn, der so gnadenreich.

156. Christus der Helfer.

Es zog ein guter Mann durch's Land, war allen Leuten gar wohl bekannt. Durch welche Stadt er ging, da kamen die Armen all', Wer krank und wund, und all' die Blinden, all' die Lahmen, und riefen: Herr, mach' uns gesund! Und er mit freundlichem Erbarmen, blieb gleich auf seinem Wege stehn, und sprach so liebreich zu den Armen: Was ihr begehrt, soll euch geschehn. Da konnten gleich die Blinden sehen, vorüber war der Kranken Leid, die Schwachen und die Lahmen gehen so froh von dannen nah und weit. Und Alle danken laut und loben den Mann, der solche Hülf' erweis't, der zu uns kam vom Himmel droben, und daß er Jesus Christus heißt. Drum ist umher im ganzen Land sein Name längst auch wohl bekannt.

157. Stimmen der Thiere.

Zu der Ameis' kam der Knabe;
Und sie sprach: Was tändelst du?
Ich so lang ich Arbeit habe,
Denke nicht an Spiel und Ruh'.

Zu dem Kätzchen kam der Knabe;
Und es sprach: Warum nicht rein?

Alles was ich um mich habe,
Wie geleckt muß Alles sein.

Zu der Spinne kam das Mädchen;
Und sie sprach: Warum so spät?
Schon drei Stunden spinn ich Fädchen,
Sieh wie fein und glatt gedreht.

Zu der Taube kam das Mädchen;
Und sie sprach: Warum so wild?
Stör' mich nicht auf meinem Bettchen!
Hier ist Alles sanft und mild.

Zu der Lerche kamen Knaben;
Und sie sprach: Singt ihr nicht gern?
Wir, so lang wir Kräfte haben,
Preisen immer Gott den Herrn.

158. **Die Freunde.**

Ich hab' einen Kameraden,
Einen bess'ren gibt es nicht.
Er hat nicht Lust am Streite,
Ist stets an meiner Seite
Hat gar ein treu Gesicht.

Wir halten fest zusammen
Und wehren uns vereint.
Ihn freuet, Was mich freuet,
Ich scheue, Was er scheuet,
Ich weine, wenn er weint.

Und Was uns einst begegnet
In der weiten, großen Welt,
Als Brüder woll'n wir's tragen,
Als Brüder woll'n wir's wagen,
So lang es Gott gefällt.

159. Die Bienen.

Dienen und gehorchen lerne!
Zu den Bienen gehe hin!
Sieh, wie Tausende dort gerne
Dienen ihrer Königin.
Sieh, wie Alle dort der Einen
Folgen ohne Widerstreit,
Wie dort Alle sich vereinen
Ohne Murren, ohne Neid;
Gegen Feinde tapfre Streiter,
Gegen Freunde treu gesinnt,
Bei der Arbeit rasch und heiter;
Thu's den Bienen nach, mein Kind!

160. Sonnenschein.

Sonnenschein,
Klar und rein,
Leuchtest in die Welt hinein,
Machst so hell, so warm, so schön,
In den Thälern, auf den Höh'n,
Die du alle überstrahlst,
Und so hold und lieblich mahlst.

Sonnenschein,
Klar und rein,
Kehr auch in das Herz mir ein!
Wenn ich habe heit'ren Sinn,
Wenn ich gut und freundlich bin,
Dann ist's in dem Herzen mein
Wunderbarer Sonnenschein.

V. Abtheilung. — Grammatische Uebungen.

161. Gleichlautende Wörter.

Ursprünglich hatten die Taschen-Uhren die Gestalt von Eiern. Der Bettelvogt verweist die Bettler aus den Ortschaften. Die verwaisten Kinder eines Soldaten, welcher tapfer focht, müssen unterstützt werden. Wenn man eine Landstrasse baut, worauf schwere Wägen fahren sollen, so muss man geuau abwägen, wieviel die Steigung beträgt. Ein langes Gewand hindert die Kinder daran, ihre Kräfte zu gebrauchen und gewandt zu werden. Die alten Deutschen liebten nicht das Leben in der Stadt; statt der Mauern hatten sie ihre Waffen und ihre Tapferkeit. Die Europäer sind zwar weisser als die Afrikaner, aber darum nicht immer weiser. Die Weissbinder streichen die Wegweiser an, und geben denselben gewöhnlich die Landesfarben. Wer einmal wider eine Mauer gerannt ist, wird es nicht leicht wieder thun. Ein rechtschaffener Wirth wird keinem seiner Gäste mehr Branntwein geben als er vertragen kann. Einen Brand muss man löschen, ehe er überhand nimmt. Wer gut Zither spielen will, darf mit der Hand nicht zittern. Wenn ein Zwerg einen grossen Zwerchsack über die Strasse trüge, würdet ihr gewiss lachen. Wenn der Fürst eine Bande Spitzbuben aus dem Lande verbannte, so würde das nicht viel helfen. Der Biss eines tollen Hundes ist tödlich; oft lebt der Gebissene nur bis zum neunten Tage. Die Knaben, welche Seifenblasen steigen lassen wollen, dürfen in den Strohhalm nur ganz leise blasen. Ein Blatt zwischen zwei ebene steinerne Platten gelegt, wird auch eben. Auch von den Bäumen, welche am schönsten blühten, fallen zulezt die Blüthen ab. Eine Maulwurfsfalle war so eingerichtet: Sobald der Maulwurf auf ein kleines Brett trat, zog sich ihm eine Schlinge von Draht um den Hals. Die dünnsten Dünste sind ganz durchsichtig. Wenn jedes Ei ausgebrütet würde,

ei wieviel junge Vögel würde es da in der Welt geben! Die Uhrmacher brauchen kleine Feilchen zu ihrer Arbeit. Das schlechte Wetter im März ist oft Ursache, dass die Veilchen erst im April erscheinen. Die vorderen Reihen der Soldaten knien, damit sie die hinteren im Schiessen nicht hindern. Ehe man die Gans brät, muss sie ganz rein gerupft und ausgeweidet sein. Ehe die neuen Schuhe ausgeweitet sind, pressen sie den Fuss. Die Gelehrten wissen oft nicht, wie man eine geleerte Kasse wieder füllen soll. Manche Blätter gleissen auswendig, sind aber innerlich voll Gift. Auf schlechten Wegen sollten die Wägen soviel als möglich in dem Gleise bleiben. Ein glimmender Docht verbreitet einen unangenehmen und ungesunden Dunst. Es gibt Knaben, welche an einem Baumstamme hinauf klimmen, indem sie sich blos mit den Knieen und den Armen fest anpressen. Einem Krämer verursacht es Gram, wenn Niemand in seine Bude kommt, um ihm seinen Kram abzukaufen. Wenn aber seine Waare reissend abgeht, dann lacht der Krämer. Einen reisenden Fürsten empfängt bisweisen die Jugend an der Gränze mit Blumen und Kränzen und Liedern. Es graut mir vor Giftgewächsen, vor dem Bilsenkraut, dem Stechapfel, dem Schierling, auch vor manchen Pilzen und Schwämmen. Es ist schön, wenn um einen ehrwürdigen Greis ein Kreis junger Leute versammelt ist, welche ihm zuhören. Das Gekröse der kleineren Thiere wird nicht leicht gegessen, das der grösseren nur zum Theil. Du würdest nicht ohne Grausen einen Mohren mit pechschwarzer Haut, blendend weissen Zähnen und krausen Haaren erblicken. Das harte Eis des Winters harrt nur auf den Frühling, um zu schmelzen. Wenn der Obrist an der Spitze des Regimentes halt! ruft, so hallt dieser Ruf durch alle Reihen nach. Mancher, welcher die Arbeit hasst, will hernach in Hast noch einholen, was die Anderen gearbeitet haben. Wenn die Tage heisser werden und das Getraide reift, hört man die heisere Stimme der Feldgrillen. Früher hiessen die schnellsten Schiffe Jachten, jetzt werden diese von den Dampfschiffen bei weitem übertroffen. Da, wo die Jagden verpachtet werden und der Pächter den

Schaden des Wildes ersetzen muss, nimmt dasselbe nicht leicht überhand.

162. Künstliche Dehnung.

Wer den wahren Werth einer Waare kennt, kann nicht übertheuert werden. Ein Paar Schuhe kostet etwas Mehr oder etwas Weniger als einen Thaler. Baar Geld lacht. Eine Schaar Tauben thut auf einem Acker Schaden; auch wenn sie nicht scharren. Der Müller und der Mahler mahlen. Was der Eine verfertigt, ist allemal weiss, die Arbeit des Anderen hat alle Farben. Wenn man ein Denkmal gesetzt hat, so hält man fast jedesmal eine festliche Mahlzeit. Die Kinder haben bei der Geburt oft noch gar kein Haar, auch fehlen ihnen die Härchen auf den Händen welche die älteren Leute haben. Die Staare fliegen lärmend in grossen Schaaren umher; wenn sie in einen Weinberg gerathen, fressen sie Alles bis auf die letzte Beere ab. Das Pferd und der Löwe sind sich ähnlich wegen ihrer Mähnen, aber sehr unähnlich sind ihre Zähne. Der Schwan ist grösser als die Gans, diese grösser als der Hahn und dieser wieder grösser als das Huhn. Man kann nicht genug ermahnen, mit brennenden Spänen oder Kohlen vorsichtig umzugehen. Wenn die Felder und die Bäume kahl werden, verlässt uns eine grosse Zahl von Vögeln und zieht schaarenweise in andere Gegenden. Dahin gehören die Staare, die Nachtigallen, die Kraniche, die Dohlen, Grasmücken, Rothkehlchen u. s. w. Das Sprüchwort: Besser, demüthig gefahren, als hochmüthig gegangen, ist nicht immer wahr. Die Aehren vieler Getraide-Arten sind mit Grannen besetzt, gewisser Massen zur Schutzwehr. Manche Thiere ahmen die Sprache der Menschen nach, z. B. die Staare, Raben, Dohlen, Elstern, Häher; andere lernen Lieder singen, wie der Blutfink oder Dompfaffe, der Kanarienvogel. Gar Mancher wird von dem Tode eingeholt, ehe er es ahnt. Nachdem man einen krummen Stab gebäht hat, kann man ihn gerade biegen. Die Landleute mähen das Gras früh am Morgen oder spät am Abend, während der Thau darauf liegt. Ein Fuder Wein enthält sechs Ohm oder vierhundert

und achzig Maas. In dem Monat Juli blüht der rothe Feldmohn oder die Klatschrose. Wenn die Leute einsähen, wie nachtheilig ihnen das Spielen in der Lotterie ist, so würde kein Jude mehr ein Loos dazu los. Die Blüthe des Mooses wird zwar nicht sehr beachtet, sie ist aber so schön als manche Frühlingsblume. Einen Mohren weiss zu waschen, wird eben so wenig gelingen, als Schnee zu trocknen. Hat der Mensch an jedem Fusse zehn Zehen? Die Weiden haben ein biegsames Holz mit einer zähen Schale, wesshalb man sie zu Weidenruthen dreht, und sie zum Binden gebraucht. Jeder weiss am besten, wo ihn der Schuh drückt, darum sei mit blossem kahlem Rathe nicht so freigebig. Befiehl lieber Nichts, als dass dein Befehl nicht befolgt wird. Der Igel ist ein sehr nützliches Thier, er verzehrt Mäuse, Schlangen und anderes Ungeziefer. Saul fuhr fort, dem David Böses zu thun und sein Leben zu bedrohen, obgleich dieser ihn zweimal geschont hatte. David floh lieber aus seiner Heimath, als dass er seine Hand an den König gelegt hätte. Das Rindvieh und die Schafe gewähren uns mehr Nutzen, als alles Wild. Was ist der Werth eines Hirsches gegen den einer Kuh! oder der eines Rehes gegen den eines Schafes! In ein leeres Fass braucht man keinen Krahnen einzuschlagen. Die Heidelbeeren wachsen selbst in den rauhesten Gegenden und sind gewöhnlich das wohlfeilste Obst. Es ist nicht schön; wenn eine Person den Rahm abschöpft, und den Gefährten die Molke übrig lässt. In den Kirchen sind gewöhnlich über den Stühlen der Weiber noch Bühnen für die Männer. Wenn du im Rohre sitzest, so sieh zu, dass du dir Pfeifen schneidest. Die Schäfer scheeren die Schafe mit einer besonderen Art von Scheeren. Aus der nämlichen Schule gehen einige Schüler mit leerem Kopf hervor, während andere gelehrte Leute werden. Ein Schmetterlingsflügel wird durch Angreifen sehr leicht versehrt. Geniesse, Was dir Gott beschert, lerne entbehren, Was du nicht hast, beneide nicht Diejenigen, welche Mehr haben. Kehre Dich nicht an die Thoren, welche die sparsamen Leute auslachen, aber nachdem sie ihr Gut mit Prassen verzehrt haben und nicht

mehr bezahlen können, dem Staate zur Last fallen. Unsere Seele nimmt wahr, Was um uns vorgeht; die Augen, die Ohren, das Gefühl und die übrigen Sinne führen ihr zu, Was sie gesehen, gehört oder gefühlt haben.

163. Dehnung und Schärfung.

Alle Fische, ausser den Aalen sterben bald, wenn sie aus dem Wasser herauskommen. Die Kinder ahmen die Sprache ihrer Mütter oder Ammen nach. Manche Dörfer sind an eine Mühle gebannt, sie dürfen dann nicht anderswo mahlen lassen. Auf einem gebahnten Wege ist gut gehen. An eine Wunde muss ein Verband gelegt werden. Die Todten werden meistens auf einer Bahre getragen. Die Leute, welche barfuss gehen, haben gewöhnlich nicht viel baares Geld. Die grossen Eisenstangen, welche die Schmiede verarbeiten, heissen Barren, so auch die Balken, womit man die Wege sperrt. Nicht alle tragbaren Dinge werden auf Tragbahren getragen. Wenn der Schnee sich ballt, wird er bald aufthauen. Ein Mensch kann nur eine Mutter, aber mehrere Schwestern und viele Basen haben. Die Geigen werden gewöhnlich von einem Basse begleitet. Ein böser Knabe kann sich bessern. Um die Betten der Kranken sieht man die Verwandten derselben oft beten. Ich bitte dich, sagte ein Vater zu seinem Sohne, biete doch niemals einen höheren Preis auf eine Sache, als sie werth ist. Wenn die Trompeter zum Angriffe blasen, dann erblassen die feigen Soldaten. Auf den Marktplätzen schlagen die Krämer Buden auf, die Butten aber kauft man bei dem Küfer. Es ist immer etwas gefährlich, auf einem Damme zu fahren, manche Damen sind zu ängstlich dazu. Auch die dünnsten Fäden des Spinngewebes thun ihre Dienste. Bei Nacht hängen sich oft Dünste an die dünnen Fäden der Spinnen. Zwölf Stück machen ein Dutzend. Man muss fremde Personen nicht duzen. Niemand verkauft zwölf Ellen Leinwand für den elenden Preis von einem halben Thaler. Wenn die Holzmacher einen Baum fällen, darf ihnen Vorsicht nicht fehlen, sonst könnte er auf sie fallen.

Solche Stiere, welche nicht zum Fahren gebraucht werden, heissen auch Farren. Je fetter die Gänse sind, desto schlechter sind oft ihre Federn. Was hilft es, Demjenigen, welcher keinen Hunger fühlt, den Mund mit Speise zu füllen. Die Blüthe des Fliederstrauches ist wohlriechend, und gefällt mir besser, als die Flitter an den künstlichen Blumen. Auf einem Flosse fährt man viel langsamer als in einem Schiffe. Die Fische schwimmen durch die Bewegung ihrer Flossen. An den Zollstätten werden die Fuhrleute gefragt, was für Fracht sie geladen haben. So oft ihr durch einen Fluss fahrt, seid ihr gewiss durch eine Furth gefahren. Das Geislein, welches auf dem Eise ausglitt und ein Bein brach, litt viele Schmerzen und hatte keine geraden Glieder mehr. Die Hasen haben grasse Augen, kleine Augenlieder und sehr lange Ohren; Gras und Kraut ist ihre Nahrung. Die Narren hassen die Klugen. Ein Fuder Stroh enthält 60 Gebund. Das Gerstenstroh dient zum Futter des Viehes. Ein Fensterladen wird nicht von Latten, sondern von starken Brettern gemacht. Die Kleider, welche jetzt nach der Mode sind, werden in einem Jahre vielleicht die Motten verzehren. Ein wider eine Wand geworfener Ball prallt zurück. Wer gerne prahlt, den lacht man aus. Wenn der Ofen offen bleibt, geht viel Hitze verloren. Durch blosses Reden wird man nicht leicht einen Menschen retten Kein Thier hat Waden. Der Schneider legt in manche Kleider Watten. Es ist nicht löblich, ohne Noth im Kothe herum zu waten. Als Abraham seinen Sohn wieder losgebunden hatte, sah er einen Widder in der Hecke. Die Katzen zerren die gefangenen Mäuse oft lange umher, bis sie dieselben verzehren. In dem Hause des Metzgers finden sich Haken, um das Fleisch aufzuhängen, und Hackmesser, um das Fleisch zu hacken. Es ist eckelhaft, wenn man in allen Ecken eines Hauses Ueberbleibsel vom Essen sieht. Die Menschen müssen die Schafe schützen, weil Gott dieselben ohne Waffen geschaffen hat. Der Schatten, welchen die Bäume auf die Felder werfen, thut dem Getraide Schaden. In einem Kahne könnten viele Kannen stehen, aber in einer Kanne keine Kähne.

164. Sinnverwandte Wörter.

Ganz Deutschland war vordem mit Wäldern bedeckt. Da, wo nur kleines Gehölz war, baute man Wohnungen. In den Hainen verehrte man Götter, wie wir den wahren Gott in den Kirchen. Die Städte hatten ehemals Mauern, in den Flecken wurden Märkte gehalten, in den Dörfern wohnten bloss Bauern. Jetzt hat sich Dies einigermassen geändert. Jedes Thier ist von einer Haut umgeben, aber nicht Jedes von einem Fell. Auf dem Felle sind Haare und zwar nicht gar zu lange. Ein Fell mit so dichten Haaren, dass es zum warm-Halten dient, heisst Pelz. Von Hasen, Füchsen, Mardern u. dgl. bekommen wir Bälge, denn sie werden abgestreift, ohne sie ganz aus einander zu schneiden. Der Greis geht an seinem Stabe, der Knabe hat bisweilen einen Stecken zum Schlagen, der Mann trägt einen Stock, welcher oft mit einem Knopf und einer Quaste verziert ist. Auf dem Sessel sitzt der Grossvater, um auszuruhen, den Stuhl stellen sich die Erwachsenen an den Tisch, auf den Schemel treten sie nur, die Kinder aber sitzen auch darauf; einen Sitz findet man auch auf einem Balken oder Steine. Aus einem Baumstamme werden Dielen geschnitten, die Dielen geben kleine und grosse Bretter; aber nur aus den dicksten Dielen werden Bohlen. Der hölzerne Wegweiser weist uns den Weg, der Bote zeigt uns denselben. Das Pferd ist ein Thier mit ungespaltenem Hufe, wie der Esel, der Gaul zieht den Karren, das Ross trägt einen vornehmen Reiter. Ueber einen Fluss kommt man auf Brücken oder auch in Nachen; über den Bach auf einem Stege oder durch einen Sprung. Der Strom ist schwer zu passiren, er ist entweder zu breit für eine Brücke, oder zu heftig. Man muss ihn mit grossen Kähnen befahren. Eine Strasse ist ein fahrbarer, breiter Weg, der mit Häusern besetzt sein kann, aber die Gasse ist ein Durchgang zwishen zwei Reihen Häusern. Die Stuben sind heizbare und bewohnbare Gemächer eines Hauses, die Kammern werden

nicht immer bewohnt, sie können auch unheizbar sein, meist sind sie auch kleiner als die Stuben. Es gibt Speisekammern, Milchkammern, Rauchkammern, aber nur Wohnstuben, Besuchstuben, Schulstuben. Alle zum Wohnen eingerichtete Gemächer heissen auch Zimmer, besonders wenn das Gebäude ansehnlich und die Einrichtung nicht ärmlich ist. Ein Saal ist ein besonders grosses Zimmer. Durch die Thüre geht oder reicht man in einen verschlossenen Raum, durch das Thor fährt man hinein. Die Haselstaude enthält viele neben einander in die Höhe gehenden Gerten, der Dornbusch ist mit seinen Aesten dicht in einander verwachsen, durch die Weidensträucher kann man sich hindurcharbeiten, einen Rosenstock pflanzt man auch wohl in einen Topf. Wenn der Wind weht, bewegen sich die Wipfel der Bäume, heftiger Sturm bricht die Gipfel derselben oft ab, die Spitzen der Berge aber bleiben unerschüttert. Das Vieh erhält sein Futter, die Menschen ihre Speise, Gott gibt allen Geschöpfen ihre Nahrung. Nachdem ein Mann auf dem Schiffe Land erblickt hatte, rief er den übrigen zu, und sie sahen es nun ebenfalls. Einige schauten mit Wohlgefallen nach den grünen Ufern, Andere spähten neugierig, ob sie nicht menschliche Wohnungen gewahren (erblicken) könnten. Nur wenige guckten gleichgültig nach der neuen Erscheinung. Wenn ein kleines Kind Schmerz fühlt, so schreit es nach seiner Mutter, ältere Kinder rufen nach derselben.

165. Verschiedene Bedeutung eines Wortes.

Die Blätter der Pflanzen haben in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Farben, die Blätter eines Buchs erhalten die ihrige immer. Wenn ein Reicher arm wird, so sagt vielleicht ein Armer zu ihm, das Blättchen hat sich gewendet. Wenn sich die Kelche mancher Blumen schliessen, so kann man schliessen, dass es Abend wird. Wenn du einen Brief schliessest, so musst du deinen Namen unterschreiben. Durch Besuche darf sich ein Kind nicht leicht abhalten lassen, die Schule

zu besuchen. Wie geht es? fragte ein Mann einen alten Bekannten. Schlecht antwortete dieser, denn ich habe die Gicht und kann nicht gehen. Versuche es nur, es wird doch gehen, sagte der Erste. Nein, erwiederte der Kranke, es gehen mir Stiche durch das Knie, wie von Nadeln. Ich würde zu Grunde gehen, wenn ich durch das Zimmer ginge. Die Teiche sind stehende Gewässer, die Soldaten gehören zu dem stehenden Heere. Einem wohlstehenden Manne kann man Etwas borgen, zumal wenn er an der Spitze eines guten Geschäftes steht. Ein Sprüchwort sagt: „Er schlägt nichts aus als Eier," weil man diese auf eine doppelte Art ausschlagen kann. Die Pferde können jeder Zeit ausschlagen, aber die Bäume meistens nur einmal im Jahre. Ein Sattler, welcher einen Reisewagen mit Tuch ausschlägt, würde ihn als Geschenk gewiss nicht ausschlagen. Der Esel vermag sich nicht zu beschweren, wenn man seinen Rücken mit einer übermässigen Last beschwert. Der König trägt eine Krone auf dem Haupte und hält ein Scepter in der Hand, und doch trägt er bisweilen Leid im Herzen und hält sich nicht für den Glücklichsten in der Welt. Ein Acker, welcher drei Morgen hält, trägt wohl fünf Fuder Getraide. Halte Dich mit den Rechtschaffenen, und trage ihre kleine Schwächen mit Geduld! Die Soldaten müssen sich gerade halten, und den Kopf aufrecht tragen. Vor Zeiten trugen die Landleute fast nur selbst gearbeitete Kleider und hielten darauf, dass Alles bei der alten Mode bliebe. Der Bauer hält die Pferde nicht des Vergnügens, sondern der Arbeit wegen. Wer kann deutlich machen, dass viermal fünf zwanzig macht? Die Magd macht alle Tage das Bett, welches der Tischler und der Sattler schon vor Jahren gemacht haben. Wenn die Kinder sich recht schmutzig gemacht haben, so denkt doch manches: Ach, das macht Nichts. Es gibt Menschen, welche nicht daran denken, dass ihnen Gott alles Gute gibt. Ein Fauler konnte nicht einmal rechnen, wieviel sieben mal acht gibt, er bildete sich ein, wenn er älter werde, gebe sich das Rechnen von selbst. Ein Fruchthändler sagte: es sollen Wolkenbrüche im

Gebirge gefallen sein, desshalb fällt das Getraide nicht mehr, sondern fängt an zu steigen. Nun, wie es fällt, ich bin vorgesehen. Einem alten Bauer wollte man begreiflich machen, dass die Erde rund sei. Nein, sagte er, das ist mir zu rund, das glaube ich nicht. Durch blinde Fensterscheiben kann ein Sehender so wenig sehen als ein Blinder. Es gibt Völker, welche so roh sind, dass sie rohes Fleisch essen. Salomo, der zweite König aus dem Stamme Juda, baute den Tempel zu Jerusalem, wozu er die Baumstämme von Libanon kommen liess. Wenn die Reisenden am Fusse eines Berges angelangt sind, müssen sie gewöhnlich zu Fusse den Weg bis zum Gipfel machen. Man macht Knöpfe aus Holz, Horn, Bein, Metall u. s. w. Manche Soldaten haben ein hölzernes Bein. Die Augen der Hühner bemerken sehr leicht die Raubvögel in der Luft. Die Hühneraugen rühren meistens von engen Schuhen her.

166. Aehnlichlautende Wörter.

Meisen fangen die Knaben in Kästchen mit einem Deckel, Mäuse fängt man in Fallen; Mais aber ist eine Getraideart, welche auch wohl Welschkorn oder türkischer Weizen genannt wird. Manche Flüsse fliessen an den engsten Stellen sehr reissend, die Schiffer befahren diese Stellen oft mit Aengsten. Kinder sollen ihre Eltern ehren, älteren Leuten überhaupt mit Achtung begegnen. Die äussere Seite der Thore in den Festungen ist oft mit eisernen Bändern und Nägeln beschlagen, damit man dieselben nicht mit Aexten zerhauen kann. Die Bären fressen zwar am liebsten Fleisch und Honig, aber in Nothfällen nehmen sie doch auch mit Beeren fürlieb. Die Reichen in ihren Pallästen bemerken oft nicht die Blässe der armen Kinder, welchen es an dem Nöthigsten fehlt, um ihren Hunger zu stillen und ihre Blösse zu bedecken. Wenn der Nordwind bläst, ist es nicht rathsam, mit entblöstem Halse auszugehen. Wer seine fälligen Zinsen nicht bezahlt, der ist kein zuverlässiger Bezahler, und wird vielleicht in völliger Armuth endigen. Die Jäger nennen das Wildpret feist, wenn

es wohl genährt ist. Ein feistes Brätchen gilt für einen Leckerbissen. Geballte Fäuste sind ein Zeichen des Zorns. Die Aehren des Weizens heissen golden. Es ist nicht leicht, zwei Fäden durch ein Nadelöhr zu ziehen. Einen Tanz in Ehren kann Niemand wehren. Die Fensterscheiben werden verbleiet, aber ein ungehorsamer Knabe wird mit Recht durchgebläuet. Wenn der Same auf gutes Feld fällt, so geht er bald auf. Unsere Aelterväter waren nicht sehr gewandt in der Feder, dennoch standen ihre Saaten oft fetter als die unsrigen. In manchen Gärten sind die Beete mit Bögen von Weidengerten eingefasst. Durch viel Geschwätze und Gerede geräth oft eine Sache schlechter als durch Schweigen. Warum gehören die Räder des Wagens nicht zu dem Hausgeräthe? Ein Todtengräber ist nicht gröber und nicht feiner als andere Leute auch. Alle Kröten sind hässlich, einige Mädchen, welche Grete heissen, sind nicht hässlich. Die spitzigen Knochen der Fische nennt man Gräten. Wenn die Hähne nicht krähten, wüsste man oft nicht, dass der Morgen käme. Johannes der Täufer trug ein härenes Kleid. Die Taubstummen sehen das Gesprochene, aber sie hören es nicht. Die Richter verhören die Gefangenen, die Soldaten verheeren oft eine ganze Gegend. Wenn eine ganze Heerde Kühe sich auf einmal härte, so würde die ganze Weide mit Härchen bedeckt sein. In einem gewöhnlichen Heerde kann man das Eisen weder härten noch schmelzen. Der Hehler ist nicht besser als der Stehler. In das Innere der Höhlen dringt nicht die geringste Helle. Wie es in der Hölle aussieht, kann Niemand erzählen. Einen eisernen Keil hat wohl Jeder Holzhacker, aber eine Keule pflegten nur die alten Kriegshelden zu tragen und mancher von ihnen erlegte damit einen borstigen Keiler (Eber). Doch auch die Metzger tragen Hammelskeulen zum Verkaufe. Die Brodkrusten, welche sich nicht gut beissen lassen, muss man sich kerben. Der Bäcker des Pharao trug drei Körbe mit Gebäck auf dem Kopf. Der Kärrner welcher Getraide geladen hat, weiss wohl schwerlich, wie viel Körner er fährt. Aus den Kernen der Kirschen wachsen Kirchbäumchen, aus den

Körnen der Gerste Gerstenhalme. Leider leiden viele Leute unschuldig Strafe. Das Oel kann man durch Schnee läutern. Auf Leitern steigt man auf die Bäume. Das Läuten der Glocken verursacht manchen Leuten Schmerz im Gehör. Manche Mägde möchten lieber Herrinnen sein. Ein schlechtes Pferd heisst eine Mähre, eine unwahrscheinliche Erzählung ein Mährchen. In den Meeren gibt es mehr Fische als in den Flüssen. Die Rüben, welche man Möhren nennt sehen gelblich aus. Es gibt auch ein Land, welches Mähren heisst. Wenn das Getraide nur allmälich reift, werden die Körner mehliger, als wenn die Sonne allzu grell scheint. Wenn die Krähen einen Ackermann pflügen und säen sehen, so fliegen sie hinter ihm her, und lesen die Engerlinge auf. Wenn die Knaben nicht so Vielen Muthwillen trieben, würden sie ihre Eltern nicht so häufig betrüben. Schon die alten Heiden hatten das Sprüchwort: Heute ist besser als morgen. Wenn der Himmel heiter ist, denke, dass er auch trübe werden kann. Einen faulen Menschen, welcher zu der Arbeit getrieben werden muss, nennt man wohl einen Bärenhäuter. Wenn man das Schwein nicht brühte, würden die Borsten nicht ausgehen, wenn man den Speck nicht briete, würde er nicht anstatt Oel dienen können. Mit einem blossen Rathe ist dem Armen so wenig geholfen, als einem Wagen mit einem einzigen Rade. Von allen Zähnen kann der Zahnarzt die Backenzähne am wenigsten gut packen. Willst du reisen, so nimm einen Pass mit. Willst du Musik haben, so vergiss den Bass nicht. Wunden thun weh, aber die grösseste Pein ist, wenn einem Menschen das Bein abgesägt wird. Die Gärtner binden sehr Vieles mit Bast. Um einem Anderen gefällig zu sein, dürfen wir nicht warten, bis es uns gerade passt. Ehemals baten die Zigeuner für ein einziges Kind oft zwanzig Pathen. Die Gärten werden bald mit Mauern bald mit Planken eingefasst. In reinlichen Haushaltungen trägt man die Milch nur in blanken Eimern. Im Kriege liegen die Soldaten manchmal auf der platten Erde. Auf einem einzigen Blatte Papier kann sehr Wichtiges geschrieben sein. Die Fürsten allein haben das

Recht, Münzen zu prägen, für andere Personen ist es ein Verbrechen. Die Mädchen spielen mit Puppen, die Buben mit hölzernen Säbeln und Flinten. Wer bei Tage im Freien ist, wünscht des Nachts unter Dache zu sein. Wenn die Küfer die Dauben in den Fässern zusammenbinden, so machen sie oft einen Lärm, dass man taub werden möchte. Was man an den Flüssen Dämme nennt, das heisst am Meere Deiche. Auch die Fischteiche haben oft Dämme. Brod, Kuchen und Semmeln werden aus Teige geformt und dann gebacken. Der Fuchs fürchtet sich nicht vor dem Dachse. Den Metzgern und Bäckern gefällt oft die Taxe nicht, welche die Obrigkeit setzt. Schon manches Dorf ist wohlhabend geworden, weil man in seiner Gemarkung Torf stechen konnte. Um höhere Töne hervorzubringen, muss man die Saiten stärker ausdehnen, oder kürzer machen. Die Engländer haben in ihrem eigenen Lande nicht genug Eichen und Tannen, und kaufen desshalb viel Holz auswärts. Die Enten haben einen platten Schnabel, der am Ende etwas abgerundet ist. Die Kaminfeger sehen schwarz aus, darum fürchten sich manche Kinder vor ihnen. Die Gefächer eines hölzernen Hauses werden theils mit Backsteinen, theils mit Leimen ausgefüllt. Die Laternen welche die Strassen beleuchten, hängen an einem Pfal oder in der Mitte von zwei Pfälen. Im Winter, wenn kein Schnee liegt, sehen die Wiesen fahl aus, und im ganzen Felde fehlen die Blumen. Wenn du einen Brief zusammenlegst, kannst du, falls du kein Falzbein hast, ihn mit dem Nagel falzen. Die Pfalz am Rhein ist ein gesegneter Landstrich; der Pfälzer Wein ist weit und breit beliebt. Wo der Rhein durch Felsen strömt, brausen die Wellen. Die alten Völker hätten es bequemer gehabt, wenn sie ihre Pfeile hätten spitz feilen können; allein es fehlte ihnen an dem Werkzeug. Ein Lehrer sagte zu einem Schüler, welcher schon oft gelogen hatte: Wenn ich finde, dass du wieder mit Finten umgehst, so werde ich dir gar Nichts mehr glauben. Wenn die Landleute pflügen, fliegen die Lerchen gen Himmel und ergötzen sie mit ihrem Gesang. Die Blumen blühen nicht alle

dazu, dass man sie pflücken soll, und die Vögel brüten nicht, dass man ihnen die flüggen Jungen nehmen soll. Wer sich nicht gern mag bücken, Wer sein Kleid nicht mag flicken dem wird es schwerlich glücken, sich in die Welt zu schicken. Mit manchem Pflocke befestigt der Schäfer den Pferch. Wenn es schneit, dann ist die Luft voll Flocken, auch schon im Herbste fliegen bisweilen Distelflocken umher. Die Zwetschen sind eine Art Pflaumen; sie sind zuweilen grau angelaufen, aber auf den Pfirsischen sitzen wirklich dünne Härchen, wie die Flaumen der Federn. Wenn Jemand ein Pfund Silber findet, so ist dies schon ein guter Fund. Es ist besser den Garten bauen, als Karten spielen. Wer einmal den Gaumen gern kitzelt, der isst den Mandelkern, und denkt kaum daran, ihn in den Garten zu setzen. Gelt, wenn du Geld hättest, du gönntest auch dem Armen Etwas und du könntest ihn nicht hungern sehen! Joseph bekam einen bunten Rock; weil Dies seine Brüder verdross, schlossen sie einen Bund wider ihn.

Lesebuch

für

die Stufe der Anschauung

von

Dr. W. J. G. Curtman,
Direktor des Schullehrer-Seminars zu Friedberg.

Dritte vermehrte Auflage.

Gießen, 1853.
Verlag von Ernst Heinemann.
(Heyer's Universitäts-Buchhandlung.)

Lesebücher

Lesebücher

Lesebuchet

Curtmann, Wilhelm Jakob Georg,

Lesebuch für die Stufe der Anschauung

Gießen 1853